

BERGE
DER
WELT
1952

BERGE DER WELT

Das Buch der Forscher und Bergsteiger

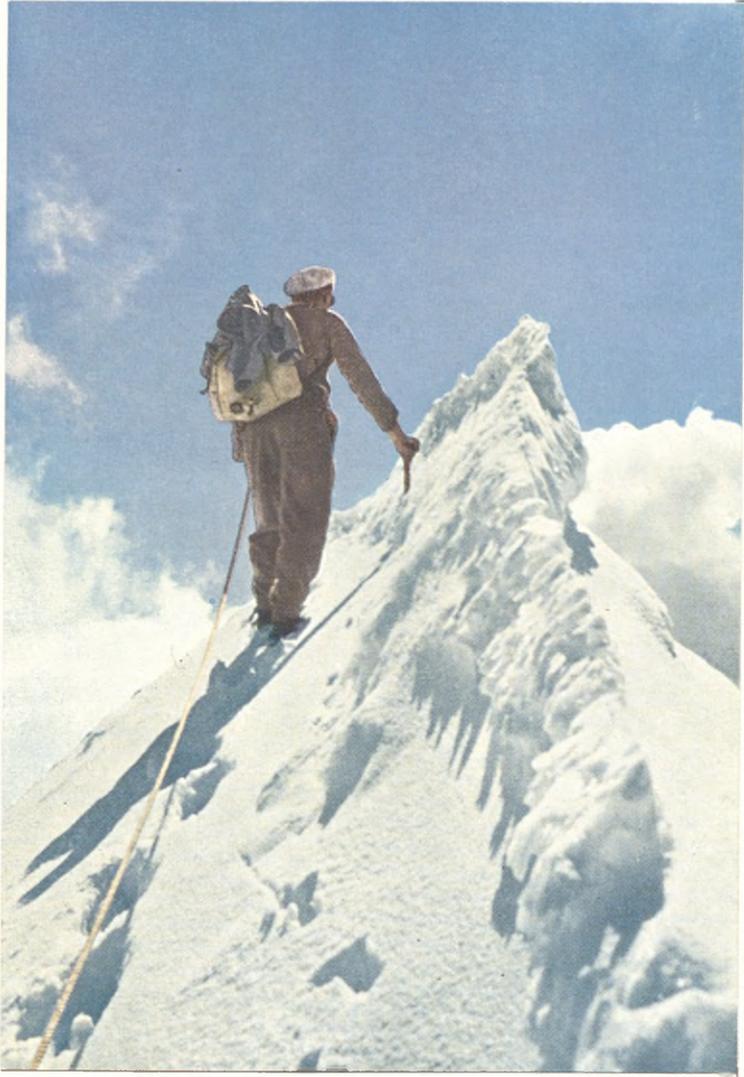


BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

BERGE DER WELT



HERAUSGEGEBEN VON DER SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG
FÜR ALPINE FORSCHUNGEN



Die Liebe zu den Bergen ist die beste
PINDAR

BERGE DER WELT

Das Buch der Forscher und Bergsteiger

SIEBENTER BAND 1952

BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

CHEFREDAKTOR: MARCEL KURZ
GÜNTER O. DYHRENFURTH * HANS ROELLI

COPYRIGHT BY SCHWEIZERISCHE STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN
ALLE RECHTE, INSBESONDERE AUCH DAS DES AUSZUGSWEISEN NACHDRUCKS, VORBEHALTEN

VERLAGSRECHT SCHWEIZ: BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

DRUCK: VERBANDSDRUCKEREI AG BERN
EINBAND: BUCHBINDEREI SCHLATTER AG BERN
KLISCHEES: ABEREGG-STEINER & CO. AG BERN

PRINTED IN SWITZERLAND

INHALT

	Seite
Vorwort	9
Otto Furrer. Von Karl Weber	11
Erinnerungen an Charles Simon 1862–1942. Von Hans Koenig.....	19
Vom Toteis zum lebenden Eis	41
Werden und Vergehen eines Eisberges. Von Arnold Fanck	43
Blaublätter und Gletscherkorn. Briefwechsel zwischen Arnold Fanck und Albert Heim	59
Die Eroberung des Cerro Fitz Roy. Von Lionel Terray	71
Zwei Berge in Bolivien. Zum Gedenken an Henry Hoek	79
Cordillera Blanca. Von René Mallieux	89
Mount Kenya. Von Felice Benuzzi	99
Auf die drei höchsten Vulkane von Iran. Von Arnold Heim	109
Der Mukut Parbat und seine Trabanten. Von M. E. Riddiford	129
An der Grenze Sikkim–Nepal. Georg Frey zum Gedächtnis	145
Himalaya 1947–1950. Von Marcel Kurz	155
Alpine Rundschau	219
Berner Oberland 219, Zermatt 221, Breuil 228, Macugnaga 232, Chamonix 233, La Bé- rarde und Ailefroide 235, Courmayeur 235, Berninagebiet, Bergell und Rätikon 242, Neuseeland 244, Rockies 246, Patagonien 259, Bariloche 261, Aconcagua 261, Sikkim 274, Everest 277, Kulu (Panchjab) 281, Garhwal 282, Nachtrag 283, Panch Chuli 284, Leh-Ladak 286, Bergsteigen in der Sowjetunion 287, Pik Lenin 292, Kaukasus 299	
Verzeichnis der Abbildungen	302
Kartenmappe «Berge der Welt»	304

VORWORT

Das Bergsteigen ist wieder in eine weitausholende, nach grossen Fernzielen ausgerichtete Phase eingetreten. Bedeutende Expeditionen haben manchen weisen Fleck der Weltkarte ausgefüllt. Die Brennpunkte, denen das Streben der Forscher und Bergsteiger zuströmt, sind die gleichen geblieben: nachdem die Alpen bis in die hinterste Gesteinsfalte durchforscht und gedeutet sind, locken immer auf neue die grossen ausseralpinen Bergketten. Unter ihnen nimmt der Himalaya den ersten Rang ein, und es sind jetzt besonders die Massive der Achttausender, denen sich das Weltinteresse zuwendet. Aber auch die schwer überblickbaren Kontinentaltalgebirge der westlichen Hemisphäre und die noch schwerer zu erreichenden Zonen jenseits des Himalaya sind Zeugen eifriger Forscherarbeit. Ja selbst die Arktis, mit ihren weitgedehnten Bergzonen und geheimnisvollen Eiszeiten, lockt Jahr für Jahr wissenschaftlich arbeitende Bergsteiger in ihren Bann.

Im Laufe der Jahre ist für die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen zu einer weltumspannenden Aufgabe geworden, was einst bescheiden in den Händen schweizerischer Forscher und Bergsteiger begann. Mehr und mehr wird unsere schweizerische Institution aufgerufen, um ausgleichend und vermittelnd den Angehörigen mancher Nation zu dienen. In dieser durch gleichgerichtete Interessen herangewachsenen Zusammenarbeit liegt ein vielversprechendes Gemeinschaftswerk der bergsteigenden Völker angedeutet, und übereinstimmend mit der traditionellen Vermittlerrolle, die der Schweiz auch in andern Sektoren des menschlichen Zusammenlebens zufällt, zögert die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen nicht, die dargebotenen Hände zu ergreifen und dem Gemeinschaftsgedanken, wo er sich echt und offen zeigt, Vorschub zu leisten.

Aus diesem Grunde hat sich die Stiftung denn auch entschlossen, dieses bisher in sieben deutschen und zwei französischen Bänden vorliegende Werk vom kommenden Jahre an in englischer, französischer und deutscher Ausgabe zum Erscheinen zu bringen.

Der vorliegende Band reiht wiederum gewichtige Beiträge nebeneinander. Sein Hauptbeitrag ist die Nachführung der «Himalaya-Chronik» von Marcel Kurz bis zum Jahre 1950. Darin liegt eine Bedeutung: es soll dem Leser Gelegenheit geboten werden, sich mit der Forschungs- und Besteigungsgeschichte der Hima-

layagebirge vertraut zu machen, um die bevorstehenden, in den kommenden Bänden *Berge der Welt* erscheinenden Berichte über das Aufflammen aktivsten Interesses für den Mount Everest richtig würdigen zu können.

*

Es bleibt auf drei neue Kartenpublikationen der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen hinzuweisen: *Cordillera Blanca und Huayhuash* 1:300000 (Kammverlaufkarte der Anden von Peru). *Karakorum* 1:750000 (Kammverlaufkarte). *Kenya* 1:250000, mit Nebenkarten Kenya (Gipfelmassiv) 1:50000 und *Kenya/Kilimandjaro* 1:4000000.

Diese Kartenblätter werden demnächst als neue Bestandteile der Kartenmappe *Berge der Welt* für den Einzelbezug freigegeben, sie können am Sitze der Stiftung (Zürich 3/45, Binzstrasse 23) vorbestellt werden (siehe S. 304).

*

Endlich ist mitzuteilen, dass fortan die «Alpine Rundschau» zusammen mit anderen Nachrichten in einem *Journal für alpine Forschungen* zusammengefasst und in zwangloser Folge herausgegeben wird. Als Besonderheit dieser neuen Zeitschrift gilt der Grundsatz, dass die Arbeiten der einzelnen Mitarbeiter ausschliesslich in ihren Originalsprachen gedruckt werden. Es ist ein Beitrag zum Verständigungswillen der Völker, deren Eliten (darunter die Forscher und Bergsteiger) durchaus imstande sind, mehrere Fremdsprachen lesen zu können.

*

Wenn wir dieses Jahr unsere Blicke zurückwenden, erfüllt uns Trauer um grosse Bergsteiger, die wir nie mehr auf unsern Gipfeln antreffen werden. Sie sind durch Leistung und Haltung unvergesslich geworden, und ihnen widmen wir dieses Buch, auf dass sich in uns das grosse Wort erfülle: «*Non omnis moriatur!*»

*Schweizerische Stiftung
für Alpine Forschungen*

OTTO FURRER

Von Karl Weber

Am 26. Juli 1951 ist Otto Furrer infolge Risses des Tyndall-Seiles am Liongrat des Matterhorns, dem Berge, mit dem er von Jugend auf leidenschaftlich verbunden war, abgestürzt. Sein plötzlicher Tod erschütterte nicht nur seine Freunde; die grosse alpine Welt trauerte um ihn. Man wusste, wer er war; man anerkannte seine Erfolge und blieb ihm dank seiner innerlichen Grösse verbunden. Mögen Erfolge noch so bewundernswert erscheinen: sie erfassen und berühren nur dann, wenn hinter ihnen der ganze Mensch steht.

Otto Furrer war einer der besten und gewiegtsten Bergführer und Skilehrer. Dabei hat er nicht bloss die Achtung seiner Touristen und Schüler erworben; er wurde zum Freunde. Das Leben, das ihn unsanft anpackte, das er jedoch mit seiner Kraft und Einsicht zu meistern wusste, erzog und vertiefte ihn. In einfachen Verhältnissen wuchs er auf und lernte die Schwierigkeiten des Daseins schon früh genug erkennen. Er hätte hart und abweisend, wortkarg und strenge werden können – statt dessen wuchsen mit ihm seine Ideale und seine Lebensbejahung. Er mag einen Zug ins Romantische und Abenteuerliche gehabt haben. An den langen Winterabenden lauschte er den Gesprächen der alten Bergführer und spann sie in seiner aufgeweckten Bubenart weiter. Er liebte seinen Vater, der Führer und Hüttenwart war, und hoffte, es ihm einmal gleichzutun. Das Gehörte setzte er auf seine Weise in die Tat um: er kletterte im unsicheren Gebälk der Heuschober und seilte – nur um ein Beispiel anzuführen – seine Schulkameraden im Eisengerüst der Findelenbrücke kunstgerecht ab. Schon damals nahm er ernsthaft entgegen, was ihm gesagt wurde, und versuchte, das einmal Aufgenommene auch zu verwirklichen. Sein überaus praktischer Sinn half ihm dabei. Auch in der Schule blieb er an der grauen Theorie nicht hängen; er wollte sie durchdringen und lebendig gestalten. Es scheint mir wichtig, zu betonen, dass sich Otto schon in sehr jungen Jahren auf sein späteres Leben vorbereitet hat, ohne sich dessen wohl ganz bewusst zu sein. Als ihn sein Vater in eine Gärtnerlehre steckte, packte den Buben im fremden Lausanne das Heimweh – aber er hielt als pflichttreuer Sohn durch. Diese Lehre war für ihn nicht so sehr als Beruf bedeutsam; dafür lernte er in diesen Jahren erfahren, wie unabwendlich er mit seinen Bergen auf Gedeih und Verderb verbunden war. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich denn auch nicht als

Gärtner, sondern verpflichtete sich als Hilfsarbeiter an ein Stauwerk und begleitete seinen Vater als Träger. Nun kamen Otto jene Sommerwochen zugute, die er mit ihm, dem Hüttenwart, auf der Bétempshütte verbrachte; er besass beachtliche Vorkenntnisse in Fels und Eis. Seine scharfe Beobachtungsgabe allein hätte nicht genügt, um aus ihm einen so ausgezeichneten Berggänger zu machen: Fleiss und vor allem zähe Geduld rundeten ihn zum Manne, als den ich ihn kennengelernt habe.

Mit 22 Jahren erwarb er das Bergführerpatent und ein Jahr später das Diplom als Skiführer. Otto hatte sein erstes wichtiges Ziel erreicht. Nun wuchs er förmlich in seine Aufgabe hinein. An jeder Tour lernte er dank seiner Beobachtungsgabe, Überlegung und dank seinem Lerneifer, der ihn rastlos vorwärts trieb. Bald sprach sich seine Zuverlässigkeit herum, und seine Beliebtheit nahm zu, weil er nicht nur sicher führte, sondern seinen Touristen mit trefflichen Worten und Wegen die Berge näher brachte.

In diesen jungen Jahren heiratete er Ida Gentinetta, die – selber von einer Führerdynastie abstammend – ihn verstand, ermunterte und förderte. Denn auch er hatte, wie jeder fühlende Mensch, dann und wann Aufmunterung nötig; in seiner harten Selbstkritik war er öfters unzufrieden mit sich selbst. Wir sehen später, dass Otto gerade wegen dieser Unerbittlichkeit, die ihn nie rasten und rosten liess, zum erfolgreichen und sieggewohnten Skiläufer wurde.

Seiner Ehe entsprossen drei Knaben und zwei Mädchen. Annemarie, Ottos Liebling, starb in zartem Alter. Er hat diesen Verlust nie ganz verwunden; seine Freunde, denen er sich – wenn auch immer mit Scheu und Zurückhaltung – anvertraute, wissen, wie schwer er darunter gelitten hat.

Obwohl unser Freund annähernd zweihundertmal das «Hore» bestiegen und teilweise überquert hat, vernachlässigte er die übrigen gewaltigen Zermatter Berge keineswegs. Auch zog es ihn ins Mont-Blanc-Gebiet, in die Berner und Bündner Alpen und über die Grenzen unseres Landes hinaus. Lebhaft erinnere ich mich einer Skibesteigung der Königsspitze des Ortlers, die Otto mit seiner gewohnten Gründlichkeit vorbereitete und durchführte. Neben Ernst Feuz beteiligte sich auch David Zogg, Ottos alter Renngefährte, an unserer Tour, die mir zeitlebens unvergesslich bleiben wird. Man lese übrigens Ottos Führerbücher nach; aus den Eintragungen seiner Touristen spricht ehrliche Begeisterung. So schreibt Christopher Young unter anderem: “We haven’t had much climbing experience, but we would feel safe with him on Mt. Everest!” Jeder, der ihn wirklich erleben durfte, empfand den grossen, wetterbraunen, knorrigen Mann als einen Begleiter, auf den er rückhaltlos bauen konnte.

In der Geschichte des Schweizer Bergführertums ist Otto Furrer nicht zu übergehen. Er gehört der dritten Führergeneration an. Das sogenannte «Goldene Zeitalter» von 1855 bis in die siebziger Jahre brachte die Erstbesteigungen der bedeutendsten Berge der Alpen bis zum Matterhorn; die Anderegg, Andenmatten,

Almer, Burgener, Lauener, Taugwalder und andere sind als ihre Pioniere berühmt geworden. Die zweite Generation (ich erwähne nur Klucker und Franz Lochmatter) vollendete das Werk und eroberte die letzten noch unberührten Gipfel. Die dritte, heute lebende Generation musste sich bescheiden oder extreme Probleme anpacken. Hierin nun weigerte sich Otto Furrer entschieden. Nicht dass es ihm an Mut und Kaltblütigkeit gefehlt hätte, aber der Tourist war in seinen Augen viel zu wertvoll, um ihn unnötigen Gefahren auszusetzen. Er erprobte und gewöhnte seine Berggäste auf leichteren Touren an, bevor er sie zu schwereren Bergen führte. Seine Antwort, die er einem Engländer gab, der sich wegen seines unsicheren Gehens entschuldigte, ist bezeichnend: «O, es ist gar nicht so schlimm!» Er liess den Tadel offen und das Lob nicht ausser acht. Er wollte nicht verletzen, um seinen Touristen nicht zu entmutigen; im Grunde seines Herzens schätzte er ihn. Wenn er sich selber unerbittlich erzog – deshalb wohl, weil er unverbogen und gerade, aufrecht und einsichtig war –, so mutete er den ihm Anvertrauten weniger zu und war bereit, ihre Schwächen zu entschuldigen. Wie bedachtsam er eine Tour vorbereitete, ging schon aus der fast militärischen Inspektion der Rucksäcke, Schuhe und Ausrüstungsgegenstände hervor. Rückhaltlos setzte er sich auf der Tour selbst, oft unter Missachtung des eigenen Lebens, für seine Bergsteiger ein. Als eine Partie über uns Steine loslöste, stülpte ich den Rucksack über den Kopf – Otto aber richtete sich auf, um mich zu schützen. Immer war er voller Besorgtheit und kameradschaftlicher Bereitwilligkeit. Er besass alle guten Eigenschaften eines guten Führers. Wir dürfen ihn unbedenklich in die erste Reihe unserer Alpenführer stellen. Ein bekannter Bergsteiger hat einmal von ihm gesagt: «Er ist ein königlicher Führer; sein Pickel ist sein Szepter!»

Mit der Frühlingstour auf den Ortler habe ich Ottos bestes Tun schon gestreift: das Skifahren. Früh schon brachte er es hierin zu einer aussergewöhnlichen Fertigkeit, die er seiner Begabung und auch, nicht zu kleinsten Teilen, seinem unermüdlichen An-sich-Feilen und seiner nie sich erschöpfenden Geduld verdankte. Gepaart mit seinen Qualitäten als Bergsteiger war er dazu ausersuchen, das bis dahin noch vernachlässigte winterliche Berggehen in Schwung zu bringen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich ihn als den winterlichen Pfadfinder seiner Berge bezeichne. Er hat Wege eröffnet, die heute Standardrouten geworden sind. Seine Verdienste als Winterführer sind einmalig und unbestritten. Er gehört mit zu jenen Auserwählten, die für das Skifahren im Hochgebirge, das vor nicht so langer Zeit als gefährlich, ja als unmöglich betrachtet wurde, eintraten und es mit grossartigen Touren einleiteten. Es litt Otto Furrer nicht, den Winter wie ein Murrelter zu verschlafen. Dazu war er viel zu lebendig. Er suchte sich Winterziele aus, die ihn befriedigten und seine Touristen, fast mehr noch als im Sommer, erfreuten. Der ausgezeichnete Skifahrer und Geländekenner fand die richtigen, kaum ermüdenden Aufstiege und die herrlichen weitausholenden Abfahrten. Er war dem

Bergsommer und dem Bergwinter in gleichem Masse verbunden und gehörte damals zu den wenigen Führern, die das ganze Jahr hindurch dem Berg zu Leibe rückten. Was ihm der Winter versagte, offenbarte ihm der Sommer; was der Sommer nicht zu geben vermochte, erfüllte sich im Winter. Und hier und dort sammelte er seine Erfahrungen und tauschte sie aus. Man hatte bei ihm das Gefühl absoluter Sicherheit und Beherrschung; seine unzähligen und mannigfachen Übungen in Fels, Eis und Schnee erzogen und machten ihn zum Meister.

Dass es diesen Meister nun lockte, sich mit Gleichgesinnten im friedlichen Wettkampfe zu messen, war natürlich. Seine Kunst des Skifahrens konnte er an Rennen am besten und eindrucklichsten zeigen. Es würde zu weit gehen, alle seine Erfolge aufzuzählen; nur die wichtigsten seien hier festgehalten. Im Jahre 1928 gewann er den Langlauf am Schweizerischen Skirennen in Gstaad. Als Mitglied einer Militärpatrouille führte er sich an der Olympiade in St. Moritz ein; Ausdauer und Kameradschaftssinn, die beiden wichtigsten Teamfaktoren, besass er in idealem Masse. Doch der Langlauf allein beanspruchte nicht sein ganzes Können; er wechselte zu den alpinen Disziplinen hinüber, wo sich seine fabelhafte Technik bewähren konnte. 1931, 1932 und 1934 sehen wir ihn in St. Anton, bei schwerster in- und ausländischer Konkurrenz, als Kombinationssieger im Kandaharrennen; gleichzeitig holte er sich 1932 die Weltmeisterschaft der alpinen Kombination in Cortina d'Ampezzo und siegte 1933 zudem im Parsenn-Derby. Im Laufe weniger Jahre hat er so bedeutsame Siege errungen, wie sie nach ihm noch keinem anderen Schweizer Fahrer vergönnt waren. Seine grossen Erfolge blendeten ihn nicht; er blieb der einfache Otto, der im Sieg die Unterlegenen tröstete und in der Niederlage die eigenen Fehler nicht beschönigte. Er suchte für sein Versagen keine Entschuldigung, kein Wenn und Aber. Um so eifriger trainierte er wieder und arbeitete an sich, um die Fehler auszumerzen. Zu seiner ruhigen, sachlichen Art, die jeder Überheblichkeit abhold war, zu seinem Können und Wissen fühlte sich auch die Jugend hingezogen. Und er erfasste klug dieses Vertrauen und wurde bald zum Vorbild der Jungen. Er, der unentwegt Lernende, wurde zum Lehrer, allerdings nicht im trockenen, staubigen Sinne, sondern aufgeschlossen, lebendig und wendig.

Wir erwarten von Otto Furrer, der auf die zweckmässige Ausrüstung seiner Touristen so viel Wert legte, mit Recht auch, dass er sich mit seinem eigenen Gerät, dem Ski, eingehend befasste. Mit seinem Freunde Adolf Attenhofer arbeitete er während Jahrzehnten an der Vervollkommnung des Skis und seiner Bindung; gleichzeitig hat er die jeweiligen Verbesserungen und Neuerungen selbst strengen Prüfungen unterzogen. Halbes Tun befriedigte ihn nicht; er gab sich ganz und willig einer Aufgabe hin. Attenhofer schätzte die Gründlichkeit und den Ideenreichtum seines Freundes und verdankt ihm Lösungen, die ohne Furrers Einsatz nicht so rasch verwirklicht worden wären. Die beiden Typen des Otto-Furrer-Skis sind heute noch, vor allem in Amerika, beliebt und gesucht.

Nun gelange ich zum dritten Teil seines Skifahrertums: der Skischule. Ich lasse in diesem Abschnitt Christian Rubi vom Schweizerischen Skischulverband, den gründlichsten Kenner der Materie, sprechen: «Als Bergführer und Trainer verschiedener Nationalmannschaften hatte Otto Furrer schon früh Gelegenheit, sich mit dem Skiunterricht zu befassen, und er tat dies mit gleicher Gründlichkeit, wie er sich auf seine Skiwettkämpfe vorbereitete. Die systematische Gründung von Schweizer Skischulen fällt in das Jahr 1933. Im November und Dezember gelangte in Engelberg der erste Skischulleiterkurs zur Durchführung, der drei Wochen dauerte. Es ist kein Wunder, dass der damals mächtig aufstrebende Winterkurort Zermatt Otto Furrer mit der Lösung seines Skiunterrichtsproblems beauftragte und ihn nach Engelberg sandte, um das schweizerische Skischulleiterpatent zu erwerben. Der äusserst talentierte Rennfahrer verfügte über beträchtliche Kenntnisse im Skilehrwesen, die er sich als scharfer Beobachter und ausgezeichnete Praktiker während seiner vielen Aufenthalte in den Winterkurorten des In- und Auslandes angeeignet hatte. Er wusste beispielsweise genau Bescheid über den Stand des damaligen österreichischen Skischulwesens mit all den starken und schwachen Seiten. Seine Ernennung zum Klassenlehrer für den Engelberger Kurs galt als Selbstverständlichkeit und erwies sich bei der Grundsteinlegung des schweizerischen Skischulwesens als ausserordentlich wertvoll. In skitechnischen Fragen herrschten vor zwanzig Jahren hundert Meinungen. Otto Furrer verirrte sich nie auf das Glatteis theoretischer Spitzfindigkeiten. Er besass einen ausgesprochenen Sinn für das praktisch Wertvolle und Verwendbare und trug wesentlich bei zu einer gesunden Entwicklung unserer Skischulen, deren Verband er als Klassenlehrer in den zur Tradition gewordenen Jahreskursen sowie als Mitglied und Berater der Technischen Kommission bis zu seinem unerwarteten Tod in mustergültiger Weise diente. Otto Furrer hat seine Skischule in Zermatt trotz Kriegs- und Krisenzeiten in wenig Jahren entwickelt zu einem ausgezeichneten, einwandfrei geleiteten Lehrbetrieb, wo gewissenhaft gearbeitet wurde. Er verstand es, das ihm eigene Lehrtalent auf seine Skilehrer zu übertragen. Im Winter 1950/51 stand die Skischule Zermatt unter achtzig schweizerischen Jahresbetrieben an fünfter Stelle. Heute bietet der Kurort seinen Wintergästen eine stattliche Anzahl prachtvoller Abfahrten, die alljährlich Tausende erfreuen. In den sinnvoll angelegten Abfahrtsstrecken am Fusse des Matterhorns liegt ein Stück wertvolles Gedankengut, das Otto Furrers Pioniergeist entsprungen ist.»

Es ist mir ein besonderes Anliegen, hinzuzufügen, dass Otto Furrer als Bergführer, Winterführer, Skiläufer und Skilehrer dem Kurort Zermatt unvergängliche Dienste geleistet hat. Die meisten Zermatter wissen es. Wenn da und dort, wie ja überall, Neid aufsprang und seine Verdienste nicht, wie sie es verdient hätten, gewürdigt wurden, soll uns dies nicht überraschen: jeder wirklich Grosse hat Anfechtungen zu erleiden. Otto hat sie männlich ertragen und sich dadurch nie von

seinem Wollen und Müssen wegleiten lassen. Er ging als gerader und aufrechter Mensch, unbekümmert um jede Missgunst, seinen Weg. Ich bin davon überzeugt, dass Ottos Verdienste mit den Jahren noch mehr gewürdigt werden und sein früher Tod noch schmerzlicher empfunden wird.

Am strahlenden Morgen des 30. Juli 1951 wurde Otto Furrer zur ewigen Ruhe gebettet. Aus nah und fern, aus allen Teilen der Schweiz und des Auslandes eilten die Bergfreunde herbei, um ihrem Kameraden das letzte Geleit zu geben. Sechs junge Zermatter Führer und Skilehrer hoben den Sarg auf ihre Schultern. Das Matterhorn, sein Berg, sein Schicksalsberg, leuchtete in makelloser Reinheit, von keiner Wolke, keinem Schatten getrübt.

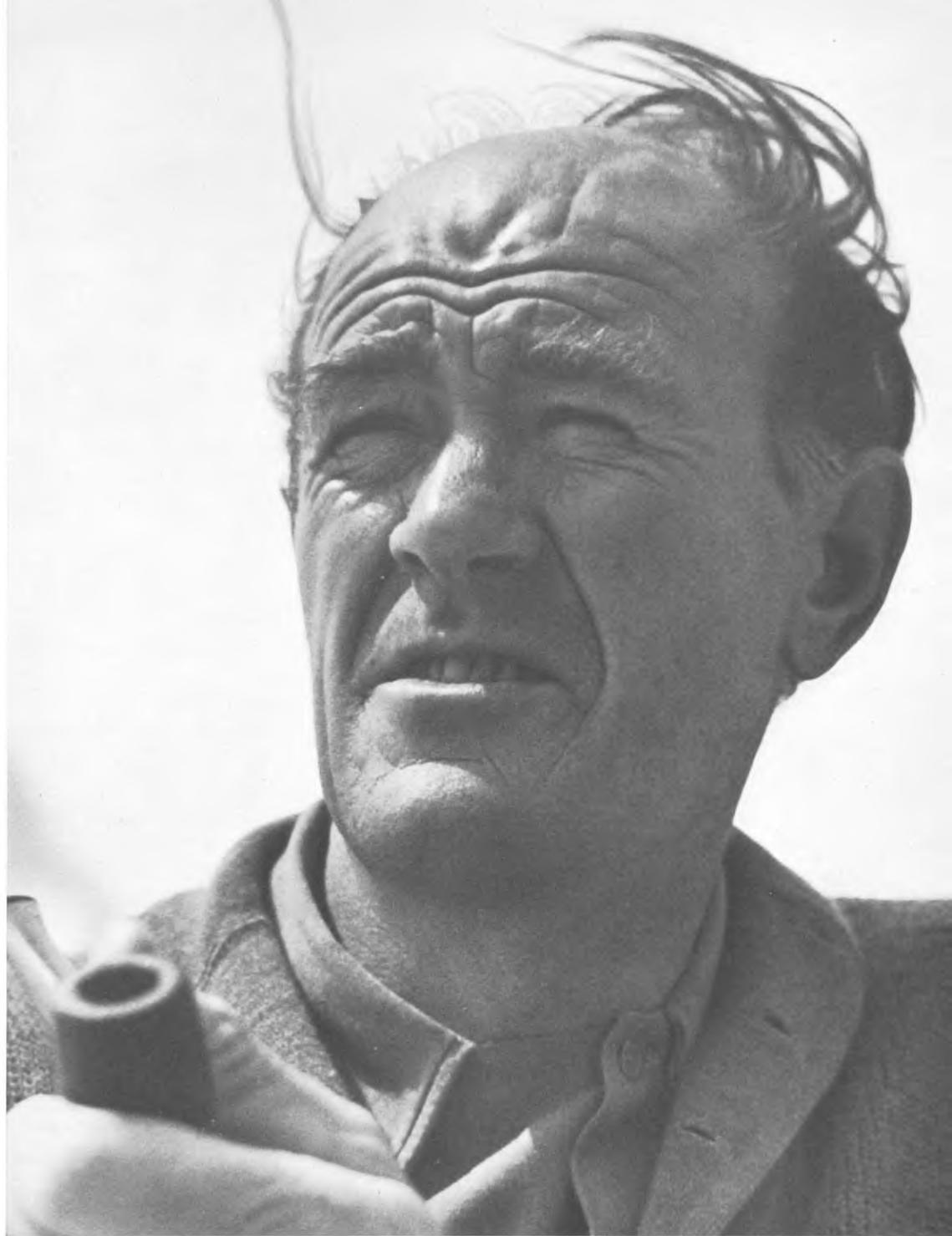
Am Grabe wurden besinnliche und zu Herzen gehende Worte gesprochen; trotz der Verschiedenheit der Sprechenden, die nach verschiedenen Gesichtspunkten dem Verstorbenen gerecht wurden, waren sie sich ausnahmslos darin einig, dass mit Otto Furrer ein vollwertiger Mensch und grosser Führer dahingegangen ist. Besseres kann von einem Menschen nicht gesagt werden. Seine edle Gesinnung, sein tapferes Wesen, seine Liebe und Treue, mit der er seine Familie umgab, bekundete er auch in seinem Berufe.

Als der Sarg in die offene Gruft gesenkt wurde, verharreten die Trauernden in erschüttertem Schweigen. Manche weinten; sie brauchen sich ihrer Tränen wahrhaftig nicht zu schämen.

Später stand ich bewegt am frischen Grabhügel, der mit Bergblumen geschmückt war. In der Stille, im Alleinsein ward mir noch deutlicher und eindringlicher bewusst, wie unersetzlich mir Otto geworden ist und welchen Schmerz es mir bereitet, ihn verloren zu haben. Allmählich aber kam eine tröstliche Ruhe und Gewissheit über mich: «Lieber Freund, Dein Leben war ein Beispiel von Menschlichkeit und Pflichterfüllung. Deine Tage und Jahre waren genützt, bedacht und ausgewogen. Du hast das befreiende Leben, Du hast aber auch den Tod jederzeit vor Augen gehabt. Deshalb konnte er Dich nicht erschrecken. Vor Deinem Hinschied umstrahlte Dich der Kranz Deiner Berge. Du hast den umfassenden Blick auf die herrliche Bergwelt mit Dir hinübergenommen. Du wurdest aus den Bergen heraus geboren, Du gehst wieder in sie ein. Dein Geist, der Deine Schritte lenkte, Deine Liebe zur Natur und ihren lebendigen Kräften werden uns begleiten und uns Kraft und Trost spenden. Lieber Freund, schlafe ruhig in Deiner geliebten heimatlichen Erde. Wir alle werden Dich immer unter uns wissen: Du lebst in uns weiter.»

Non omnis moriatur!

Bild: Otto Furrer (Photo W. Studer).





ERINNERUNGEN AN CHARLES SIMON

1862–1942

Von Hans Koenig

Was soll und was kann man noch über *Dr. Charles Simon* schreiben? Hat er uns doch mit seinen *Erlebnissen und Gedanken eines alten Bergsteigers* (Orell Füssli, Zürich, 1931; im folgenden zitiert als *Erlebnisse*) ein Bergbuch besonderer Prägung geschenkt und seine Taten selbst beschrieben. Ein «In Memoriam» in den *Alpen* (1942, Heft 7) brachte in grossen Zügen eine Skizze des Bergsteigers, und Aymon de Mestral hat im Auftrage der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft in Zürich in einer Erinnerungsschrift über *Charles Simon, Humaniste et Réassureur*, die literarische, künstlerische und geschäftliche Persönlichkeit gewürdigt.

Wenn trotz alledem die Schriftleitung der Schweizerischen Stiftung für alpine Forschungen den Wunsch hatte, noch Näheres über diesen Mann zu erfahren, so ist das verständlich. Wir stehen doch vor einer starken, einzigartigen Persönlichkeit, die einerseits im Wirtschaftsleben der Welt ihre Bedeutung hatte und anderseits den Bergen verfallen war wie kaum einer. Dr. Andreas Fischer, der vorsichtige, zurückhaltende, hat in seinen *Hochgebirgswanderungen* (Band I, Seite 161) den charakteristischen Satz über Simon geprägt: «Ihm hatten's die grossen Höhen recht eigentlich angetan; nie zog ein Alpinist zu Berge, in dem das ‚feu sacré‘ lebendiger gewesen.» Dieses Urteil ist zutreffend. Und dieses heilige Feuer hat nicht nur während der Jugend- und Mannesjahre durchgehalten, es glühte noch im Alter. Wie funkelten seine Augen, wenn er – durch eine schmerzhaft Arthritis zur Untätigkeit gezwungen – vom Krankenlager aus die fein ziselierte Bergsilhouette vom Speer über den Milan zum Mürtschenstock erblickte. Diese Kombination von Mann mit umfassender Bildung, Literat, Kunstfreund, Weltgeschäftsmann und Bergsteiger ist doch recht sonderbar. Man fragt sich, wo lag die Dominante? Darnach ist bisher nie gefragt worden. Um es gleich vorwegzunehmen: sie lag im Bergsteigen. Das war die Quelle, aus der er immer wieder neue Kräfte für seine angestrengte geistige Tätigkeit schöpfte. Der Geschäftsmann, der die Nacht hindurch im Schlafwagen nach Zürich zurückgekommen war, um am Samstagmorgen noch so und so viel zu erledigen, der in anstrengenden Direktions- und Verwaltungsratssitzungen zu referieren oder sie zu leiten hatte, bedurfte dringend

Bild: Aufbruch zum Matterhorn (Photo W. Studer).

der Ausspannung. Er fand sie in den Bergen. Wenn er am Samstagnachmittag nach einer aufregenden Geschäftswoche im Zug nach dem Urner- oder Glarnerland sass, wurde er ein völlig anderer Mensch. Sobald er sein Bergkleid trug, war er wie verwandelt. Alles Geschäftliche, Aufregende war abgelegt und durch den Geruch von Heu- und Stallduft an seinem Kittel verbannt. Er betrachtete die Löcher, Dreiangel und Flicke im Hosenboden, an den Knien und Ellenbogen! Ach, das waren Reliquien. Er wusste genau, wo sie alle entstanden waren und streichelte sorgsam den Flick, den er bewunderte. Taube Ohren hatte er gegenüber den Mahnungen seiner Frau: «Mais Charles, faites-vous donc faire un nouveau costume de montagne, je ne peux plus le *flicker*!» Nein, das alte Gewand, mit dem er seit Jahren gewandert, das ihn schützt und gewärmt hatte, in dem er oft total durchnässt heimgekommen war, liebte er, und es wäre ihm als Untreue erschienen, es abzulegen und ein neues zu kaufen.

Die geistige Entspannung kam aber jeweilen erst allmählich. Auf dem monotonen Anmarsch von der Bahnstation zur Höhe erholte er sich im frischen Bergtal; in der Alphütte mit ihrem vom Wildheu duftenden Lager wurde ihm wohl, ja, hier konnte er endlich ausspannen.

In den Bergen selbst, in ihrer Ruhe und Erhabenheit konnte er sich sammeln, zur Besinnung kommen. Er hat mir einmal gestanden, er habe alle grossen Entscheidungen seines Lebens, persönlicher und geschäftlicher Art, in den Bergen gefasst. In der Stille der Einsamkeit hatte er seine fruchtbarsten Stunden. Die Berge waren ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, um Kräfte zu finden für seine Pflichten persönlicher und geschäftlicher Art. Wie wenig wird das verstanden!

Kurz nach Erscheinen der *Erlebnisse* kam am schweizerischen Bankiertag ein Herr aus Basel auf mich zu und fragte: «Sind Sie nid der Frind vom Herr Simon? Darf ich Sie eppis frooge? Loose Sie, wie chunnt das, nach sim Buech isch är jede freie Dag in d Bärge gange, jede schöne Sunndig haut er's ab, sini Ferie bringt är allei uf Bärgtoure zue und laht si Frau deheime hogge. Im ganze Buech stoot kais Wort vo ihre; stimmt do eppis nid?» Das belustigte mich; ich konnte aber den Frager zuversichtlich beruhigen mit der Erklärung: «Vom Teuersten spricht und schreibt man eben nicht.» Aber diese Reaktion auf Simons Buch hatte ich doch nicht erwartet. Als ich einige Tage später – wie das in regelmässigen Abständen üblich war – mit meiner Frau zum Abendessen auf der Au war und wir im lauschigen «tête-à-tête à quatre» um den Tisch sassen, brachte ich deshalb möglichst wörtlich das neugierige Interview des Baslers vor. Frau Simon horchte auf, und mit einem maliziösen Lächeln sagte sie: «Vous entendez, Charles?» Er war betroffen: «Eh bien, je ferai une nouvelle édition de mon livre et le premier chapitre sera intitulé *Marguerite*.» Dann stand er auf, umarmte und küsste seine Frau, der die Tränen über die Wangen rannen. Das «Kapitel» hat er geschrieben und es mir einmal vorgelesen; es wurde nicht veröffentlicht, weil eine Neuauflage

des Buches unterblieb. Es war ein schlichter, aber rührender Dank an seine Frau, mit tiefer Anerkennung dafür, dass sie ihn immer hat ziehen lassen. Ja, seine Frau hatte ein wunderbares Verständnis für die Passion ihres Mannes, für seine Liebe zu den Bergen. Sie, die in Le Havre geboren, am Meere aufgewachsen war und dort nie einen Berg gesehen hatte und auf keiner Tour hat mithalten können, begriff, wessen er bedurfte. Sorglich versah sie ihn mit Proviant, den sie in blau- und weisskarierte Leinensäcklein verpackte, die sie selbst gemacht hatte. In einem ganz kleinen Säcklein waren immer feine «friandises», «Home-made-Guezeli» und Datteln, von denen er mit graziöser Geste seinen Kameraden anbot und den Rest auf dem Heimweg Bergkindern in den Mund steckte. Wusste Frau Simon, dass er mit einem Bergfreund auszog, so legte sie ein besonderes Säcklein bei mit einem Zettelchen: «Pour Monsieur...» Das war «Marguerite», die Bergsteigerfrau sondergleichen. Ist es verwunderlich, dass, wenn Simon ins Tal kam, noch bevor er an seine körperlichen Bedürfnisse dachte, sein erstes war, ein Telegramm oder zum mindesten eine Karte nach Hause zu schicken?

Auf seinen Touren hat Simon nie Aufzeichnungen gemacht: «C'est besogne de secrétaire.» Dafür behielt er das Wesentliche tief in seinem Gedächtnis; besondere Ausblicke, Gratformen und Tiefschau hat er nie vergessen, sondern sah sie jederzeit vor dem inneren Auge wieder. Das ist es ja gerade, was sein Bergbuch so auszeichnet: den Überblick, das Typische einer Besteigung oder einer Rundschau hat er erfasst und festgehalten und sich in keine Details und Wegbeschreibungen, die bei anderen eine so grosse Rolle spielen, verloren. Dabei ist es für mich besonders interessant festzustellen, wie mir von manchem, das wir zusammen erlebt haben, so ganz andere Erinnerungen geblieben sind. Das macht nach Jahren die Aussprache mit alten Kameraden so spannend: die gegenseitige Ergänzung des gemeinsam Erlebten. Es geht auch anderen so. Man vergleiche nur die Beschreibung des Kampfes um die Eigernordwand im Buche von Heckmair und dem von Kasperek oder der Nordwand der Grandes Jorasses durch Gervasutti und Loulou Boulaz. Dabei haben immer beide Teile Anspruch auf eigene Wahrhaftigkeit.

So wage ich es denn, noch einiges aus unseren gemeinsamen Bergfahrten nachzutragen und mit dem leider toten Freunde Zwiesprache zu halten, wobei er wohl hie und da zustimmend nicken, manchmal auch aufhorchend sagen würde: «Cela m'a complètement échappé.»

«Das Grosse Lauteraarhorn ein Rekord», steht in seinen *Erlebnissen* (S. 128) zu lesen. Schon das Wort «Rekord» ist aussergewöhnlich für Simon; er strebte nie nach Rekorden. Aber auch aus der Beschreibung geht nicht hervor, was er eigentlich damit meinte. Wie war es nun damals? Am 19. Juli 1918 besuchte ich in Gadmen die Tännler Rosa – das Zwanzigfranken-Goldstück-Vreneli –, die spätere Frau Stadtrat Kruck-Tännler. Sie war, obschon in Gadmen aufgewachsen, noch nie auf der Grimsel gewesen, und da auch meine Frau noch nie im Oberwallis ge-

wesen war, verabredeten wir, gemeinsam über die Grimsel ins Wallis zu wandern. Ich überlegte, was man damit verbinden könnte. Natürlich das Lauteraarhorn, das mich schon lange gelockt hatte. Ein Telephon an die Rückversicherungsgesellschaft in Zürich. «Monsieur le directeur général est en séance.» – «Eh bien, appelez-le, c'est urgent.» – «Je vais demain à la Grimsel et au Lauteraarhorn; venez avec le train à 9 h. à Meiringen.» – «Très bien, c'est entendu.» In gleicher Weise wurde mein Freund August Gysi in Bern benachrichtigt, und am 20. Juli 1918 verstaute wir am Bahnhof in Meiringen in einem Zweispänner zwei zarte Frauen, Simon «au fond de la voiture», mich auf den Gegensitz und oben auf den Bock neben den Kutscher Gysi, und hinten waren drei grosse Rucksäcke mit Pickel, Seil und Steigeisen, ein Paar Sommerski und hoch darüber ein Velo verpackt. «Quel commerce!» lachte Simon und war hoch erfreut, wieder einmal «Wägeli fahren» zu können. Auf der Grimsel hatte er es sehr wichtig: «Où est la poste?» Dann kam er triumphierend zurück, ein Telegramm schwenkend: «Simon, Grimselhospiz. La situation barométrique en Europe est bonne – Meteorologische Zentralanstalt.» So konnten wir getrost losziehen, nachdem wir vorher noch Simons Rucksack um einiges erleichtert, das Velo und die Skier aber im Hospiz gelassen hatten. Auf dem Unteraargletscher suchte Simon eifrig nach den Überresten des «Hôtel des Neuchâtelois», über das er uns eine phantastische Beschreibung machte. Wir fanden, allerdings sehr weit nach vorne geschoben, einige grosse Steintische, unter denen die ersten Erforscher ihr kaltes Biwak aufgeschlagen haben mochten. Im Pavillon Dollfus befanden sich verschiedene Partien für das Ewigschneehorn, für das Lauteraarhorn waren wir allein. Um 1 Uhr Tagwache. Es gewitterte und regnete. «Mais, qu'est-ce que c'est que ça, la situation barométrique est bonne», meinte Simon, und wollte fort. Der Hüttenwart widerriet, und wir warteten. Simon war ungeduldig und raunte mir immer wieder den Wortlaut des Telegrammes in die Ohren. Erst gegen 6 Uhr früh gingen wir fort, zuerst noch in feinem Regen, der aber bald aufhörte. Es wurde besser. «Voyez-vous, on aurait dû partir plus tôt, pourquoi ne pas croire à la *Meteorologische*?» Das trieb uns zur Eile an und verleitete, vorzeitig die Hänge des Lauteraarhornes hinauzusteigen. So gelangten wir unter die kleinen Lauteraarhörner und mussten unter diesen durch, steile Couloirs und Schluchten queren, was bei der zunehmenden Vereisung immer schwieriger wurde. Wie ich so an einer ganz heiklen Ecke zurückschaute, um mich zu vergewissern, ob ich auch gehörig gesichert sei, stand Simon da, das Seil am Boden, vollständig gebannt durch den Anblick der Wände des Finsteraarhorns. Da überkam mich der Zorn, und ich donnerte ihn an: «Mais, nom de nom, assurez donc!» Er schaute mich ganz abwesend und nicht minder vorwurfsvoll an: «Mais, vous ne voyez donc pas comme c'est grandiose?» Das entwaffnete mich, so dass ich fast lachen musste, aber es war zu brenzlich, um zu spassen. Der Weiterweg wurde mit Gysis Sicherung sorgfältig verfolgt,

bis wir endlich vor dem letzten Grataufschwung standen und am späten Nachmittag erst den Gipfel des Grossen Lauteraarhorns (4042 m) erreichten. War das eine Pracht! Es war warm, kein Windhauch, der Himmel tiefblau und nur am südlichen Horizont einige Schönwetterkumuli. Simon war ganz benommen. Er breitete die Arme weit aus, wie um die Bilder besser einzufangen, drehte sich nach allen Richtungen, dann drückte er mir die Rechte und schlug mit der Linken auf meine Schulter: «Vous m'avez *geschimpft*, mais vous avez eu raison.» Dann befahl er kurz: «Donnez les petits sacs», und mit verheissungsvoller Gebärde überreichte er Gysi und mir etwas in Papier Eingewickeltes: «C'est pour vous, de la part de Madame.» Es war wahrhaftig eine gebratene Taube! So etwas hatten wir noch nie auf einem Gipfel genossen. Dann kamen Kirschen von der Au, «Guezeli» und Schokoladebonbons. Das versetzte uns in Feststimmung. Als das leckere Mahl beendet war, machte sich Simon mit Steinplatten zu schaffen, richtete sich einen Fauteuil her und legte sich schlafen. Ich kann mich nicht erinnern, je mit Simon auf einem Gipfel gewesen zu sein, auf dem er nicht irgendein «Nückerli» gemacht hätte (*Erlebnisse*, Seite 2). Er konnte – man hat das auch von Napoleon gesagt – auf Befehl schlafen, wann und wo er wollte. Es war so schön warm und windstill, das Wetter so sicher, und er schlief so gut, dass ich mir dachte: lassen wir ihn gehörig ausruhen und warten wir für den Abstieg den Aufgang des Mondes ab. Dabei spielte allerdings bei mir die Angabe von Dr. H. Dübi im *Hochgebirgsführer durch die Berner Alpen* (Band II, Seite 111) entscheidend mit: «Beim Abstieg bringt eine Glissade durch das westliche Couloir in 1¼ Stunden vom Gipfel zum Strahleggfirn.» Als ich Gysi meinen Plan mitteilte, stimmte er mit mehrmaligem Kopfnicken zu und meinte in gut Mattenenglisch: «J-u, das wird tof!» Solange es die Beleuchtung zuließ, machte er noch einige Photographien, dann setzten auch wir uns an den Steinmann, schauten hinaus in die Weite und erwarteten mit Spannung den Sonnenuntergang. Auf solcher Höhe hatte ich nie die Sonne scheiden sehen und erwartete ein farbenprächtiges Schauspiel. Doch welche Enttäuschung, nichts von der Farbenpracht eines Sonnenuntergangs, wie wir sie etwa von Zürich aus hinter den Jurahöhen erleben können. Auch ein Abendglühen auf den obersten Schneefeldern und am Gipfelkamm des Finsteraarhorns war nicht zu sehen. Wie oft hatte ich schon als Knabe den Wunsch, einmal mitten in so einem Abendrot zu stehen, das, strahlend in Purpur, allmählich in Violett übergeht. Nichts von alledem. Sahen wir es nicht, oder war es nicht da? Nicht nur lautlos, auch farblos war die Sonne verschwunden. Dann erst aber kam das Wunderbare. Das rhythmische Rauschen der Gletscher war verstummt. In den Tälern wurde es dunkel; die Finsternis schlich heran, leise, fast beängstigend. Es wurde still um uns, über uns und unter uns. Im Abgrund gegen den Strahleggfirn waren Felsen und Schneefelder nicht mehr zu unterscheiden. Das Ganze war ein rabenschwarzes Loch. Nur oben auf den Gräten blieb es licht. Die Silhouetten des

Finsteraarhorngrates und insbesondere des Schreckhorns waren deutlich zu erkennen, wenn auch mit unsicheren, vibrierenden Konturen. Merkwürdigerweise war es um uns warm geblieben. Wir waren mitten in einer unbeweglichen Warmluftschicht, wie eingepackt. So liessen wir Simon ruhig schlafen. Die Sterne waren in unendlicher Zahl aufgegangen, sie schienen grell, hell, funkelten aber nicht. Die Milchstrasse schwebte am Himmel wie ein leiser Schleier. Das Auge hatte sich allmählich gewöhnt, man sah trotz der Dunkelheit die einzelnen Grattürme des Kleinen Lauteraarhornes und an die Gendarmen zum Grossen Schreckhorn hinüber. Am Rosenhorn und im Gauli konnte man deutlich Fels- und Schneepartien unterscheiden. Lange hielt ich Ausschau nach einem Lichtzeichen aus dem Bernerland. Am Tage hatte man doch deutlich Bern und die Front der Bundeshäuser gesehen. Nichts war zu entdecken. Den Menschen waren wir entrückt. Gysi muss das auch empfunden haben, denn auf einmal rief er: «Lueg, dert isch es Liecht!» Es war, wie wir an der darüber liegenden Eigerwand deutlich erkennen konnten, die Station Eismeer der Jungfraubahn. Aber nur wenige Minuten leuchtete es grell, dann verschwand es wieder. . . Inzwischen war, ohne dass wir es bemerkt hatten, der Mond aufgegangen. Er war von der Kette der Kleinen Lauteraarhörner verdeckt gewesen. Nun stand er plötzlich da und beleuchtete mit seiner vollen Scheibe den Abstiegsgrat. Da war es Zeit, aufzubrechen. Wir weckten Simon, der sich erst erstaunt umsah und mehrmals wiederholte: «Ah, que j'ai bien dormi, et je n'ai pas même eu froid.» Als wir – es mochte nach 9 Uhr abends sein – ange-seilt zum Abstieg bereit waren, sagte Simon resolut: «Prenons le chemin ordinaire; je ne ferai plus les traversées de ce matin.» Das war auch beabsichtigt. Der Abstieg über den steilen Gratabsatz, mit dem schauerlichen Absturz zur Linken, ging im Mondschein ganz gut. Nachdem wir den Sattel auf etwa 3800 m Höhe erreicht hatten, wurde es merklich kälter, von unten her blies der Wind. «Mais, comment cela se fait-il, au sommet il faisait si bon?» fragte Simon mit Recht. Wir legten sogar die Handschuhe an und suchten den Abstieg durch die Westwand. Ein breiter, felsiger Rücken führte in die schwarze Tiefe. Platten, immer wieder Platten, loses Zeug. Der Vorankletternde bekam allerlei zu spüren. Das Seil verhängte sich, weil Simon es schleifen liess; Gysi schimpfte und hielt deshalb nach links in die steilen Schneefelder, um abzufahren. Dem widersetzte sich Simon heftig: «Non, non, on ne glisse pas dans la nuit, on ne sait pas où on arrive!» Gysi, der unaufhörlichen Zupferei des Seils überdrüssig, seilte sich ab: «I warten ech de dunde am Gletscher.» Mühsam stiegen wir zu zweit im Plattengewirr, nicht zum Vorteil unserer Schienbeine und Hände, ab. Es wurde empfindlich kalt. Je tiefer wir kamen, desto intensiver wurden Wind und Kälte. Der Schnee war hart gefroren und an den Rändern beim Übergang vom Fels zum Schnee vereist. Wie sonderbar – oben war es warm gewesen, hier unten bitter kalt. Wie ist dieses Phänomen zu erklären?

Ich habe hierüber Herrn Direktor Lugeon von der Meteorologischen Zentralanstalt befragt, der mir folgendes mitteilte:

«Le phénomène météorologique dont vous avez été le témoin en compagnie de feu notre très vénéré et illustre ami commun, M. le Dr Charles Simon, n'a rien d'anormal.

»Les alpinistes se trouvaient vraisemblablement, au moment du calme, dans la partie supérieure d'une couche d'air relativement mince qu'on appelle «inversion de température»; la carte météorologique du jour n'infirmes pas cette hypothèse.

»Un peu plus tard, aux environs du crépuscule aubal, cette couche a été rompue par les courants ascendants engendrés par le réchauffement rapide des versants rocheux, voire par un simple effet de rayonnement. Ce phénomène se produit pratiquement tous les jours, mais son intensité varie. C'est là d'ailleurs la cause de ce qu'on appelle couramment les «vents de vallée», qui peuvent prendre naissance très haut dans nos montagnes. Ces courants locaux provoquent souvent des détonnes adiabatiques locales, d'où une diminution parfois rapide de la température. L'air ainsi mis en mouvement a pu provoquer la rupture de la couche d'inversion à quelques mètres au-dessous du plateau où les alpinistes ont passé la soirée.

»Ajoutons que les phénomènes de turbulence dans nos régions élevées sont extraordinairement compliqués. Pour donner des précisions sur le phénomène signalé, il aurait fallu se rendre sur place et faire un relevé exact des conditions d'enneigement du voisinage, car des différences de température très grandes peuvent s'observer entre les régions où de l'air a reposé sur le glacier ou le névé, et les versants rocheux.

»On note fréquemment par beau temps des «inversions de température» à la surface des glaciers, qui atteignent plusieurs degrés centigrades. Il suffit que l'air se mette alors en mouvement, pour qu'on ressente subitement la froidure.»

Auch der farblose Sonnenuntergang fand nachträglich seine Aufklärung. Direktor Waldmeier von der Eidgenössischen Sternwarte in Zürich hat festgestellt, dass am 21. Juli 1918 der Sonnenuntergang vom Lauteraarhorn aus gesehen ungefähr um 20.13 Uhr stattfand, der Mondaufgang jedoch schon um 18.50 Uhr. Somit stand der Mond im Zeitpunkt, da die Sonne verschwand, schon ziemlich hoch und hat das scheidende Sonnenlicht verblasst.

Wohl zwei Stunden mühten wir uns, hin und her geschlagen, die Wand hinter, bis uns ein breites Schneefeld aufnahm und die Rufe von Gysi aus der Tiefe uns die Zuversicht gaben, auch abfahren zu dürfen. Gysi, der eine Stunde gewartet hatte, schlotterte vor Kälte und brummte, das sei doch ein Schwindel, dass man den ganzen Abstieg vom Gipfel bis auf den Strahleggfirn in eineinviertel Stunden machen könne. Ich schrieb deshalb später Dr. H. Dübi, um zu erfahren, woher diese Angabe stamme oder ob ein Druckfehler vorliege. Er berief sich auf eine Mitteilung von Paul Baumgartner, Bern. Ja, da wurde mir sofort klar: es war

Paul Baumgartner, der nach seinem kühnen Erstaufstieg über die Ostwand bei guten Schneebedingungen diese wirkliche Rekordabstiegszeit erreicht hatte. Aber man muss diesen bäumigen Kerl gekannt haben, der mir als wahrer Stehend-Abfahrtskünstler so oft Eindruck gemacht hatte. Man konnte damals noch nicht gut skifahren, aber den «Christianiastopp» beherrschte Paul ausgezeichnet. Es besteht für mich kein Zweifel, dass die Zeitangabe von eineinviertel Stunden zutrifft. Zieht man die Gratklettern bis in den Sattel mit mindestens dreissig Minuten ab, so bleiben für die rund 1000 m noch zwanzig Minuten! Das mochte er wohl geschafft haben. Es ist aber immer gefährlich, in einem Klubführer so ausserordentlich kurze Zeiten quasi als Normalzeiten anzugeben.

Wir seilten nun wieder zusammen; Gysi ging voraus zum gemeinsamen Marsch über den sanft geneigten, glatten Strahleggfirn. Da hätte man nun Simon sehen sollen. Er war ganz in seinem Element. Mit seinen langen Beinen holte er in grossen Schritten aus und war Gysi ständig auf den Absätzen, bis dieser energisch reklamierte: «U wenn i ine Spalte flüge, wer het mi denn?» Das ermahnte Simon, eine Seilschlinge in der Hand zu behalten und den Abstand zu wahren. Im Sturmschritt eilten wir den Strahleggfirn hinab. Unter dem Pavillon Dollfus fanden wir – der Mond war hinter dem Finsteraargrat verschwunden – nicht ohne weiteres den Ausweg aus dem Gletscher. Das Turnen auf dem ausgeaperten Eis passte Simon gar nicht. Er begann fürchterlich zu hepen und zu rufen, als ob wir in grösster Bergnot wären. Aber er hatte Erfolg. Oben am Fels erschien ein Licht, und man hörte Rufe. Nach einer Viertelstunde erschien ein Mann, der uns mit einer Laterne ins Gesicht zündete. Eh, welch ein Wiedersehen – es war Führer Menk Kohler von Willigen bei Meiringen. Mit ihm und seiner Partie: Schwarzen von Randa und einem Herrn Möhlmann aus Hamburg, hatte ich im Juli 1903 mit zwei Berner Kameraden, Dr. med. Farner und Charles Montandon, einen schweren Abstieg im Sturm am Walliser Weisshorn durchgekämpft. Nie hatte ich Menk wiedergesehen – und heute, nach fünfzehn Jahren, kam er uns zu Hilfe. Simon war erlöst. Er stieg mit Gysi zur Hütte hinauf, während ich so rasch als möglich zur Grimsel wollte, um meine Frau, die mich viel früher erwartet hatte, aus ihren Ängsten zu befreien. Ein fester Händedruck, und ich eilte davon. Um Spalten zu vermeiden, nahm ich die Laterne zu Hilfe und war sehr erleichtert, als ich unten im Ghälter den Alpboden erreichte und beinahe über eine Kuh gestolpert wäre. Beim Morgendämmern nahte ich dem Grimselhospiz und liess unseren Familienruf «uri-uri» los. Da erschien im zweiten Stock ein Lichtlein, und bald darauf schloß ich ins warme Bett, um noch einige Stunden zu schlafen. Vor meinem Weggang zur Walliser Fusstour empfahl ich Frau Liesegang, der trefflichen Wirtschafterin des alten Hospizes, wenn zwei Bergsteiger kämen, diesen mit dem Besten aufzuwarten. Gysi hat mir später davon berichtet, nie habe er eine solch festliche Bewirtung erfahren. Eine Kellnerin in «pürsch» habe serviert, nach Weisung

immer zuerst Simon, der für seinen Gast die besten Bissen aussuchte und sie ihm mit galanter Geste darreichte: Bouillon œuf, Truite du lac de Grimsel au bleu, Entrecôte grillée mit Pommes frites und Petits pois, Grimselkäse, Pêches flambées und dazu je eine Flasche Walliser Hermitage und alten Burgunder, Kaffee mit «avec» und eine gute Zigarre. Als Gysi, gut temperiert, wie er betonte, sein Velo holte, links und rechts die Skier befestigte, Rucksack, Seil und Steigeisen hinten aufband und Simon einlud, aufzusitzen, soll dieser die Hände erhoben haben: «Gott bewahre Sie! C'est grotesque! Ich fahre lieber mit me ne Wägeli.» Noch nach Jahren, wenn ich mit Güscht Gysi zusammentraf, kam er immer wieder auf dieses «Schlussdiner» zurück: «Dä versteit öppis vom Ässe!» Das hat ihm sogar einen tieferen Eindruck gemacht als die Tour selbst. Es war nicht das erstemal, dass er mit Simon zusammengekommen war. Mit anderen Kameraden waren wir in der Albigna. Simon wollte einen Tag ausruhen, als wir den Ago di Sciora versuchten und erst spät abends zurückkehrten. Simon war in Sorge um uns. Er hatte sogar das Nachtessen vorbereitet und trat immer wieder vor die Hütte, weshalb der Reis gehörig anbrannte. Unser Hunger liess trotzdem keine Resten übrig, aber als Gysi den Löffel weglegte, sagte er: «Ja, ja, Herr Simon, d Ihr chöit allwäg besser rückversichere als Riis choche; gäh mir derfür jetz e gueti Zigarre.» (*SAC-Jahrbuch* L, Seite 43.) Simons Meinung über Gysi aber lautete: «C'est un drôle de garçon, votre ami.» Als ich ihm einmal einige Photographien von ihm zeigte, formulierte er spontan das treffende Urteil: «Mais, ce n'est pas un photographe, c'est un artiste qui voit les beautés de la montagne.»

Das sind *meine* Erinnerungen an die Lauteraarhornfahrt. Auch sie lassen keinen «Rekord» erkennen, und wenn Simon die Tour als solchen empfand, so war es ein rein persönlicher Rekord von ihm. Man bedenke: er stand im 57. Altersjahr, ein Telefon ruft ihn aus angestrenzter geschäftlicher Tätigkeit heraus; ohne irgendein Vortraining als etwa eine Sonntagstour hat er den neunstündigen Aufstieg auf 4042 m und den Abstieg in der Nacht anstandslos durchgehalten. Das kennzeichnet den Mann als Alpinisten. Simons Stärke lag im Fels. Er muss in seinen jungen Jahren ein ausgezeichneter Kletterer gewesen sein. Wie eine Spinne suchte er mit seinen langen Armen und Beinen die Griffe, schob den Körper erst nach, wenn er seiner Sache sicher war. Er war es, der im Trio mit Andreas Fischer und René Koenig den Capucin und das Cheval rouge an der Meije als erster überkletterte und den Gefährten zurief:

«Herbei, herbei, herein, herein,
ihr schlotternden Lemuren!»

Er hat mir oft erzählt, einer seiner «regrets de la vie» sei, dass er Ende September 1895 nach der Ersteigung des Grand Dru der schmeichelnden Aufforde-

rung des damals berühmtesten Chamonixer Führers, Joseph Simond, genannt « Jagon », den Grépon zu traversieren, nicht habe Folge leisten können. Damals hätte er den Mummery-Crack, « mager wie ein Wolf und mit starken Armmuskeln versehen », ohne Hilfe des Führers bezwungen (*Erlebnisse*, Seiten 66 und 102). Aber die Pflicht rief ihn. Er musste auf den Grépon verzichten, weil er seine neue Stellung bei der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft in Zürich anzutreten hatte. « J'en veux encore aujourd'hui à la Compagnie », sagte er einmal. Aber mit dem moralischen Plus einer Besteigung des Grand Dru begann er sein grosses Lebenswerk, von dem noch die Rede sein wird.

Die Gewandtheit im Fels hat Simon bis ins hohe Alter behalten. Im Fels war er sicher. Nie auf allen unseren gemeinsamen Touren ist er ausgeglitten oder gestürzt. Auch hat er nie einen ernstlichen Unfall erlitten. Aber – wehe dem, der im Aufstieg hinter ihm oder im Abstieg vor ihm war! Simon hat nie gelernt, sauber zu klettern. Überall löste er Steine; er hatte sogar seine Freude daran, wenn es so recht in die Tiefe polterte und Schwefelgeruch – « que ça sent bon la roche » – sich verbreitete. Dadurch war er ein etwas gefährlicher Kumpan, und alte Freunde, wie Andreas Fischer und Paul Montandon, forderten ihn nicht mehr zum Mitkommen auf. Diesen beiden war jedes untechnische Verhalten zuwider. Simon erzählt selbst in seinem Buche (*Erlebnisse*, Seite 44), wie er beim Abstieg über die Grande Muraille nach Besteigung der Meije, wo er als letzter die ganze Partie hätte sichern sollen, das Seil nicht straffte, weil er seelenruhig eingenickt war. Über dieses Verhalten war Fischer derart aufgebracht, dass er kein Wort mehr mit ihm sprach und im Biwak die « edelste Konfitüre aus dem Elsass », die Simon ihm anbot, grollend abwies. Aber das durfte man Simon nicht so übelnehmen. Es wurde ihm nie gelehrt, und er hat es nie gelernt.

Im weichen Schnee, wo man tief stampfen musste, war er Meister und von grösster Ausdauer (*Erlebnisse*, Seite 41). Aber auf dem Eis haperte es. Er musste grosse Stufen haben. Das Gehen mit Steigeisen, das flache Auftreten mit allen Zacken brachte er nicht fertig, weil ihn das Abbiegen der Fussgelenke schmerzte. Er benützte die Steigeisen immer nur einseitig, wie er es mit den Schuhkanten gewohnt war, was uns zweimal zum Verhängnis hätte werden können. Beim Abstieg über die vereiste Wand von Aguaglious am Piz Roseg waren die obersten zehn Meter der Wand schwarz vereist. Vorsichtig stieg der erste, ein Dr. H. D., mit den Steigeisen seine Seillänge ab. Simon folgte gut gesichert. Als er ganz nahe beim Vordermann stand, glitt er, wenn auch nur etwa 20 bis 30 cm, aus, dem anderen in die Füsse. Dieser verlor dadurch den Stand und sauste seine Seillänge die Wand hinunter, laut schreiend und fluchend. Simon bekam einen heftigen Ruck vom Seil auf die Brust. Die Sicherung des letzten und das Seil hielten stand, und nach einigem Zappeln kamen die zwei wieder auf die Beine. Ohne ein Wort zu wechseln, machten wir den weiteren Abstieg mit grösster Vorsicht. Dr. H. D. war aber ver-

stimmt und sprach keine Silbe mehr, sondern verschwand von der Tschervahütte nach Pontresina. Nie mehr habe ich etwas von ihm gehört, bis kurz nach Erscheinen seines Buches Simon eines Morgens zu mir ins Büro kam mit ganz verstörtem Gesichtsausdruck. Auf meine Frage: «Mais, qu'avez-vous donc?», reichte er mir einen Brief. In diesem kam Dr. H. D. auf den Zwischenfall beim Abstieg vom Roseg zurück und beschimpfte Simon, er habe ihn dort in Lebensgefahr gebracht und dies in seinem Buche mit keinem Wort erwähnt (*Erlebnisse*, Seite 136.) Er werde dies publizieren, wenn Simon ihm nicht... Diese Reaktion auf sein Buch kam Simon allerdings unerwartet. Er hatte nicht die geringste Erinnerung mehr an das, was sich abgespielt hatte. Als ich ihm genau erklärte, wie es gewesen war, erinnerte er sich nur, dass ihn der Ruck am Seil fast eine Rippe gekostet und ihn sehr geschmerzt hätte. Von allem anderen wusste er nichts mehr und war äusserst betroffen zu hören, dass er den D. aus dem Stand geworfen habe. Er gab mir den Brief, und der hässliche Erpressungsversuch wurde niedergeschlagen. Für mich steht fest, dass Simon gar nie erfasst hat, er könnte schuld am Sturz des Seilgefährten gewesen sein. Das Erlebnis am Roseg hatte allerdings das Gute zur Folge, dass ich bei nächster Gelegenheit Frau Simon orientierte und sie bat, sie möchte ihrem Mann nahelegen, zu allen schweren Touren einen Mann, Träger oder Führer, mitzunehmen, um ihn vom Rucksack zu entlasten und für seine persönliche Sicherheit zu sorgen. Das hat sich sehr bewährt und ihm und mir einmal das Leben gerettet. Als wir nämlich am 5. August 1921 vom Zwillingssjoch zum Castor aufstiegen, war das oberste steile Kammstück vereist. Simon hatte Mühe und bat mich, trotz den Steigeisen Stufen zu schlagen. Das tat ich und hackte mit der rechten Hand und hielt in der linken eine Sicherungsseilschlinge. Unerwartet glitt Simon aus, fiel ins Seil, die Seilschlinge zog sich zu und strangulierte mir die linke Hand entsetzlich. Im gleichen Augenblick sprang aber Oskar Supersaxo, der bekannte Führer von Saas Fee, der Simon aufgeschlossen folgte, wie eine Katze zwei Stufen höher und vermochte dadurch den Schock aufzuhalten, der mich aus dem Gleichgewicht zu reissen drohte. Nach banger Sekunden liess der Druck auf die Hand nach, und es gelang Supersaxo, Simon wieder auf die Beine zu stellen. Wer hätte, ausser einem erstklassigen Führer, diese Geistesgegenwart, Gewandtheit und Kraft gehabt, im kritischen Augenblick hochzuspringen und unseren gemeinsamen Sturz, der uns wohl zum Verhängnis geworden wäre, zu verhüten? Als wir endlich wieder alle fest standen, beschaute ich meine linke Hand. Sie war bis auf die Sehnen und Knochen durchgeschauert und blutete stark; Schmerzen fühlte ich keine. Um mich herum sah es aus, als ob ein «Säuli gemetzget» worden wäre. Als Simon das sah, fragte er erstaunt: «Vous vous êtes fait mal?» Dr. med. Kurt Wehrlin, der uns mit seinem Führer, Karl Feuz aus Mürren, folgte, verband mich kunstgerecht. Meiner Bitte, seinen Führer Feuz an Simon abzutreten, damit dieser von zwei starken Führern eingerahmt war, entsprach er sofort. So wurden

unsere Seilpartien «sur place» umgestellt. Wir anderen gingen zu zweit weiter auf den Gipfel, und im Abendsonnenschein stiegen wir, mit dem prachtvollen Blick auf die unendliche Poebene, hinunter zur Capanna Quintino Sella (3587 m). Der Zwischenfall hatte mich vorerst keinen Augenblick aus der Fassung gebracht. Am Abend vor der Hütte sprach ich darüber in aller Ruhe mit Oskar Supersaxo und dankte ihm für seine Rettung. Er aber lachte nur und meinte: «Oh, wir sind das gewöhnt, wir erleben allerlei als Führer.» Wie die Entspannung nach und nach über mich kam, gab es allerdings unerwartet eine Reaktion; es wurde mir schwarz vor den Augen, und ich musste erbrechen. Am anderen Morgen war alles vorüber. Der Zwischenfall hatte aber auch noch sein Nachspiel. Als Dr. Kurt Wehrlin das Buch von Simon gelesen hatte, telefonierte er mir: «Wie ist es auch möglich, dass Dr. Simon von dem Unfall nichts sagt!» Er schreibt nämlich in seinen *Erlebnissen* (Seite 143) lediglich: «Castor und Pollux wollten beide ernst genommen werden und liessen sich mit einem ihrer Würde entsprechenden Quantum Stufenhackerei huldigen.» Dies konnte ich mir sehr wohl erklären. Er hatte es selbst an Ort und Stelle nicht erfasst; die Zusammenhänge waren ihm vollständig entgangen.

Diese beiden «incidents» trüben mir aber nicht das Bild meines lieben Freundes als Bergsteiger. Das sind Zufälligkeiten, die allerdings das Leben kosten können, und gehören leider zum Bergsteigen und zur Schicksalsgemeinschaft mit den Seilgefährten. Welcher Bergsteiger könnte von sich sagen, dass er nie einen Fehltritt gemacht, nie ausgeglitten ist und sich und seine Kameraden dadurch in Gefahr gebracht hat? Wie mancher gute Bergsteiger ist schon wegen eines kleinen Fehlers eines Kameraden verunglückt; man denke nur an Purtscheller. Simon war sich dieser «imperfections», wie er sie nannte, wohl bewusst und stellt sich selbst in seinen *Erlebnissen* (Seite 4) als untechnischen Bergsteiger vor. In einem Briefe vom 18. Dezember 1931 schrieb er mir: «J'ai été un alpiniste singulièrement imparfait et maladroit, dépourvu de technique, malgré mon enthousiasme et ma passion. Je me suis souvent senti humilié par les imperfections et insuffisances dont je souffrais intérieurement.» Aber diese «imperfections» wiegen nichts neben den höheren Qualitäten Simons als echter Bergsteiger. «C'est le cœur qui fait le vrai alpiniste» – ein Ausspruch von Paul Montandon – hat er als Leitwort seinem Buche vorangestellt. Und sein Bergsteigerherz war gross und schlug heftig. Jede Gelegenheit, eine Tour zu machen, hat er gepackt, und, wenn es ihm irgendwie möglich war, jeder Aufforderung mitzukommen Folge geleistet. Im letzten Augenblick sagte er Rendezvous und Einladungen ab und hat dadurch seiner Frau manche Ungelegenheit bereitet. Wenn schlechtes Wetter das Erreichen des Zieles vereitelte, behielt er seine gute Laune gemäss seinem Dictum: «Le regret d'une course manquée est moins grand que celui d'avoir manqué une course.»

Mit grösster Sorgfalt bereitete er seine Touren vor, kannte die ganze Literatur und suchte immer einen interessanten Aufstieg und einen pikanten Abstieg. Dabei

wählte er, wo es immer möglich war, die Route so, dass er im Auf- und Abstieg die Sonne im Rücken hatte. «C'est plus agréable et on a le paysage éclairé devant soi.» Eines war aber geradezu erstaunlich an ihm: sein Orts- und Orientierungssinn. Keinem Kameraden, keinem Führer bin ich je begegnet, der einen so ausgesprochenen «Brieftaubensinn» hatte. Kam plötzlich Nebel, so fuchtelte er mit der Hand herum und sagte unvermittelt: «Allez là», und immer war es richtig. Bei Abstiegen in unbekanntem Gelände wies er den Führern den Ausweg. Wenn er auch, mangels Kameraden, oft mit Führern gehen musste, so war er doch kein «Führertourist». Er konzipierte die Tour und sagte, wo er durch wollte. Ging aber einer voraus, so war Simons Verhalten vorbildlich. Nie redete er ihm drein, sondern liess ihn machen. Wie oft hat er erwähnt, wie der Führer Gadin bei der Durchsteigung der Monte-Rosa-Ostwand seinen «Herrn» – es war Achille Ratti, der spätere Papst Pius IX. –, als dieser ihn bei einer heiklen Passage etwas fragte, zurechtwies: «Je vous en prie, ne parlez pas; cela me dérange l'esprit.» So hat auch Simon die Führertätigkeit des Leitenden immer respektiert und ihm nie dreingeredet. Wenn er aber überzeugt war, dass der Vorgehende sich verhasen hatte, dann meldete er sich resolut und räsionierte. Man lese in seinem Buche (Seite 45), wie er an dem obersten Teil des Glacier des Ecrins Andreas Fischer davon abhalten wollte, die Felsen zur Linken statt nach Traversierung des Eishanges die relativ leichte Wand zur Rechten anzupacken. Mehrmals hat mir Simon erzählt, wie unbelehrbar und stur damals Fischer war, wie er sich verstieg und es einfach zwingen wollte, mit dem Erfolg, dass er die grösste Mühe hatte, heil zurückzukommen, dass sie viel Zeit verloren und ein scheussliches Biwak am Fifre durchhalten mussten. Der total durchweichte Dauphinéführer von Duhamel, der ihm als einzige trockene Sitzunterlage gedient hatte, fand später einen Ehrenplatz zwischen kostbaren Büchern in Simons wertvoller Bibliothek.

Als einmal eine zünftige Gesellschaft alter Prominenter der «Alpina Turicensis» vom Dreckloch aus auf den Bösen Faulen steigen wollte, lag am Morgen Nebel; der Vorgehende, der die Tour schon einmal gemacht hatte, geriet zu sehr nach rechts. Es wurde immer steiler und unangenehmer. Da setzte sich Simon und erklärte: «Je ne continue plus, il doit y avoir une erreur fondamentale.» Die anderen setzten den Versuch fort, wobei ein Rucksack mit einer Pelerine herunterfiel und wie ein fallender Körper aussah, was Simon mit Entsetzen erfüllte, so dass er laut aufschrie (*Erlebnisse*, Seite 134.) Sie mussten zurück; als der Nebel gewichen, erkannte man, dass man sich nicht am Bösen Faulen befand, sondern unter den Wänden des Grieset – allerdings «une erreur fondamentale!». Wie Simon im schwersten Schneesturm auf dem Gipfel des Aletschhorns (*Erlebnisse*, Seite 82) den ortskundigen Führern nach dem Kompass die Richtung des Südgrates angegeben hat und sagte: «Hier ist Süden, das ist unser Weg», ist geradezu klassisch. Andreas Fischer hat auf seiner Todesfahrt diesen Ausweg nicht gefunden. Dr. Sca-

bell hat mir einmal mit höchster Bewunderung von dieser rettenden Initiative Simons erzählt. Man lese ferner, was Alfred Spoerry (*SAC-Jahrbuch* XLIII, 1907, Seite 77) über Simons Pfadfindertalent schreibt: wie er es war, der das richtige Aufstiegscouloir auf den Wildelsigengrat des Balmhorns entdeckte und im Abstieg vom Bietschhorn ins Baltschiedertal nach langem vergeblichem Suchen der Führer den Ausweg fand, was Alfred Burgener mit einem «Bravo, Herr Simon!» quittierte. Das sind seltene Qualitäten. Simon war sich dessen wohl bewusst. Er gibt selbst in seinen *Erlebnissen* (Seite 149) folgende Erklärung: «Instinkt ist erforderlich und muss entscheiden, wenn ein Motiv besteht, rechts oder links zu halten, wenn das Terrain unübersichtlich wird oder gar Nebel jede Sicht verunmöglicht. Ich habe manchmal die Wahrnehmung gemacht, wie mich mein Instinkt geradezu nach dem Rechten zog.»

Aber erst Simon als *Kamerad!* Als «sempre pronto, sempre contento» hat er sich selbst bezeichnet (*Erlebnisse*, Seite 2). Das war er auch. Nie musste man auf ihn warten. Dazu war er, sobald einmal die geschäftliche Überanstrengung abgeklungen war, ein lustiger Kumpan. Freilich, hauptsächlich zu Beginn einer Tour, sprach er oft stundenlang kein Wort. Nachdem aber die geistige Müdigkeit gewichen war, wurde er zum unterhaltsamsten Kameraden, sprach über Kunst, Literatur, Politik und Musik, dass es nur so sprühte. Die sämtlichen Themen der Beethovenschen Symphonien, insbesondere der «Eroica» und der «Neunten», sowie von Schuberts «Unvollendeter» kannte er auswendig und pfiff sie beim Marschieren vor sich hin. So wurde mir einmal ein Regenmarsch von Richisau nach Näfels zu einem wahren «Abonnementskonzert».

Aber erst seine «*Sprüche*», die er in guten Momenten loslassen konnte! Auf einer unserer ersten Touren, kurz vor meiner Verheiratung, meinte er ernst: «Vous allez vous marier? Vous savez que c'est sérieux? Eh bien, je veux vous donner un conseil pour toute votre vie. Si jamais vous avez perdu ou égaré quelque chose, accusez toujours votre dame. Si elle le trouve, elle vous l'apportera, et si c'était de votre faute, elle sera glorieuse. Et si elle ne le trouve pas, elle cherchera et finalement vous l'aurez. C'est tout ce qu'il faut.» Den Rat habe ich oft befolgt, aber meine Frau glaubt es mir nicht mehr so recht, wenn ich sie beschuldige.

Im Wäggital waren wir einmal bei Regen, Schnee und Wind in den Karrenfeldern unter dem Muttriberg (*Erinnerungen*, Seite 135). Simon hatte den Kopf voll von Geschäftssorgen. Während des ganzen Aufstieges hatte er kein Wort gesprochen. Wie wir nun so unseren Proviant knabberten, schaute er seine viel jüngeren Kameraden ernst an: «Jeunes gens, méfiez-vous de l'argent. C'est une chose bien curieuse. Si l'on n'en a pas, comme vous, on a des soucis; si l'on en a, comme moi, encore davantage.»

Simon gestattete sich weder als Generaldirektor noch als Präsident seiner Gesellschaft irgendwelche Freiheiten. Nach Sonntagstouren, sie mochten noch so

anstrengend sein, kehrte er, wie jeder Angestellte, am Montag früh zur Arbeit zurück. Dieses Beispiel von Pflichterfüllung war ihm wesentlich. Wenn wir zum Abstieg aufbrachen, seufzte er jeweilen: «Koenig, demain on signera de nouveau des bordereaux.»

An einem schönen Herbsttag auf dem Hohen Turm (*Erlebnisse*, Seite 135) war er nicht zum Abstieg zu bewegen. Er wollte weiterschlafen. Als ich ihm sagte: «Wir gehen jetzt, und Sie werden erfrieren, wenn Sie nicht kommen», entgegnete er: «Oui, alors vous mettez sur ma tombe:

Ici repose Charles Simon
Epoux par amour
Réassureur par nécessité
Alpiniste par passion.»

Diesen Spruch hat er nicht spontan erfunden; er hat ihn wohl oft überdacht, und er kam aus dem Innersten. Der Dreiklang: Familie, Geschäft, Berge, umfasst so recht die drei Pole, um die sich sein Leben abspielte.

Köstlich war er, wie er einmal seine ganze Persönlichkeit einsetzte, um sein Ziel zu erreichen. Wir kamen im Auto nach La Bélarde. Das Hotel war besetzt von Pariser Tagesgästen, und der Portier erklärte uns: «Plus aucune chambre.» Da zog mich Simon am Arm zurück – «laissez-moi faire» – und trat vor. Er liess den Hotelier rufen, und als dieser endlich erschienen war, trat er zwei Schritte vor ihm zurück, richtete sich hoch auf und sagte mit feierlicher Stimme: «C'est vous, monsieur Tairraz fils? Eh bien, regardez-moi bien; je suis le plus ancien client de votre établissement, j'ai été ici chez monsieur votre père en 1892, il y a cinquante ans, je m'appelle Charles Simon.» Wir bekamen prompt unsere Zimmer.

Simon als Kameraden zeichnete noch etwas aus, nämlich seine Dankbarkeit gegenüber jedem, der ihm eine Tour ermöglicht hatte. Jedem blieb er zu Dank verbunden, der ihn begleitet hatte. Er lud sie alle einmal im Jahr zu sich auf die Au zu einem festlichen Essen – dem «dîner des alpinistes» – ein. Zu diesen Dinern wurden auch ausländische Gäste gebeten, die durch ihre Taten und Bücher ihn begeistert hatten, wie ein Dr. Julius Kugy aus Triest, ein Dr. Lammer aus Wien. Ich kann mich erinnern, dass einmal eine Zählung unter der Tafelrunde ergab, dass die Teilnehmer in dem betreffenden Jahre alle miteinander über fünfzig Viertausender bestiegen hatten.

Als «Glücksfahrten» hat Simon in seinen *Erlebnissen* (Seite 140 ff.) seine letzten grossen Touren im Wallis bezeichnet; es war die Höhenwanderung vom Breithorn über Castor und Pollux, Lyskamm zur Punta Gnifetti, über den Monte Rosa zum Nordend und zum Schluss das Matterhorn über den Zmuttgrat. Er stand damals schon in seinem 60. Lebensjahr, konnte aber alles in bemerkenswert guter Ver-

fassung machen. Er hat uns hierüber eine wunderbare Schilderung hinterlassen. Wenn ich trotzdem versuche, noch einiges nachzutragen, so geschieht es zur Charakterisierung meines lieben Freundes.

Auf der Capanna Margherita erlebte er zum erstenmal – trotz seinen vielen Bergfahrten – das Brockengespenst. Mit geradezu kindlicher Freude erfüllte ihn die spukhafte Umkehrung der Figuren mit ihrem Glorienschein in Regenbogenfarben. Dazu waren uns ein Sonnenunter- und Sonnenaufgang von ganz besonderer Pracht beschieden. Am Abend standen wir mitten in einer Farbensymphonie von nie gesehener Nuancenfeinheit. Um uns herum leuchtete der Schnee nicht, erst in einiger Entfernung wurde er rötlich angehaucht, übergehend in violett und blau. Wie ganz anders war es hier als auf dem Lauteraarhorn. Hier ging mein Wunsch in Erfüllung, einmal mitten drin im Purpurglanz der grossen Höhen zu stehen. Feurig flammend ging die Sonne unter, streifte das Matterhorn und verschwand hinter den Dents du Midi, auf denen wir gerade acht Tage zuvor gemeinsam gestanden hatten und deren einzelne Gratzacken deutlich zu erkennen waren. Weshalb war es jetzt so ganz anders? Lag es an der Luftströmung? Denn ein heftiger Wind wehte, und eine eisige Kälte kroch der Eiswand entlang zu uns herauf. Sehr rasch wurde es dunkel in den Tälern. Noch bevor die Gestirne aufzogen, erschienen in den Tälern einzelne Lichter, dann immer mehr, wie Sterne, nur unten auf der Erde. Die ganze Nacht hindurch tobte der Wind und brachte die Kupferwände der Hütte zum tollen Tönen. Es hat mich verwundert, dass in dieser reinen Luft das Kupferblech, das die ganze Hütte schützt, schön schwarz oxydiert war.

Beim Morgengrauen traten wir vor die Hütte. Es war kalt. Der Wind hatte sich gelegt. Die Täler waren noch im Dunkel, und das Rauschen des Wassers, das man am Abend so deutlich und rhythmisch vernommen hatte, war verstummt. Im Osten wurde es heller; eine etwas unbestimmte, gleichförmige Bergkette hob sich vom heller werdenden Horizont ab. Dahinter erschien plötzlich, fast mit einem Ruck, die Sonne, deren erste Strahlen uns berührten – waren wir doch über Matterhornhöhe auf 4556 m –, und zeichnete scharf den Kamm eines Berges ab, dessen einzelne Grattürme sich dunkel vom feuerrot leuchtenden Gestirn abhoben. Ergriffen sagte Simon: «Monte bello.» Mit sicherem Blick hat er – auf eine Distanz von 140 km – die ihm so vertraute Silhouette der Disgrazia erkannt.

Noch etwas war sonderbar an diesem Sonnenaufgang: die ersten Strahlen der Sonne trafen uns von *unten* herauf. Erst allmählich stieg das flammende Gestirn in die horizontale Ebene, stieg dann hoch und leuchtete uns den ganzen Tag über. Nur einmal hatte ich dieses Phänomen der unter meinem Standpunkt aufgehenden Sonne erlebt, als vom Apennin aus die Sonne im Adriatischen Meer aufging. Eine sehr eindrucksvolle Darstellung der Rundung der Erde!

Bild: Charles Simon (Photo H. Pleyer).



Der Übergang zur Dufourspitze und zum Nordend versetzte Simon in eine wahre Feststimmung. Wie er das Nordend erlebt hat, ist in seinem Buche (Seite 144 ff.) so schön geschildert, dass nichts beizufügen bleibt. Aber auf dem Silbersattel wurde ihm der Abschied schwer. Supersaxo war schon lange nach der Schweizer Seite abgestiegen, rief und zupfte am Seil. Simon stand hoch aufgerichtet da und staunte in die Ostwand hinunter. Plötzlich schloss er die Augen, senkte den Kopf auf die Brust, machte wie ein Rekrut rechtsumkehrt, und ein «plus jamais» kam von seinen Lippen.

Am anderen Morgen war es so schön, der Wetterbericht so gut, dass ich noch das Matterhorn über den Zmuttgrat versuchen wollte. Simon war noch im Bett, als ich ihm, auf dem Bettrand sitzend, sagte: «Nous irons demain par le Zmuttgrat.» Er horchte auf, seine Augen funkelten, und er fragte: «Vous croyez?»; und als ich ihm zunickte, schoss er auf: «Alors à une condition: nous bivouaquons sur l'éperon (gemeint ist die Felsterrasse gegenüber der Schönbielhütte) et je me charge du nécessaire.» Damit kam Leben in die Bude. Leider wurde durch die Träger unser Plan in Zermatt bekannt, so dass sechs oder sieben Partien mit dem gleichen Ziel nach der Schönbielhütte aufbrachen. Wie Simon das Herrichten des Biwaks dirigierte, war köstlich. Er erinnerte mich an den Hausherrn, der beim Zügeln befiehlt, wohin jedes Möbelstück gestellt werden muss. Ein altes Mauerwerk war da, das «certainement» Mummery errichtet hatte, und an diesem Platz wollte auch er sein Lager haben. Er war ganz fasziniert von dieser klassischen Stätte des Alpinismus. Nach der Abendsuppe rauchte er seine Pfeife und wurde gesprächig. Er erzählte von Mummery, von Lammer und Loria und deren Unfall im Penhall-Couloir, dessen Einzelheiten er genau kannte. Dann erklärte er uns den Abstieg vom Col du Lion hinunter auf den Tiefmattengletscher und glaubte, «die kleine Plattform» zu erkennen, auf der Dr. P. Güssfeldt und Alexander Burgener dreizehn qualvolle Stunden, von Stein- und Eisschlag bedroht, hatten ausharren müssen. Mit dem Einnachten bezogen wir unser Freilager, das dank den Decken, die Simon besorgt hatte, sehr erträglich war. Eng aneinander geschmiegt, wärmten wir uns gegenseitig und konnten gut schlafen. Doch mitten in der Nacht weckte er mich: «Regardez cette étoile droit au-dessus du Gabelhorn, c'est fantastique!» Die wackelnden Lichter der Laternen, die von der Schönbielhütte den Gletscher querten, brachten auch uns auf die Beine. «Allons, nous voulons être les premiers», meinte Simon. An einem Zweier- und einem Dreierseil brachen wir auf. Doch kaum erkletterten wir die brüchigen Felsen unterhalb des Eiskammes, als vier Gestalten wortlos in grosser Eile an uns vorbeihuschten. Die Mahnung Simons: «Pas de pierres, s'il vous plaît!», mochten sie wohl gehört haben. Es ging aber nicht lange, so wurden wir von einem Hagel von Steinen überschüttet. Jeder von uns bekam etwas ab, aber glücklicherweise wurde keiner ernstlich verletzt. Ein energisches «Sie müssen warten!» gab uns die Möglichkeit nachzurücken,

bis wir aufgeschlossen waren. Doch kaum waren die Felsen erklettert und der Eishang erreicht, eilten die anderen wieder davon. Es waren, wie wir in der aufsteigenden Dämmerung erkennen konnten, eine Dame, zwei Herren und ein Führer. Ihre Namen haben wir später in Zermatt erfahren; sie waren als Schnellläufer berüchtigt. Die Dame ist einige Jahre später in den Zermatter Bergen verunglückt, weshalb hier die Namen nicht veröffentlicht werden. Nachdem wir über die schönen, so charakteristischen Zmuttzähne hinübergeturnt waren, erklärte Dr. Kurt Wehrlin, der einen Schlag von einem Stein erhalten hatte, es wäre ihm lieber, «eingerahmt» zu sein. So stellten wir unsere Zweier- und Dreierseilschaften zu einer Fünferpartie um, Supersaxo übernahm die Führung, und ich kam zuletzt und hatte wohl meine 20 m Seil zur Verfügung. Das gab mir nun die einzigartige Gelegenheit, mich nicht um den Weg kümmern zu müssen, sondern in Ruhe einmal die Umgegend ansehen zu können. Nie habe ich eine Besteigung so genossen wie diese. Ich liess die 20 m Seil jeweilen auslaufen und eilte dann nach. Das wiederholte ich während des ganzen Aufstieges. Was war da nicht alles zu sehen! Links von uns – im Sinne des Aufstieges – etwa 200 m entfernt, hob sich aus der Nordwand des Matterhorns ein scharfer Felsgrat ab, der die charakteristische Zmuttnase bildet. Ihre Umrisse sind so typisch, ich möchte sagen so sphinxartig, dass sie sich mir tief einprägten und ich heute noch nur die Augen zu schliessen brauche, um sie wieder zu sehen. Schon zu Beginn des Aufstieges hatte Simon gerufen: «Regardez le nez de Zmutt!» Zuerst war sie über uns, dann neben uns, sich klar abhebend vom Himmel, und oben lag sie unter uns und unter ihr die Triften des Findelentales. Wem war es je vergönnt, das so zu geniessen, wie mir? Aber auch die Ausblicke nach rechts in das Penhall-Couloir und in die schwarze steile Matterhorn-Westwand hinunter war nicht weniger eindrucksvoll und erschreckend wild. Diese Wand ist berüchtigt wegen des Steinschlages. Wir hörten aber keinen Stein fallen; es war zu kalt und die Sonne noch hinter dem Horn verborgen. Wie wir aber oben unter der Galerie Carrel durchtraversierten, um die oberen, schlecht geschichteten Plattengänge zu erreichen, pff es, und ehe wir es uns versahen, schlugen grosse Platten in hohem Bogen, wie Pflugsräder wirbelnd, sich drehend, vor und hinter uns ein. Das war doch unerhört: wieder Steinschlag durch die Vorausgeeilten! Simon stampfte: «Il faudrait les arrêter, ces gens-là!» Zu unserer Verwunderung trafen wir die vier noch auf dem italienischen Gipfel. Sofort fiel ich sie an und sagte ihnen alle Schande wegen der zweimaligen Gefährdung unserer Leben. Einer der Herren erhob sich stolz und sagte, er sei der Herr X aus München und verstehe sich auf die Berge, was mich nur noch wütender machte, so dass ich ihm entgegnete, wir seien hier in den Schweizer Bergen und ein solch rücksichtsloses Verhalten nicht gewohnt; wenn es ihm passe, könnten wir uns vor dem Polizeirichter in Visp wiedersehen. Das wirkte; sie verschwanden über den Schweizer Grat.

All das mochte Simon beeindruckt haben; er kam zu keinem Gipfelgenuss wie auf dem Nordend, und doch war es sein letzter Viertausender. Der Schluss der Tour war geradezu traurig. Dr. Wehrlin und ich waren vorausgeeilt, um in der Hörnlhütte für Tranksame zu sorgen – Tee mit viel Zucker und Dôle. Als Simon anrückte, hatte er einen peinlich gestörten Gesichtsausdruck. «Mais, qu’avez-vous?», fragte ich, worauf er beide Hände erhob und mit Tränen in den Augen sagte: «Figurez-vous, j’ai laissé tomber mon vieux piolet et j’ai vu comme il s’est cassé» (*Erlebnisse*, Seite 147). Die Stimmung wurde erst besser, als ich eine Hand freundlich auf meiner Achsel fühlte und jemand sagte: «Grüezi, mini Herre, ich beniide Si um Ihre Turscht.» Es war Bundesrat Heinz Häberlin, der dann wohl als erster Magistrat unseres Landes am folgenden Tag das Matterhorn bestiegen hat.

Das war der Schluss von Simons Hochgebirgstätigkeit. Einige Monate vor seinem Tode fuhren wir mit dem Auto auf die Hirzelhöhe, und mühsam ging’s noch hinauf zur Aussichtslinde, von wo der Glärnisch und der Bächistock so herrlich zu sehen sind. Ernst sagte er zu mir: «Vous vous rappelez?» Was er meinte, lese man in seinen *Erlebnissen*, Seite 137.

Das wären meine Nachträge zu Simons alpinen Taten. Bergtouren waren ihm aber nie Selbstzweck, sondern dringendes Bedürfnis, um Kraft, Mut und Schwung zu finden für seine Lebensaufgabe: den Aufbau und die Entwicklung der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft.

Im Oktober 1895 war er an die Leitung der damals noch bescheidenen Gesellschaft berufen worden. Das Rückversicherungsgeschäft selbst war in jener Zeit noch etwas ganz Neues; die technischen und finanziellen Grundlagen mussten erst gesucht und gefunden werden. Dank seinen Fachkenntnissen, seiner persönlichen Geschicklichkeit und Gewandtheit und seiner Liebenswürdigkeit knüpfte er mit den Gesellschaften der ganzen Welt Beziehungen an, und er verstand es, seinen Grundgedanken «simul tutius iter», das heisst «Gemeinsam geht man seinen Weg sicherer» und das Teilen der Gefahr lässt uns diese besser tragen, auch anderen verständlich zu machen und mit ihnen Geschäftsverbindungen aufzunehmen. So wurden die Leiter fremder Gesellschaften sehr oft seine persönlichen Berater und Freunde. Es ist typisch für Simon, dass er in seinem Arbeitszimmer nur einige Photographien solcher Geschäftsfreunde neben seinen Bergbildern, wie die Aiguille du Géant, die Südseite des Mont Blanc, vom Grand Golliat aus, und die Ecrins-Südwand, aufgehängt hatte. In unermüdlicher Arbeit hat er nach und nach seine Beziehungen über die ganze Welt ausgedehnt. Wie ein Spinnennetz überspannen seine Geschäftsverbindungen unsere Erdkugel. Es ist heute so, dass kein Schiff die Ozeane kreuzt, kein Flugzeug die Meere überfliegt, das nicht zu einem gewissen Teil bei seiner Gesellschaft versichert wäre, und kein grosses Unglück,

keine Katastrophe hat sich in unserer Zeit in der Welt ereignet, sei es das Erdbeben von San Franzisko, der Untergang der «Titanic», die Überschwemmungen im Mississippigebiet, die Taifune in Japan, die Explosionen im Fort Dailly oder die Lawinenschäden in der Schweiz, die nicht letzten Endes ihre teilweise Dekkung und Linderung durch seine Gesellschaft erfahren hätten. Ist es nicht geradezu erstaunlich, dass von der kleinen Schweiz aus, einem Lande, das nicht am Meere liegt und das keinen freien Ausgang zur Welt hat, diese heute grösste Rückversicherungsorganisation der Welt geschaffen werden konnte? Das wäre aber auf Grund von Fach- und Sachkenntnis allein nicht zu erreichen gewesen; dazu braucht es mehr, nämlich sorgfältige Erfüllung aller übernommenen Verpflichtungen, absolute Vertragstreue, strenge Rechtlichkeit und darüber hinaus ein loyales Verständnis in Schwierigkeiten und Zweifelsfragen. Das waren nun alles Eigenschaften, die Simon in hohem Masse verkörperte und die sein Wesen ausmachten. Damit hat er nicht nur sich und seiner Gesellschaft in der Welt einen Namen gemacht, sondern auch unserer Schweiz – seinem Adoptivvaterlande – als dem Land, wo Treu und Glauben noch gelten, grosse Ehre erwiesen.

Wo finden wir unter den Bergsteigern der Welt einen Mann von solch weltwirtschaftlicher Bedeutung? Sehen wir uns die grossen Bergsteiger einmal an, so werden wir entdecken, dass viele von ihnen nur dank den Mitteln, die ein gütiges Schicksal ihnen zugewandt hat, zum Bergsteigen gekommen sind, aber nebenbei weder wirtschaftlich noch wissenschaftlich Wesentliches geleistet haben. Bei Simon war es aber so, dass er sich alles selbst erringen und erkämpfen musste; die Kraft, es zu schaffen, hat er in den Bergen gefunden. Das macht seine Qualität als Bergsteiger und seinen Wert als Pionier im Wirtschaftsleben aus.

VOM TOTEIS ZUM LEBENDEN EIS

Problemstellungen der arktischen Inseln

Durch etwa 20 000 Jahre sind die Spuren der europäischen Eiszeiten nicht ausgelöscht worden. Die Beschäftigung mit diesem Phänomen öffnet Einblicke in die Entstehung des heutigen Landschaftsreliefs und weckt das Verlangen, die einzelnen Phasen der diluvialen Vergletscherung besser überblicken und klarer abgrenzen zu können. Es ist verständlich, dass sich unsere Blicke nach der Arktis wenden, wo eine ähnliche Eiszeit wie die lückenhaft bekannten europäischen heute in verschiedenen Stadien des Abklingens betrachtet und untersucht werden kann.

Grönland, mit 2 200 000 km² die grösste «Insel» der Erde, wird noch von einem zusammenhängenden Inlandeis von 1 800 000 km² Ausdehnung bedeckt. Auf zahlreichen Durchquerungen ist über diesen lebendigen Eispanzer manches enthüllt worden. Tiefenlotungen haben ergeben, dass das Eis eine durchschnittlich 750 km breite Schale randvoll zu füllen scheint. Doch weiss man noch nicht genau, ob das Vorhandensein der durchtalten Plateauränder im Osten und Westen und das wahrscheinliche Fehlen mittlerer Gebirge darauf schliessen lasse, dass die Insel unter der Eislast eingesunken sei oder ob sie gar in mehrere Teile aufgeborsten wäre. Von der Ostküste reicht der tiefstgemessene Fjord der Erde so weit in die Landmasse hinein, dass man seine Entstehung nur durch eine grosstektonische Kluft erklären zu können glaubt. Es wäre möglich, dass diese Kluft ein Schollenbruch ist und dass sie unter dem Inlandeis bis an die Westküste reicht, doch fehlen genügende Aufschlüsse, um diese Möglichkeit erkennen zu können. Messungen haben bewiesen, dass Grönland langsam westwärts weicht. In Übereinstimmung mit der Wegenerschen Kontinentaltheorie drängt sich der Gedanke auf, es könnten die grossen Inseln des amerikanisch-arktischen Archipels nach Westen abgeschwommene Kontinentalschollen sein, und das Vorhandensein einer ähnlichen geologischen Struktur beiderseits der Baffin Bay liesse tatsächlich einen solchen Schluss zu.

Baffinland umfasst mit seinen 540 000 km² Landfläche ungefähr einen Viertel der grönländischen Masse. Sein Gebirgsrücken verläuft mehr an der Ostküste, und merkwürdigerweise flacht das Land in sanftem Abhang nach Westen in das Fox-Bassin aus. Wir wissen nicht, ob diese Ausflachung die Osthälfte einer eingesunkenen Landscholle darstellt. Jedenfalls liegt auf dieser Rampe ein höchst selt-

samer eiszeitlicher Restbestand in Gestalt einer mehrere hundert Meter dicken und 6000 km² Fläche bedeckenden Eiskappe. Sie ist als *Barnes Ice Cap* bekannt. Auch die Cumberland-Halbinsel trägt eine solche Eisdecke, die *Penny Ice Cap*. Es handelt sich bei diesen merkwürdigen Schollen um riesige Toteisrückstände am Ende einer Eiszeit. Die starke Durchtalung der einstigen Hochfläche nach Osten zeigt ähnliche Abtragungerscheinungen, wie sie die aus dem rückweichenden Inlandeis Grönlands hervortretenden Küstengebirge aufweisen. Es liegt nahe, die hier zu gewinnenden Aufschlüsse einer um viele Jahrtausende fortgeschritteneren Rückbildung mit den aktiven Eiszeitverhältnissen Grönlands zu vergleichen; Baffinland öffnet sozusagen ein Fenster in das Unbekannte des grönländischen Inlandeises.

Während die Erforschung Grönlands verhältnismässig fortgeschritten ist, steht man auf Baffinland noch ganz am Anfang. Das Vorhandensein der Barnes Ice Cap ist erst seit dreissig Jahren bekannt; die Expedition des «*American Arctic Institute*», an der 1950 auch Mitarbeiter der *Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen* teilnahmen, bot erstmals eine Möglichkeit, das Toteis auf Baffinland zu studieren. Nachdem für das kommende Jahr eine Fortsetzung dieser Untersuchungen geplant wird, möchten diese Hinweise auf die grosse Bedeutung einer vergleichenden Abwägung der Verhältnisse in Baffinland und Grönland dem Gedanken Vorschub leisten, die Westküste Grönlands in den Bereich der künftigen Expeditionstätigkeit einzubeziehen.

Seit 1932 Sorge den Kangerdlukfjord ausgelotet und äusserst interessante Messungen und Beobachtungen am Umiamakogletscher und am Rinksgletscher anstellte, ist trotz wiederholtem Besuch keine systematische Fortentwicklung jener Bemühungen erfolgt. Eine glaziologische Kampagne in der Umgebung der westgrönländischen Riesengletscher, verbunden mit einer petrographischen Fixierung der Stratigraphie des durchtalten Randgebirges und dessen bergsteigerischer Erschliessung, ist zweifellos ein Expeditionsziel, das gerade in Parallele mit den Baffinland-Forschungen hohe Bedeutung erlangen könnte.

Eine besondere Aufgabe stellt auch die Vertiefung der Kenntnisse über die Herkunft und Drift der Eisberge dar, die in der Baffinbay aufkreuzen und durch den Labradorstrom bis an die nordatlantischen Schiffrouten verschwemmt werden.

Es ist die Absicht des folgenden Aufsatzes über Werden und Vergehen der Eisberge, unter Anhang eines Briefwechsels zwischen dem Autor und Albert Heim, für diese Fragen Aufmerksamkeit zu wecken und ein bestimmtes, auf die Arktis hin gerichtetes Interesse der *Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen* zu betonen.

O. G.

WERDEN UND VERGEHEN EINES EISBERGES

Von Arnold Fanck

Die Masse des grönländischen Inlandeises stellt, rein morphologisch gesprochen, einen einzigen ungeheuren Gletscher dar. Dieser Riesengletscher liegt als Eiskappe über einem ganzen Lande und fliesst dementsprechend nach allen Himmelsstrichen.

Eine solche Eismasse kann jahraus, jahrein grosse Eisberge abstossen, ohne durch diesen jährlichen Verlust von vielen Milliarden Tonnen Eis auch nur im geringsten abzunehmen.

Das Abfliessen der ganz Grönland überlastenden Eisdecke findet nach allen Meeresrändern zu statt. Die einheitliche Eismasse franst sich an ihren Rändern in Hunderte von einzelnen Gletschern aus, die sich durch die mehr oder weniger steilen Täler hinunterschlingeln. Wie winzige Zünglein erscheinen auf der Karte diese ungezählten Randgletscher, gemessen an der gewaltigen Masse ihres einen Urgletschers, dem sie entstammen. Und doch sind die meisten von ihnen in Wirklichkeit noch wahre Riesen von Eisströmen, im Vergleich auch zu den grössten Gletschern der Alpen.

Nach Länge und Breite gemessen gehört der *Rinksgletscher* nicht zu den grössten Eisströmen, die das Inlandeis nach der Westküste hinuntersendet.

Die ins Meer mündende Eismauer des Rinksgletschers ist etwa 5 km breit. Es gibt grönländische Gletscher mit 10, 15 und 20 km Frontbreite. Aber seine Eismauer hat eine Überwasserhöhe von 112 m, womit sie die höchste Gletscherfront ist, die bisher auf der Erde gemessen wurde. Nicht einmal die antarktischen Eismauern erreichen diese enorme Höhe.

Die 5 km breite und durchschnittlich 100 m hohe Mauer besteht aus funkeln-dem Eise. Aufgelöst in Tausende von Eistürmen, bietet sie ein Bild von grandioser Wildheit. Diese 100 bis 110 m hohen Wände stellen nur etwa einen Achtel der noch unter Wasser liegenden Eisdicke dar; angenommen, der Fjord würde einmal auslaufen, stände man vor lotrechten Eiswänden von 700 bis 900 m Höhe.

Zu diesem grossartigen Bilde tritt der Bewegungsvorgang des Kalbens, des Abbrechens der Eismassen ins Meer. Die grosse Kalbung einer solchen Gletscherfront gehört zu den gewaltigsten Naturphänomenen, die wir auf unserer Erde beobachten können. Sie wird nur von grossen Vulkanausbrüchen übertroffen.

Die 5 km breite Eisfront des Rinksgletschers schiebt sich mit 17 bis 27 m je Tag fast in ihrer ganzen Breite in den Fjord hinaus. Mit der gleichen Geschwindigkeit fliesst der ganze riesige Eisstrom von seiner «Wurzel» – dem grönländischen Inlandeis – hinunter durch sein breites Tal dem Meere zu. Diese Geschwindigkeit ist enorm. Ein normaler alpiner Gletscher legt ungefähr dieselbe Strecke pro Jahr zurück, die dieser grönländische «Schnelläufer» an einem einzigen Tage bewältigt. Ungeheure Massen schieben sich auf diese Weise im Laufe von drei bis vier Wochen in den Fjord hinaus, wobei sie durch ihren schwimmenden Zustand ihren Zusammenhalt mit den stetig nachschiebenden Eismassen, die noch auf dem Felsgrund liegen, oft wochenlang bewahren. Auf diese Weise bildet sich ein schwimmendes Gletscherende von vielen hundert Metern Tiefe, der ganzen Breite der Gletscherfront und der Dicke von 100 m über und entsprechend 600 bis 800 m unter Wasser.

Einmal muss diese schwimmende, täglich um 17 bis 20 m weiter in den Fjord hinausgeschobene Eismasse ihren Zusammenhalt mit dem noch auf dem Festlande aufliegenden Eis verlieren und ins Meer abstürzen. Diesen Vorgang nennt man: der Gletscher «kalbt».

Bei der von uns erlebten Kalbung brach der Gletscher in einer Frontbreite von 4 km und in einer Tiefe von 600 m ab. Die zwischen dem Eis gequetschten Wassermassen sprangen in ganzen Reihen von Fontänen bis zu 300 m Höhe. Die Kalbungswelle, die von den abbrechenden Eismassen aufgeworfen wurde, begann mit etwa 30 m Höhe den Fjord hinauszurollen. Der Gischt dieser an die Fjordufer anbrandenden Kalbungswelle schlug bis auf 100 m an den Felswänden hinauf. Gewaltige Eisblöcke lagen nach Verebben der Kalbungswelle 9 bis 10 m hoch über dem Wasserspiegel oben auf den Felsbändern. Die letzten Ausläufer dieser Kalbungswelle waren 80 km weit draussen am Ausgang des Fjordes noch so stark, dass sie beispielsweise unsere Motorboote von den Ankern rissen.

So sieht, in nüchternen Zahlen ausgedrückt, die grosse Kalbung eines grönländischen Gletschers aus.

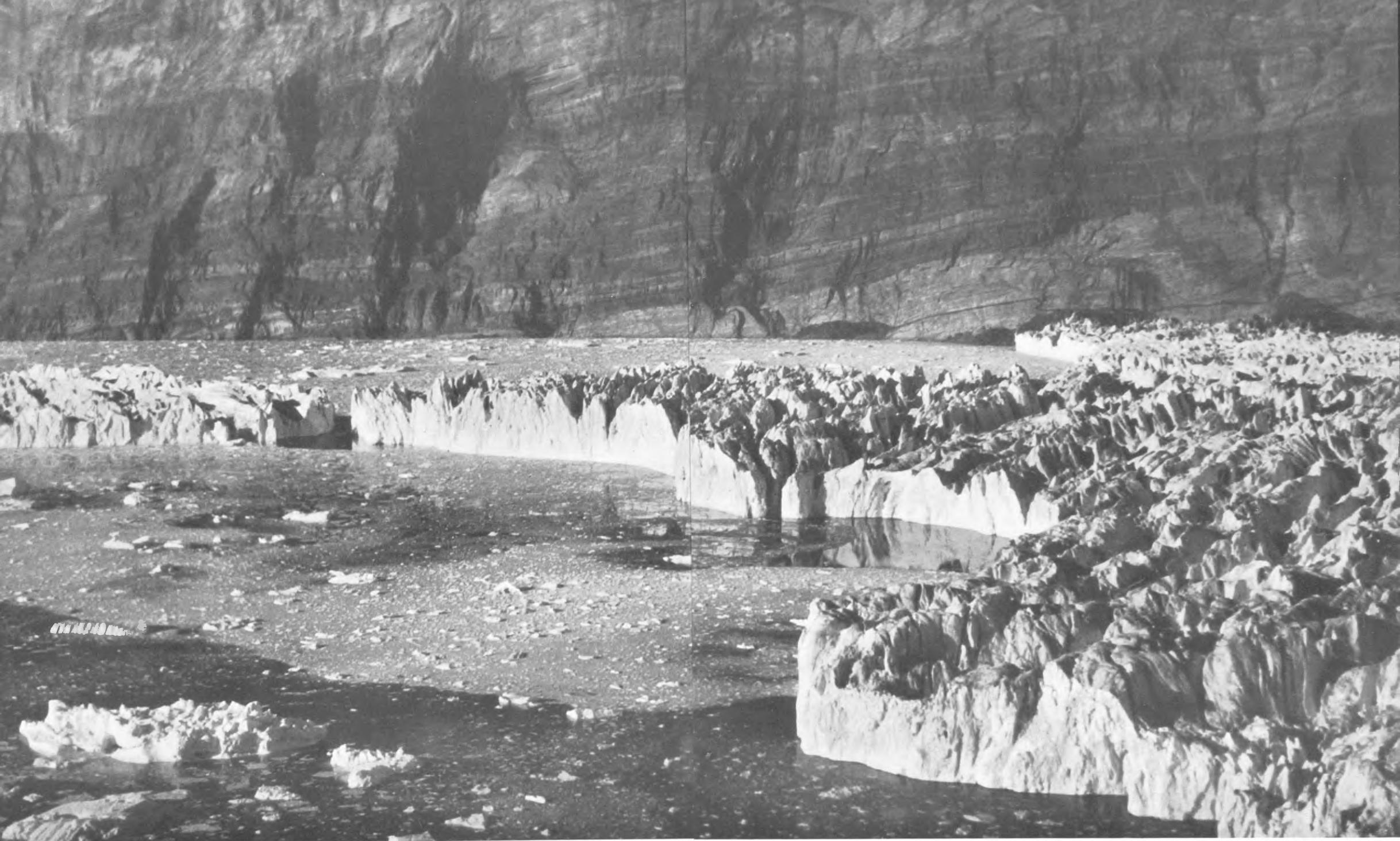
In diesen tobenden Minuten vollzieht sich die Geburt der Eisberge. Dutzende und aber Dutzende der gigantischen Ungetüme wälzen sich als Reste der kurz vorher noch kompakten Eismasse des Gletscherendes im Wasser des Fjords, mitten in einem dicken Brei grosser und kleiner Eistrümmer, die von den Kal-

Bild oben: An der schwimmenden Front des Rinksgletschers ist eine über 100 m hohe, angespaltene Eismasse zusammengebrochen; noch liegt der Gischt der Kalbungswelle vor der Gletscherstirn.

Bild unten: Nach einer grossen Kalbung des Rinksgletschers ist der Fjord mit riesigen Trümmern vollgepackt. Die einzelnen Eisberge ragen im Jungstadium nur wenig über den Meeresspiegel; mit erheblichem Tiefgang hängen ihre Klumpfüsse wie Bleikiele von Yachten in der Unterströmung.

Folgende Doppelseite: Mit 4 km Frontbreite treibt die Zunge des Umiamakogletschers in den Karatsfjord hinaus. Die Eisstirn steht etwa 60 m über Wasser, der Tiefgang misst wohl 500–600 m.





www.elpaso.com



bungswellen mit grosser Geschwindigkeit von der kalbenden Gletscherfront weg den Fjord hinausgetrieben werden. Eine halbe Stunde lang wälzen sich die entstandenen Eisberge wie Gummibälle im Wasser herum, bis sie endlich nach langem Auspendeln ihre erste Gleichgewichtslage finden und im wieder still gewordenen Fjord schliesslich so ruhig dahinschwimmen, als seien sie für die Ewigkeit geschaffen.

Vollgestopft von Eisbrei, Eisschollen jeder Grösse und kleinen, mittleren oder gewaltigen Eisbergen ist der Eisfjord nach einer solchen Kalbung. Auf Dutzende von Quadratkilometern ist fast kein Fleckchen freies Wasser mehr zu sehen. Undurchdringbar selbst für die winzigen schlanken Kajaks der Eskimos ist dieses Konglomerat aus zertrümmertem Eis.

Wohin sollen nun aber all diese Eismassen, die einen ganzen Fjord verstopfen, wenn in einigen Wochen eine zweite derartige Kalbung eintritt? Diese Frage beantwortet uns der Fjord selbst an einem einzigen Tage, währenddessen wir ihn beobachten.

Es ist gerade Flut. Stunden und Stunden fliesst das wärmere Wasser des freien Meeres von draussen herein und treibt das von den Kalbungswellen vorher schon weit vom Gletscherrand in den langen Fjord hinausgetriebene Kleineis wieder zurück ins tiefste Innere des Fjords. Spiegelglatt ist das Wasser, kein Lüftchen erzeugt auch nur das leiseste Wellenkräuseln auf der Oberfläche des Wassers. Und dennoch wandert fast das ganze Eis, wie von Geisterhänden gezogen, schnell und schneller zu der Stätte zurück, von wo es kam. Lautlos und ohne auch die feinsten Details der Wasserspiegelung zu beunruhigen, ziehen die Schollen dahin. Muss alles, was jetzt in dem Fjord schwimmt, diesem unsichtbaren Druck der Fluten folgen? Die Beobachtung lehrt es anders. Wir visieren den gewaltigen Eisberg an, der dort mitten in den kleineren Eistrümmern steht, die um ihn herum und an ihm vorbei in immer schnellerem Tempo ihren gespenstisch unbegreiflichen Zug zurück in den Fjord fortsetzen. Fast 140 m hoch ist dieser Koloss, der höchste Eisberg, den wir je vermessen haben; 1000 m Länge und 500 m Breite ergeben die weiteren Messungen. Doch das sind nur seine sichtbaren Überwassermassen, ein Achtel bis ein Neuntel nur seiner ganzen noch unter Wasser befindlichen Masse.

Denken wir uns das Matterhorn aus massivem Eis bestehend, abgeschert an seiner Wurzel, also dort, wo auf ungefähr 3000 m Höhe die Matterhornhütte liegt, und diese Pyramide nun ins Meer geworfen, worauf ihre Spitze entsprechend dem spezifischen Gewicht des Eises aus dem Wasser herausragen würde, dann wäre

Bild oben: Durch kleine, sekundäre Kalbungen spaltet der schwimmende Eisberg die vom Wasser unterhöhlten Flanken ab.

Bild unten: Senkrechtblick auf einen schwimmenden Eisberg. Unter Wasser ist wie eine Flosse ein Teil des gewaltigen Klumpfusses sichtbar. Die alten Strandlinien zeugen von der fortwährenden Gewichtsverlagerung des Kolosses.

dieses Matterhorn ein Eisberg von ungefähr 140 m Höhe! Dieser Vergleich gibt vielleicht am besten eine Vorstellung von den Dimensionen eines grossen Eisberges.

Mit der gleichen Unbeweglichkeit wie die starre Pyramide eines Matterhorns scheint der Eisberg im Wasser zu stehen, während das kleine und mittelgrosse Eis an ihm vorbeiströmt. Aber schon nach einer Viertelstunde können wir an unserer Peilvorrichtung wahrnehmen, dass es mit der Unbewegtheit unseres Kolosses nicht so weit her ist. Er hat sich gegen das angepeilte Felsufer um 50 m verschoben. Ein Berg, der sich bewegt – ja ein Berg, der wandert! Wandert mit steigender Geschwindigkeit, so dass er schliesslich vor unseren staunenden Augen dahintreibt mit der Schnelligkeit unseres Motorbootes.

Nun bemerken wir etwas zunächst ganz Unbegreifliches: Dieses majestätisch ruhige und doch so schnelle Dahinschwimmen geschieht nicht etwa in der Richtung des übrigen Kleineises, also fjordeinwärts, sondern genau in der entgegengesetzten Richtung, hinaus zum Fjord, direkt gegen die Strömung der eindringenden Flut. Ja es kann sogar noch Weststurm dazukommen, der vom Meer her in den Fjord hineinbläst und eigentlich ebenso wie die Flut bewirken sollte, dass unser Eisberg wieder in den Fjord zurückgetrieben würde. Und dennoch wandert er unaufhaltsam gegen Flut und gegen Sturm zu dem Fjord hinaus dem offenen Meer zu.

Denn auf ihn wirken andere Strömungen als die von Flut und Sturm nur auf der Oberfläche des Wassers erzeugten. Mit seinen 600 bis 800 m Tiefgang gehorcht er nur dem Druck der tief unter der Wasseroberfläche sich abspielenden Strömung. Und die läuft fast stets – aber nicht immer – fjordauswärts. Es sind die kalten Wassermassen, die am Gletscherrand unterkühlt werden, nach unten sinken und dann gleichsam auf dem Boden des Fjords hinausströmen, alles mit sich ziehend, was sie dort unten, viele hundert Meter unter der Wasseroberfläche, erfassen können. Wenn auch Flut und Wind ununterbrochen wärmeres Oberflächenwasser vom Meer hereintreiben, wird dadurch dieser konträre Kaltwasserstrom in den unteren Wasserschichten nur noch mehr verstärkt.

Jetzt ist die Flut zum Stillstand gekommen, und die Ebbe beginnt ihre alles hinaussaugende Tätigkeit. In der umgekehrten Richtung beginnt also das Kleineis wieder hinauszuwandern; bald fliesst alles Eis in schnellem Tempo hinaus, dem auflösenden, wärmeren Meere zu. Setzt aber noch einer der an der ganzen grönländischen Westküste so häufigen Oststürme ein, erleben wir das unheimliche Schauspiel, wie der ganze riesenhafte Eisfjord sich in einen reissenden Strom verwandelt, der stundenlang seine ungeheuren Eismassen hinausspuckt ins Meer.

Durch dieses ewig sich erneuernde Spiel von Flut und Ebbe, von Ost- und Weststurm, von kalten und warmen Strömungen wird der Fjord immer wieder reingefegt von den Eismassen der letzten grossen Kalbungen, die ihn verstopften.

Tage- oder wochenlang kann der Vorgang dauern, je nachdem, ob diese Kräfte zusammen oder sich entgegen wirken. Dabei treibt das viele Kleineis meistens rascher hinaus als die grossen Eisberge, trotzdem es durch Flut und Ebbe mehr hin und her getrieben wird als die grossen Kolosse.

Unser grosser Eisberg ist jetzt erst wenige Kilometer von seiner Geburtsstätte, dem Gletscherrand, entfernt. Seine Formen sind noch jung und ursprünglich, rundlich durch das lange Herumrollen im Wasser nach der Kalbung. Selbst pyramidenförmig aufgebaute Gestalten sind an allen Kanten noch stark abgerundet, ohne die späteren harten Bruchflächen. Unerschöpflich ist schon in diesem Jugendstadium die Formenmannigfaltigkeit der Eisberge. Keiner ist annähernd gleich dem andern. Aber das eine haben hier, noch tief im Innern des Fjords, alle gemeinsam: diese weichen, überall abgerundeten, gleichsam gerollten Formen. Nur ganz selten bekommt man hier eine senkrechte Abbruchstelle zu sehen, wie sie für alle Eisberge, die draussen im Meere schwimmen, so charakteristisch sind.

Auch unser Eisberg, den wir bis zum Meer hinaus verfolgen wollen, hat diese sanft ansteigenden Formen. Sein Gipfel liegt ungefähr in der Mitte seiner Masse, also etwa einen Viertel- bis einen halben Kilometer entfernt von seinen Rändern, mit denen er ins Wasser taucht.

Eine Woche später treffen wir unseren gewaltigen, aber sanften Eisberg wieder. Diesmal schon in der Mitte des 80 km langen Fjords. Er hat schon 40 km zurückgelegt, in seinem ständigen Vor- und Rückwärtsgang. In seinen hauptsächlichsten Formen ist er der gleiche geblieben – aber in Details können wir doch eine grosse Veränderung an ihm beobachten. Ringsum sind jetzt seine schräg ins Wasser eintauchenden Ränder abgebrochen. Erstaunlich rasch geht der Prozess des Abbrechens der Eistränder an all den Stellen weiter, an denen die ursprünglich schräg oder rund zum Wasser abfallende Uferlinie zum ersten Male angebrochen und in ein senkrecht wandstückchen, wenn auch nur von einem halben Meter Höhe, übergegangen ist.

Wieder ist eine Woche vergangen, und jetzt treffen wir unseren grossen Eisberg schon draussen am Ausgang des Fjords, also 60 km von seiner Abbruchstelle entfernt. Völlig anders sieht er jetzt schon aus. In haushohen senkrechten Eiswänden stürzen seine Ränder jetzt nach allen Richtungen zum Meere ab, das durch seine stärkeren Wellen hier draussen beim Ausgang des Fjords sein unter-spülendes Vernichtungswerk schon rascher betreibt. Aber noch eine andere Entdeckung machen wir jetzt an unserem Beobachtungsobjekt: auch ein stundenlanges Anpeilen zeigt kein weiteres Vorwärtstreiben ins Meer hinaus an. Wohl dreht er sich noch wie immer in meist unsichtbar langsamen Bewegungen um seine eigene senkrechte Achse, schwimmt also noch frei in seinem Element. Treibt sogar stundenweise wieder um einige hundert Meter zurück, um dann wieder einen Vorstoss zu machen bis zu der gleichen unsichtbaren Barriere, über die er

anscheinend nicht hinwegkommt. Es ist eine wirkliche Barriere, die diesen Berg aus Eis zunächst am Weiterschwimmen ins Meer hinaus verhindert, eine langgestreckte Felsklippe, die an dieser Stelle vom Untergrund des Fjords aufsteigt. Über sie kann der Koloss mit seinem ungeheuren Tiefgang nicht hinwegkommen.

Über 1200 m sank das Lot vom Faltboot aus in die tiefste Tiefe des Eisfjords; nur noch 500 m Tiefe ergab eine zweite Lotung an seinem Ausgang. Dieses Flacherwerden bildet die unsichtbare Barriere, über die ein grosser Eisberg zunächst nicht mehr hinweg kann. «Strandungsbank» nennt man solche Untiefen in Grönland, da an ihnen, wo sie auch auftreten, meist ganze Reihen von Eisbergen «gestrandet» liegen bleiben. Das Wort «stranden» trifft allerdings nicht ganz zu. Nur in den selteneren Fällen, und auch dann nur bei Ebbe, liegt der Eisberg mit seiner tiefsten Wurzel auf dem Felsgrund auf. In den meisten Fällen bleibt er freischwimmend, stösst nur bei seinen Versuchen, weiter ins Meer hinauszuschwimmen, immer wieder an diesem flacheren Felsgrunde an. Er kann nicht darüber hinweg, bleibt gefangen, solange sein Tiefgang nicht durch grössere Kalbungen stark genug abgenommen hat.

Drei Monate lang liegt unser Eisberg vor dieser langgestreckten Felsbarriere. Ungezählte Versuche stellt er an, durch seitliches Abtreiben nach rechts oder links irgendwo eine tiefere Stelle dieser Barriere zu finden, wo er mit seiner tiefgreifenden Eiswaizel vielleicht gerade noch durchschlüpfen könnte. Weniger hohe Nachbarn werden schon nach Tagen wieder frei, weil sie, an der Felsbarriere entlangschwimmend, eine tiefere Stelle finden, an der sie dank ihrem weniger grossen Tiefgang eben noch durchschlüpfen und die Passage hinaus ins offene Meer gewinnen können.

Ein recht alter Geselle wird unser Eisberg in diesen drei Monaten. Immer wilder, zerrissener und höher werden ringsum seine Abbruchstellen; und es ist nur noch sein gleichgebliebener zentraler Gipfel, der noch die alte Form zeigt. Da endet eines Tages auch dieses sichere Erkennungszeichen: mit einem Donner, der den ganzen breiten Fjord übertönt, kracht plötzlich die höchste seiner lotrechten Abbruchwände in ihrer vollen Höhe und 60 m Dicke ins Meer ab. So gewaltig kann die Kalbung auch eines einzelnen Eisberges noch immer sein, dass die umliegenden grossen Eisschollen und kleineren Eisberge zu schwanken beginnen und das Meer minutenlang in immer neu heranrollenden Wellen am Felsufer brandet. Vor unseren staunenden Augen hebt sich jetzt die uns zuliegende Abbruchseite in schweren Bewegungen mehr und mehr in die Höhe. Bis zu 80 m steigt die neue Abbruchwand aus dem Wasser, und der bis jetzt zentral gelegene und gleichsam senkrecht stehende Gipfel liegt plötzlich schief und ist nahe an den Rand seiner höchsten Aussenwand gerückt. Dafür aber ist der ganze Koloss nach hinten ins Wasser getaucht; seine dortigen senkrechten Eiswände sind im Meer verschwunden.

Das wiederholte sich einige Wochen lang, einmal brach die vordere, dann wieder die hintere Wand weiter ab, so dass unser Koloss den einen Tag sich nach hinten überneigte und die immer riesenhaftere vordere Wand dementsprechend aus dem Meer aufstieg, um am nächsten Tage wieder mit dieser hinunterzutauchen und seine Rückseite hoch aus dem Wasser zu heben. Würde man sich diesen Vorgang mit Zeitraffung durch einige Wochen gefilmt vorstellen, so hätte dieser Eisberg in seiner Bewegung einer riesenhaften Schaukel geglichen, die vielleicht sogar in bestimmten Rhythmen einmal nach vorn, dann wieder nach hinten absank.

Durch den ständigen Verlust seiner kalbenden Überwassermasse wird jeder Eisberg immer höher, da jedes Stück Eis, das an seinem sichtbaren Teil abbricht, durch entsprechendes Aufsteigen des Unterwasserteiles wieder ersetzt wird. Es wirkt sich also der Prozess des Alterns eines Eisberges nicht nur darin aus, dass seine Abbruchränder immer höher und höher, seine Formen damit immer schroffer werden, sondern auch dadurch, dass dieser sichtbare Überwasserteil zwar immer schmaler, aber damit auch immer höher wird, womit die Tiefe des Eisfusses entsprechend abnimmt. Dadurch gelingt es mit der Zeit jedem gestrandeten Eisberg, von der ihn festhaltenden Felsbarriere wieder freizukommen und seinen naturgegebenen Weg ins Meer hinaus fortzusetzen.

Auch unser Koloss hat seine Masse durch dreimonatiges ständiges Kalben schliesslich so erleichtert, dass der nachgestiegene Eisfuss genug Tiefgang verlor, um jetzt endlich über die vor ihm liegende Felsbarriere hinüberschwimmen zu können. Was da hinaustreibt, das hat in seinen äusseren Formen nichts mehr zu tun mit unserem von seiner Geburtsstunde an beobachteten Eisberg: ein wenn auch hoher, so doch von allen Seiten sanft ansteigender Hügel aus Eis ohne ein einziges senkrechtes Eiswändchen, so hatte er sich nach seiner Lösung vom Gletscher nach langem Schwanken in seiner primären Jugendgestalt ausbalanciert, hatte seinen Weg hinaus in den Kampf mit Sonne, Sturm und brandenden Wellen angetreten. Was da aber jetzt ins offene Meer hinaustreibt, das ist eine Eismauer von immer noch einem halben Kilometer Breite, aber im Verhältnis dazu so schmal, wie es eben auf den Begriff einer Mauer zutrifft.

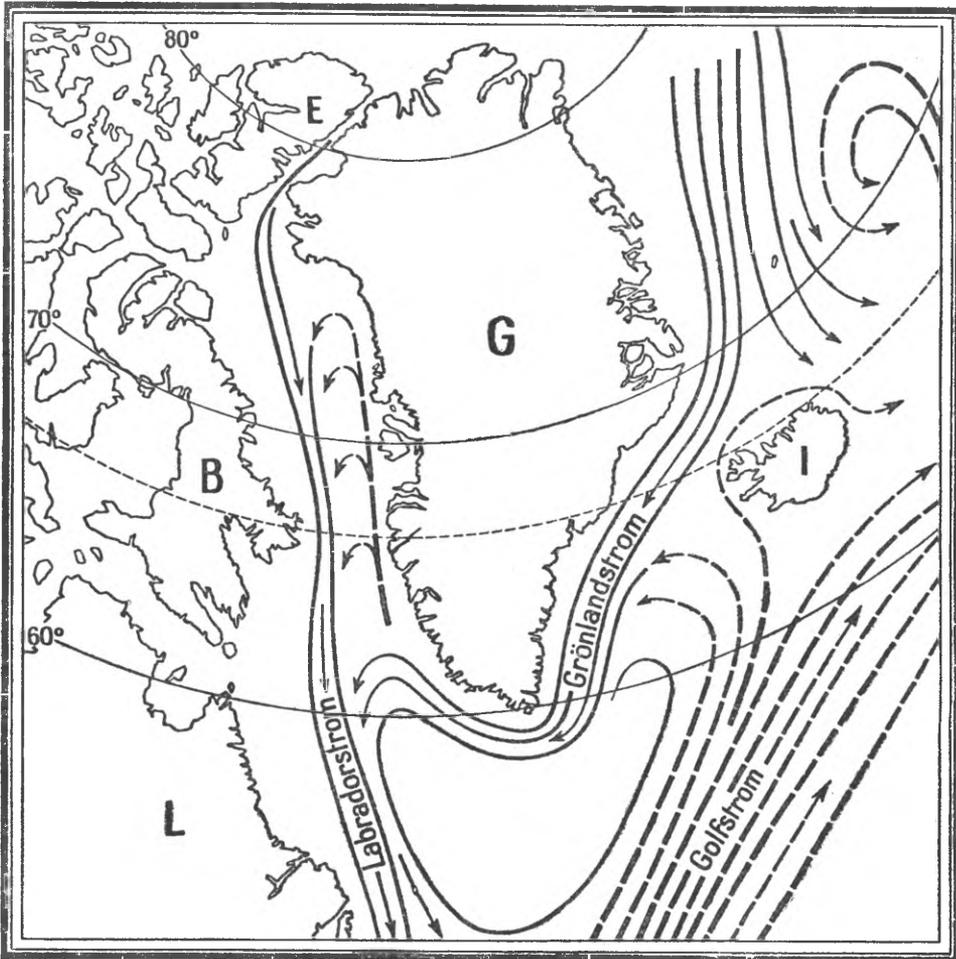
Beobachten wir unseren alten Bekannten während seines Entschwindens nur von dieser Schmalseite her, so erscheint er jetzt als ein einziger ungeheurer Turm aus Eis, der sich in seiner kühnen Architektur auf dem noch immer gewaltigen Fundament seines Unterwasserteiles in den grönländischen Himmel hinaufbaut. Für jeden, der noch nichts von der unheimlichen Masse des Unterwasserteiles eines Eisberges weiss, muss es als ein Wunder erscheinen, wie ein so schmal und hoch aufragendes, turm- oder mauerförmiges Gebilde aus Eis allen anprallenden Stürmen und aller antobenden Brandung zum Trotz sein anscheinend stabiles Gleichgewicht halten kann. Aber wochenlang kann dieses Altersstadium eines Eisberges im freien Meer draussen den zerstörenden Elementen von Sonne, Sturm

und Brandung noch widerstehen, dank jenem unerschütterlichen Fundament seines Eisfusses, im Vergleich zu dem eben jeder noch so gigantische Überwasser-Eisturm oder jede noch so ungeheuerliche Überwasser-Eismauer nur den kleinen Bruchteil von einem Neuntel bis Achtel der ganzen schwimmenden Masse darstellt.

Schliesslich kommt die Schicksalsstunde für alle gealterten Eisberge und Eisburgen: Durch die wilde Meeresbrandung immer tiefer unterwaschen, stürzt schliesslich ein so grosser Teil der noch stehengebliebenen Überwassermauer ins Meer ab, dass der restliche Teil, nunmehr von der Form eines im Wasser aufrecht stehenden Brettes, sich nach hinten überneigt, um kurz darauf nach der nunmehr entgegengesetzten Seite der vorherigen Kalbung ins Meer hinunterzukrachen. Niemals kann aber der Fall eintreten, dass ein Eisberg durch Zusammenbrechen einfach verschwindet. Jetzt tritt vielmehr ein radikaler «Verjüngungsprozess» dadurch ein, dass der Eisberg durch zu grossen Verlust seiner Überwassermasse endgültig sein bisher immer wieder hergestelltes Gleichgewicht verliert und sich zum ersten Male seit seiner Geburtsstunde wieder im Wasser umwälzt. «Trudeln» nennt man mit einem allerdings viel zu harmlos klingenden Wort diesen gewaltigen Vorgang. Es schwimmt nun ein völlig anderer Eisberg an der gleichen Stelle im Meere – in nichts mehr ähnlich oder vergleichbar dem eben noch so stolz in die Lüfte ragenden gotischen Dom aus lotrechten, schillernden Wänden. Das, was bisher zuunterst lag, ist jetzt an die Oberfläche gestiegen und bildet einen völlig neuen Eisberg mit genau den gleichen jugendlichen, sanft nach allen Seiten abgerundeten Formen, wie wir sie für unseren Eisberg kurz nach seiner Entstehung am Gletscherrande beschrieben hatten.

Wieder beginnt nun der gleiche Prozess des ersten Abbrechens der Ränder – höher und höher wachsen sie wieder rundum zu ähnlichen Eistürmen und Mauern –, wieder wird irgendein Eisgebilde kühnster Architektur aus dem rundlichen Überwasserteil des getrudelten Eiskolosses herausziselirt, bis zum zweiten Male der Verjüngungsprozess des Trudelns einsetzt und wiederum ein anderer Eisberg mit völlig anderen Formen in Gestalt des Eisfusses aus dem Wasser auftaucht.

Viele Male muss diese Verwandlung stattfinden, bis die ursprünglich einem wirklichen Berge gleichkommende Eismasse durch diesen monatelangen Prozess des Kalbens und Trudelns so verkleinert ist, dass nur noch ein Eisbergchen und schliesslich nur noch eine Eisscholle übrig bleiben. Es kann auch sein, dass dieses langsame Ende dadurch beschleunigt wird, dass der ganze Eisberg, auch seine Unterwassermasse, durch die in ihm enthaltenen inneren Spannungen einfach auseinanderfällt und sich mit einem Ruck in Eistrümmer auflöst. Man nennt diesen Vorgang etwa: der Eisberg «explodiert». Doch ist dieser Ausdruck nicht ganz richtig, da es sich mehr um ein minutenlang andauerndes Auseinanderfallen des ganzen Eisberges handelt. Doch ist das recht selten.



Die arktischen Meeresströmungen. Durchbrochene Linien warme, ausgezogene Linien kalte Ströme.
 E = Ellesmere-Land; B = Baffin Island; G = Grönland; I = Island; L = Labrador.

Der Golfstrom ist der grosse Animator des atlantischen Lebens. In breitem Fächer strömt er in die nordeuropäischen Gewässer ein, schenkt Island und Skandinavien eisfreie Häfen und den westlichen Küstenländern ein mildes Winterklima.

Der Grönlandsstrom führt oft sibirisches Treibholz mit, das von den Eskimos geschätzt wird. Leider pflöpft er auch die ostgrönländischen Häfen mit Treibeis zu.

Der kalte Labradorstrom wird durch einen wärmeren, von Süden aufquellenden Zweig des Golfstromes von der westgrönländischen Küste abgedrängt. Von dieser grossen Wassermühle ins offene Meer getragen, strömen die westgrönländischen Eisberge zuerst nach Norden, und erst mit dem Labradorstrom ziehen sie in Kälte und Nebel bis an die Neufundlandbank, um im Golfstrom zu enden.

Der beschriebene Vorgang des Kalbens, Trudeln und wieder Kalbens der Eisberge vollzieht sich in der Hauptsache während ihrer monatelangen Reise durch das Meer nach Süden. Strenger genommen nach Südsüdwesten, von der grönländischen Westküste hinüber und hinunter zu der Neufundlandbank an der Ostküste Amerikas. Hier stranden von den Zehntausenden von Eisbergen, die von den grönländischen Gletschern der Westküste ins Meer hinausgeworfen werden, endgültig eine vergleichsweise ganz geringe Anzahl der übriggebliebenen. Nur die allergewaltigsten unter ihnen können der immer rascher auflösenden Gewalt von Sonne, Brandung und wärmerem Meerwasser lange genug widerstehen, um wenigstens noch als kleinere Eisberge weiterziehend in noch südlichere Gebiete des Atlantischen Ozeans gelangen zu können, ehe sie dort im immer wärmer einsetzenden Golfstrom rasch ihre unvermeidliche Auflösung finden. Trotzdem sie dorthin nur noch als Reste ihrer einstigen Grösse gelangen, sind diese letzten Einzelgänger noch ungeheure Kolosse aus Eis.

Ein Schrecken für die Schifffahrt, künden sie auch als letzte Trümmer noch im Golfstrom von den unvorstellbaren Massen ihres grönländischen Urgletschers, dem Inlandeis, dem sie entstammen.

Bild oben: Entlang der Unterwasser-Felsenschwelle liegen die mächtigen Eisberge am Ausgange des Karratfjords, bis ihre dauernde Veränderung eine Gleichgewichtslage herbeiführt, die das Hinausgleiten der tiefsten Eismasse über die Felschwelle erlaubt.

Bild unten: Altersformen von Eisbergen vor dem Abtreiben in das offene Meer. Durch fortdauernde Abspaltungen an dem Überwasserteil wird dessen Gewichtsverhältnis zu seinem Klumpfuss ständig leichter, er hebt sich infolgedessen im Auftrieb immer höher über den Meeresspiegel – bis er eines Tages untertaucht – weil es dem Klumpfuss gefällt, sich an die Oberfläche zu wälzen. Eine Tafel von Fjordeis hat sich in der Bucht festgesetzt.





BLAUBLÄTTER UND GLETSCHERKORN

Arnold Fanck hat 1911 bis 1915 an der ETH bei Albert Heim Geologie studiert und mit einer stratigraphisch wichtigen Arbeit über bruchlose Deformation von Molassefossilien doktriert. Unter dem nachwirkenden Eindruck eines fünfmonatigen Aufenthaltes als Expeditionsleiter in westgrönländischen Eisfjorden fand Fanck lange Jahre später zu seinem verehrten Lehrer zurück; aus jener Episode stammen die folgenden Briefwechsellauszüge. Sie gewinnen durch die fortdauernde Bedeutung des damals 86jährigen Altmeisters einen Glanz, der auf die heutigen glaziologischen Forschungen in der Arktis ausstrahlen möge. O. G.

Fanck an Heim : 27. September 1934.

«Ich will versuchen, Ihnen die beiden wissenschaftlichen Fragen, die Sie gestellt haben, so gut zu beantworten, als ich es vermag. Wobei ich Sie nur bitte, zu bedenken, dass meine geologische Laufbahn ja schon vor zwanzig Jahren aufgehört hat.

Wenn Sie schreiben: ‚Blaublätter scheinen zu fehlen‘, so müsste ich eigentlich zuerst die Gegenfrage stellen, ob Sie unter ‚Blaublätter‘ dasselbe verstehen, was wir in Grönland mit ‚Blaubänder‘ bezeichnen. Ansonsten wäre der Ausdruck ‚Blaublätter‘ sowohl mir wie Dr. Sorge nicht bekannt. Sollte sich aber dieser Ausdruck decken mit dem Wort ‚Blaubänder‘, so könnte ich Ihnen darüber einiges berichten, weil Dr. Sorge und ich uns gerade darüber viel den Kopf zerbrochen haben.

Diese Blaubänder in den Eisbergen, wie demgemäss natürlich auch in den Eiswänden am Gletscherende, sind eine so in die Augen fallende, weil wunderbar schöne Erscheinung, dass man sich bei ihrem Anblick sofort die Frage stellen muss, wie dieses märchenhaft blaue Eis wohl entstanden sein könne.

Unsere erste Theorie war die im ersten Moment uns am natürlichsten erscheinende, wonach diese Bänder etwas mit der Schichtung des Schnees, das heisst also einzelnen besonderen Schneefällen (wie etwa feucht gefallenem Schnee) zu tun hätten. Diese Theorie mussten wir aber sehr schnell verwerfen, da die Beobachtung ergab, dass diese Blaubänder am Gletscherende nicht etwa waagrecht oder wenigstens beinahe waagrecht herauskommen, wie es sein müsste, wenn sie etwas

Bild: Märchenhafter Eisberg aus glasklarem Blaueis.

mit Schneesichtung zu tun hätten, sondern dass sie völlig regellos kreuz und quer durcheinanderlaufen. Man kann also oft beobachten, dass ein halbwegs waagrecht liegendes Blauband von irgendeiner Dicke von vielen andern Blaubändern durchkreuzt wird, die senkrecht oder im spitzen oder im stumpfen Winkel darauf stehen, beziehungsweise das waagrechte Band durchschneiden. Mit Schichtung kann das also nichts zu tun haben.

Diese Erscheinung widersprach auch sofort einer zweiten möglichen Theorie, wonach diese Blaubänder dadurch entstünden, dass Gletscherspalten durch Schmelzwasser wieder ausgefüllt würden. Denn dann müsste man ja nicht nur senkrecht oder beinahe senkrecht, sondern auch waagrecht verlaufende Spalten im Eis annehmen. Eine solche waagrechte, also zur Schichtung parallele Spalte könnte ja zwar zufällig einmal entstehen, aber doch dann höchstens auf kurze Distanz und relativ selten. Nicht aber derart häufig und vor allem nicht auf einem halben Kilometer Distanz, wie man solche Blaubänder an der Abbruchstelle der Gletscher beobachten kann.

Da ausserdem doch weitaus die grösste Anzahl der Spalten keilförmig ist, während fast alle Blaubänder eine gleichmässig durchlaufende Dicke zeigen, widerspricht diese Erscheinung einer Theorie von wassergefüllten Spalten. Ganz abgesehen davon wäre es auch nicht einzusehen, warum solches Gefrierwasser in Spalten nun ausgerechnet so ungewöhnlich dicht und hart sein sollte, dass es ein derartig tiefblaues und glasklares Eis ergibt.

Die dritte Theorie, die uns als weitaus die plausibelste erscheint und sich mit allen gemachten Beobachtungen vereinigen liesse, wäre die, dass diese Blaubänder Druckstellen, beziehungsweise Rutschbänder darstellen, ganz ähnlich den Rutschflächen im zerdrückten Gestein, die ja auch in allen Richtungen auftreten können.

In den ungeheuren Eismassen eines grönländischen Gletscherstromes von 5 bis 20 km Breite, bei einem Schnellauftempo bis zu 20 m pro Tag, müssen ja naturgemäss Druckverhältnisse herrschen, die sich in allen nur denkbaren Richtungen neben- und durcheinander auslösen müssen. Haben wir doch beispielsweise selbst beobachtet, wie grosse Eisséracs in der Nähe des Gletscherendes in die Höhe oder nach der Seite verschoben wurden. Insbesondere beim Eintreten grosser Kalbungen kann man beobachten, wie ein Sérackkomplex mit vielen ungeheuren Eistürmen bis auf 200 m Höhe hinaufgepresst wird oder gleichsam direkt durch die umgebenden Eismassen sich durchschiebt. Die hinter der Abbruchmauer liegenden Eismassen des zerschrundeten Gletschers werden zu einem gewaltigen Hügel emporgewölbt, dessen Höhe Dr. Sorge mit etwa 240 m vermessen hat. Wenn Sie bedenken, dass dieser bis zu solcher Höhe herausgepresste Eishügel einen Durchmesser von ungefähr einem halben Kilometer hatte, so kann man sich ein Bild davon machen, welche ungeheure Druckverhältnisse in einem solchen grönländischen Eisstrom herrschen müssen.

Selbstverständlich hätten in diesem Moment durch Druckvorgang keine Blaubänder entstehen können, da ja gleich darauf der Absturz der gesamten Eismassen dieses Gletscherendes ins Meer hinunter erfolgte. Die Entstehung der Blaubänder durch Druck, beziehungsweise durch Verschiebung der Eismassen gegeneinander muss selbstverständlich weit im Innern der Gletscher geschehen und längere Zeit benötigen. Man kann sich wohl auch nicht vorstellen, dass ein derartig kristallklares und unheimlich hartes, sprödes Eis, wie es diese Blaubänder enthalten, durch einen schnellen Prozess, wie etwa einmaliges Gefrieren stehenden Wassers, entstehen könnte. Wenn dagegen an Hand eines entstandenen Sprunges die hier aufeinandergesprenten Eismassen sich gegenseitig zu verschieben beginnen, muss Wärme entstehen und damit Schmelzen des Eises, das dann wieder gefriert – ein Spiel, das sich wohl dauernd wiederholt, so dass das entstehende Blauband immer dichter werden kann. Zu dieser Theorie würde auch die Beobachtung stimmen, dass horizontale oder annähernd horizontale Blaubänder an der Abbruchmauer der Gletscher ungefähr ebenso zahlreich zutage treten wie die mehr oder weniger vertikalen. Das heisst, es gibt keine Richtung, die etwa ausgesprochen selten wäre. Auch die Tatsache, dass die meisten Blaubänder sich in spitzen bis stumpfen Winkeln gegenseitig durchkreuzen, würde dieser Theorie nicht widersprechen, im Gegensatz zu den beiden Theorien einer Entstehung durch andersartige Schichtung oder durch Wasserausfüllung vorhandener Spalten.

Die Dicke dieser Blaubänder schwankt durchschnittlich zwischen 1 cm und 2 m. Breitere Bänder als 2 m haben wir selten beobachtet, kommen aber vor. Wie gesagt, ist die Dicke dieser Blaubänder fast stets annähernd gleichmässig.

Nun kommen aber auch ganze Eisberge aus Blaueis vor. Sie sind allerdings selten, und ich selbst habe in den fünf Monaten nur drei mit eigenen Augen gesehen. Alle drei waren verhältnismässig sehr klein. Das heisst, selten im Vergleich zu den Tausenden von Eisbergen, die wir täglich vor uns sahen, mit häufigen Höhen von 30 bis 80 m über Wasser, etwas weniger häufigen Höhen von 80 bis 120 m, und seltenen Höhen von über 120 m. Der höchste von uns vermessene Eisberg war 140 m hoch – der höchste, auf dem wir standen, war 95 m hoch.

Der höchste Blaueisberg, den ich allerdings in ziemlicher Ferne sah, war schätzungsweise 20 m hoch. Ein solcher Eisberg besteht tatsächlich in seiner ganzen Masse aus dem gleichen tiefblauen, kristallklaren Eis wie die Blaubänder. Der Anblick eines solchen Blaueisberges ist ein wahrhaft märchenhafter. An ihren Rändern sind sie im Gegenlicht durchscheinend wie ein Kristallglas, noch bei ein paar Meter dickem Eis. Man kann nun zwar nicht sicher sagen, ob ein solcher Blaueisberg auch in seinem viel grösseren Unterwasserteil ganz aus Blaueis besteht. Es wäre aber unwahrscheinlich, dass etwa nur dieser Achtel über Wasser aus diesem Blaueis bestehen sollte. Denn da ein Eisberg ja fast von Tag zu Tag durch Abbrechen irgendeines Randes seine Lage im Wasser verändert, müsste

doch irgendwo der Eisfuss, falls er aus Nichtblau eis bestünde, an der Wurzel über Wasser treten. Dies war aber bei den von mir beobachteten Blau eisbergen nicht der Fall, so dass man fast mit Sicherheit sagen kann, dass auch die Unterwasser-masse aus solchem Blau eis besteht. Und wenn man bedenkt, dass ein relativ auch so niedriger Eisberg von nur « 20 m Höhe » eine Unterwassermasse von etwa dem Acht- bis Neunfachen hat, ist es schon erstaunlich, woher nun solche riesige kompakte Blau eismassen eigentlich kommen. Aber schliesslich haben wir ja auch im Gestein gewaltige durch und durch zerquetschte und zerknietete Kerne, die gleichsam keine Rutschfläche, sondern eine Rutschmasse darstellen. Warum sollten durch den ungeheuren Druck in 10 km breiten und über 2000 m dicken Eismassen nicht ebenfalls solche Stellen auftreten, wo durch Druck von allen Seiten eine ganze Quetschzone und Quetschmasse resultiert? Jedenfalls empfinde ich das Vorhandensein solcher Blau eisberge nicht als im Widerspruch stehend mit unserer Theorie der Entstehung der Blau eisbänder durch Druck.

Dass das Eis dieser Blau bänder und dieser Blau eisberge noch spröder und noch härter ist, als dies schon überhaupt beim Grönlandeis im Vergleich zum alpinen der Fall ist, habe ich schon erwähnt.

Im Grossen geschildert, dürfte sich die Bildung der Blau eisbänder folgendermassen abspielen:

Die Masse des bergabfliessenden Eises ist natürlich nicht einheitlich. Man kann sie sich vielleicht am ehesten so veranschaulichen, als lägen ungezählte Löffel (natürlich ohne Stiele) aufeinander, die sich nun ungleichmässig über- und durcheinander weg verschieben. Die dabei entstehenden Verschiebungsflächen hätten also primär die Gestalt grosser Mulden, würden also tatsächlich unten und in der Mitte waagrecht, nach den Rändern zu mehr oder weniger steil nach allen Richtungen verlaufen. Diese vereinfachte Vorstellung würde tatsächlich mit allem übereinstimmen, was man über die Beobachtungen der Blau bänder sammeln kann.

Soviel also über das Thema: Blau eisbänder. Mehr an eigenen Beobachtungen und Überlegungen kann ich Ihnen leider ausser unwichtigen Details darüber nicht sagen. Ich bin aber überzeugt, dass ein sehr detailliertes Studium dieser Erscheinung uns noch manches verraten könnte über die wohl äusserst komplizierten Vorgänge des Verhaltens der Eismasse eines grönländischen Gletschers während seines Abflusses zum Meer.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen noch etwas mitteilen, was auf Sie als Geologen sicher faszinierend wirken muss:

Obwohl ich nicht weiss, ob Sie sich mit den Möglichkeiten wissenschaftlicher Kinematographie (die es leider so wenig gibt, weil keine Kapitalien vorhanden sind) in Ihrem Nachdenken schon beschäftigt haben, nehme ich doch sicher an, dass auch Sie schon einmal den Phantasiewunsch hatten, einen Gletscher tatsächlich bergab fließen zu *sehen*. Das heisst also, nicht nur zu *wissen*, dass er bergab

fliest, sondern es anschaulich mit Ihren eigenen Augen zu sehen. Mich wenigstens hat diese kinematographische Vorstellung schon immer beschäftigt, und ich hatte mir schon vor vielen Jahren ausgerechnet, ob man einen alpinen Gletscher mit Zeitraffung so aufnehmen könne, dass man ihn fließen sehen würde. Leider kam ich dabei zu dem Schluss, dass ein solcher Wunsch immer Phantasie bleiben müsse, weil die Fortbewegungsgeschwindigkeit alpiner Gletscher zu gering ist, eine Zeitraffung also über so viele Wochen, ja Monate, ausgedehnt werden müsste, um auch nur ein paar Filmmeter fließenden Gletschers zu erhalten, dass ein solches Projekt technisch undurchführbar wäre. Denn abgesehen von den viel zu hohen Kosten eines solch monatelangen Aufenthaltes, würde ja eine solche Aufnahme jeweils zwölf Stunden durch die Nacht unterbrochen werden und weiterhin immer wieder um viele Tage durch schlechtes Wetter.

In Grönland aber liegen die Verhältnisse so, dass diese phantastische Idee sich tatsächlich durchführen lässt, und zwar so, dass man einen der ungeheuren grönländischen Eisströme wirklich bergab fließen sieht. Und zwar in einem Tempo, wie etwa das Wasser des Rheins an einer normalen Stelle. Denn ein grönländischer Schnellläufergletscher, wie beispielsweise der Rinksgletscher, den wir so genau erforschten, fließt mit einem Tempo von 17 bis 20 m pro Tag. Also ungefähr dieselbe Strecke wie ein alpiner Gletscher im Jahr. Ausserdem aber herrscht in Grönland ja Tag und Nacht Sonne und oft wochenlang wolkenloser Himmel. Das von mir ausgerechnete Tempo der Aufnahmen wäre dabei so, dass alle zwei Minuten ein Bild gemacht werden müsste. Also pro Stunde dreissig Bilder. Also pro Tag $24 \times 30 = 720$ Bilder = 14 m Film pro Tag. Also 30×14 m = 420 m Film pro Monat. Diese 420 m würden bei einem Vorführungstempo von rund zwei Sekunden pro Meter, also 840 Sekunden, also rund gerechnet etwa 14 Minuten laufen. In diesen 14 Minuten würden wir den Gletscher wirklich fließen sehen, und zwar um die Strecke, die er in dreissig Tagen zurücklegt. Beim Rinksgletscher also, mit seinen 17 m Geschwindigkeit pro Tag, um $30 \times 17 =$ rund 500 m.

Ist diese Vorstellung nicht wirklich phantastisch?

Doch da steht ja noch Ihre zweite Anfrage, ob das arktische Gletschereis auch Gletscherkornstruktur habe oder nicht.

Hierüber kann ich Ihnen leider nicht so viele Beobachtungen melden wie über die Blauisbänder. Im Grunde genommen liegen aber in diesem Punkte die Verhältnisse gar nicht anders als beim alpinen Gletscher. Höchstens insofern anders, als die Ausmasse grönländischer Gletscher, also auch die Massen ihres Eises und damit die Ausmasse der hier herrschenden Druckerscheinungen, zwanzig- bis hundertmal so gross sind wie in den Alpen. Der Aletschgletscher beispielsweise ist ja ein kleiner Zwerg im Vergleich zu den meisten grönländischen Eisströmen mit ihren durchschnittlich 5 bis 25 km Breite und 100 bis 250 km Länge und etwa 2500 m Dicke an der Wurzel, an der Abflussstelle vom Inlandeis. Dementsprechend

müssen sich die Vorgänge, die zur Bildung der alpinen Gletscherkornstruktur führen, einfach entsprechend schneller, ausgiebiger und weitgehender abspielen als bei den alpinen Miniaturgebilden. Prinzipiell verschiedenartig kann dagegen nichts sein, da nur die Ausmasse verschieden sind, alles andere aber gleich.

Ich hoffe nun, Sie mit diesen teilweise vielleicht allzu ausführlich geratenen Ausführungen nicht gelangweilt zu haben. In dem beglückenden Gefühl aber, nach zwanzigjähriger Abwesenheit von jeglicher Wissenschaft mich einmal wieder naturwissenschaftlich unterhalten zu dürfen, wage ich es sogar, Ihnen ausser dieser Beantwortung der beiden Fragen noch einen Aufsatz einzusenden, den ich schnell schrieb, in der Hoffnung, dass auch dieses Thema Sie vielleicht interessieren werde. Nämlich eine aus der Anschauung gewonnene Schilderung des Entstehens und Vergehens eines Eisberges, konzentriert aus der Überfülle fünfmonatiger Beobachtungen. »

Heim an Fanck : 1. November 1934.

«Zunächst die Blaubänderstruktur: Ich sage Blaublätter, weil sie nicht nur wie Bänder auf der Gletscheroberfläche liegen, sondern in das Eis hineingehen. Sie sind also dünne Lagen, nicht bloss Oberflächenbänder. Aber sicherlich wird unter den beiden Worten das gleiche verstanden. Blaubänder bezeichnet nur das äussere Ansehen, Blaublätter die körperliche Form.

In einer Bibliothek in Berlin finden Sie sicher das Buch: *Handbuch der Gletscherkunde*, von Albert Heim, Stuttgart, Engelhorn 1885. Es gehört in eine Serie von geographischen ‚Handbüchern‘, herausgegeben von A. Penck. Wenn Sie dort das Kapitel über ‚Blaublätter‘ lesen, so werden Sie erstaunt sein, wie die gleichen Gründe, die Sie für die Entstehung derselben durch Druck (Clivage, Schieferung, Fluidallamination) angeben, auch schon von uns 1883 festgestellt worden sind! Ich las Ihre Darlegungen mit grosser Freude! Sie bestätigen, abgelesen an den Gletscherriesen, das, was wir an den Gletscherzweigen beobachtet haben! . . .

Nicht ganz befriedigt bin ich von Ihrer Auskunft über das Korn des Gletschereises. Bei unsern Gletschern wächst es mit der Länge der Gletscher. Die grösseren Körner fressen die kleineren auf = Umkristallisation. Bei kleineren Gletschern sind die Körner etwa so gross wie Haselnüsse, bei grösseren werden sie über faust-gross. Die Körner greifen ineinander. Jedes Korn ist ein Kristall. Die Hauptaxen der Kristalloide stehen wechselvoll. Die Kornstruktur ist immer erst zu sehen beim Schmelzen. Setzen Sie ein Stück Gletschereis von etwa Kopfgrösse an die warme Luft oder besser in die Sonne, so werden bald die Körner deutlich. Sie umgrenzen sich. Die Fugen zwischen den Körnern werden weiter, Wasser fliesst aus, und der Eisblock wird etwas innerlich beweglich, wie der sogenannte Gelenk-

wie man etwas ausgelesen aus der warmen Luft oder
 besser in die Wärme, so werden bald die Körner
 zerfallen. Die jüngeren sind die feinen gewöhnlich
 aus denen werden weiter, Wasser fließt nicht
 und der Gletscher wird etwas unregelmäßig
 wieder gehen. : Gelenkquarzit. Endlich fallen
 die Körner auseinander & jedes verschmilzt für
 sich. Dieser Versuch sollte mit Grönlandeis gemacht
 werden. Dieser Versuch sollte mit Grönlandeis gemacht
 werden. Die Blaublätter bestehen auch aus Körnern.
 Vielleicht sind in diesen die Kristallkörner in ihrer
 Stellung geordnet. Im Handbuch der
 Gletscherkunde werden Sie noch vieles über die
 Eigenschaften des Gletschereises
 erfahren. Es wäre von Wert, mehr Vergleich zu
 haben.

Dieses kommt wohl die allgemeine gewisse
 Größe des Grönlandeis? Temperaturverlauf
 zeigen in Längsrichtung in Gletschern und Eis
 zeigen!

In einem fließenden Wasser zeigen die
 die Feinheiten der größten Abschreibungen (= Flüssig-
 pfließen) besteht aus der Zeit auf der letzten
 Richtung des Marginaldrucks - die Oberen mit
 wickeln sich in den Richtungen des geringsten
 Verformungsvermögens. Es wären von Wert

Die Handschrift des 86jährigen Albert Heim.

quarzit, Itakolumit'. Endlich fallen die Körner auseinander, und jedes verschmilzt
 für sich. Dieser Versuch sollte mit Grönlandeis gemacht werden, und zwar mit
 weissem wie mit blauem. Die Blaublätter bestehen auch aus Körnern. Vielleicht
 sind in diesen die Kristallkörner in ihrer Stellung geordnet. Im Handbuch der
 Gletscherkunde werden Sie noch vieles über die Eigenschaften des Gletschereises

finden, das vielleicht in den Grönlandgletschern sich etwas abweichend gestaltet. Es wäre von Wert, mehr Vergleiche zu haben.

Woher kommt wohl die allgemein grössere Härte des Grönlandeises? Temperaturbeobachtungen in Bohrlöchern in Gletschern und Eisbergen!

In einer fliessenden Masse stehen im allgemeinen die Flächen der grössten Verschiebungen (= Fluoidalschlieren) senkrecht oder doch steil auf der lokalen Richtung des Maximaldruckes – die Schlieren entwickeln sich in den Richtungen des geringsten Deformationswiderstandes. Bei einem grossen, langsamen Strome ändern sich diese Richtungen beständig und in Folge davon die sich schneidenden Blaublätter. Die Blaublätter sind in Ebenen starker Differentialbewegung, das heisst sind in Zugkurven, senkrecht auf den Maximaldruckkurven entstanden. Kurz könnte man die Blaublätterstruktur eine Fluidalstruktur nennen.

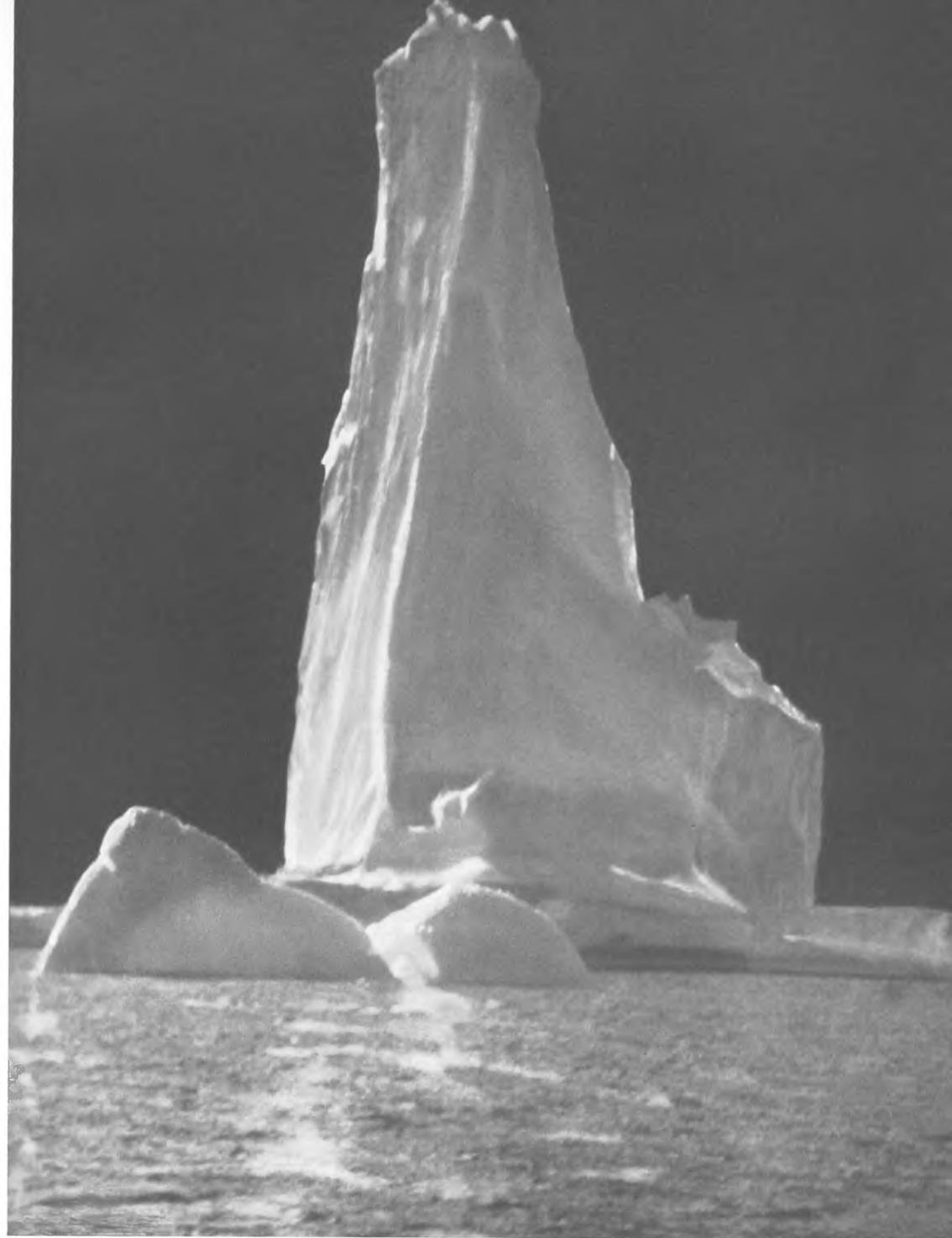
 Nun betreffend kinematographische Aufnahme des Gletscherfliessens:

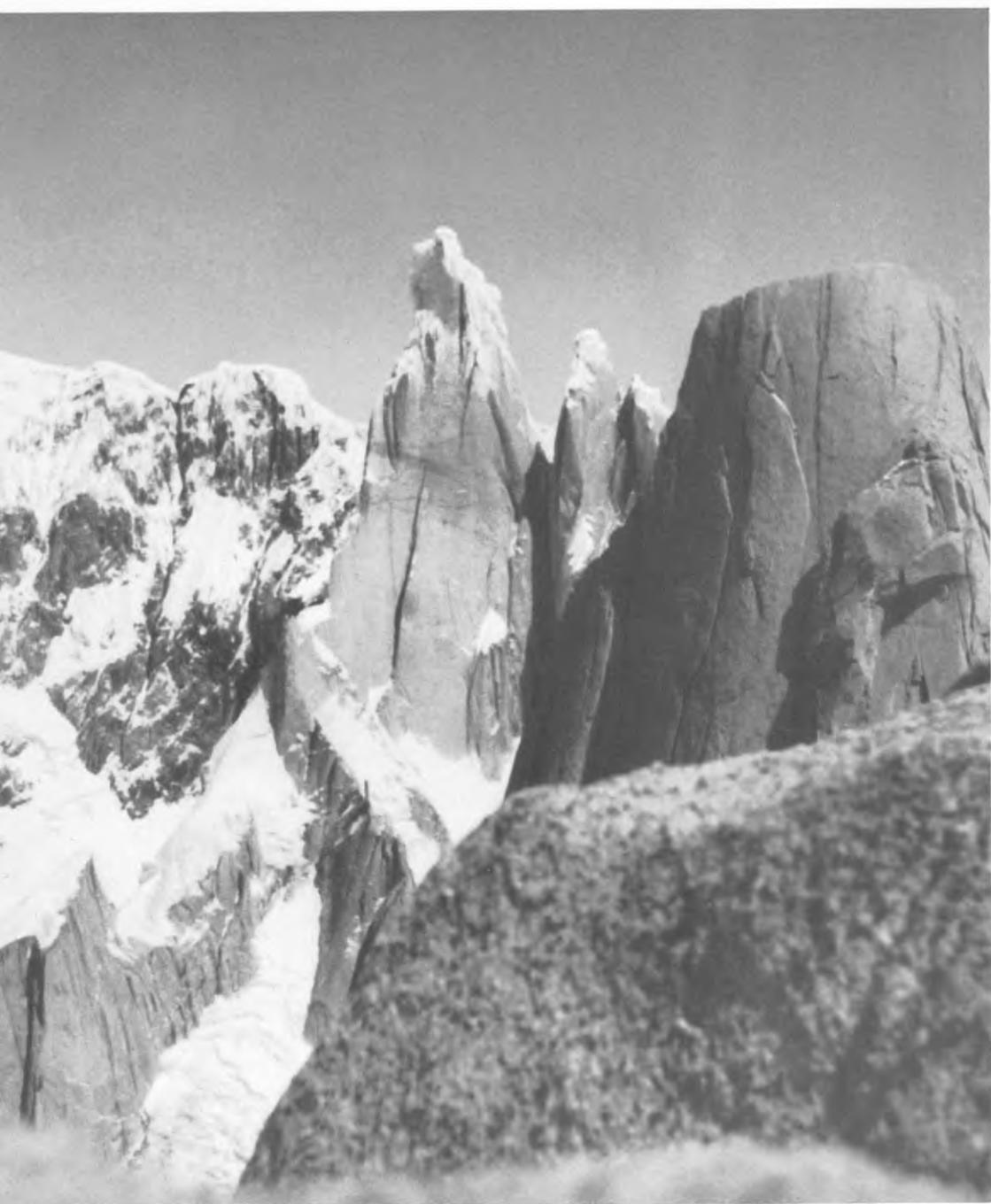
De Quervain hat vor etwa zehn Jahren einmal gelegentlich einer Versammlung der Gletscherkommission der Naturforschenden Gesellschaft uns auf einfache Art das Fliessen des Obergrindelwaldgletschers sichtbar gemacht. Vom Rande des sich bewegenden Gletschers an eingeschlagenem Zimmermannsnagel befestigter Draht, etwa 100 bis 150 m lang, zu einem auf festem Boden stehenden Holzgerüste über eine Achse von etwa 1 cm Durchmesser und mit einem Stein stark gespannt. An der Achse ein Zeiger von etwa 50 cm Radius vor einer Scheibe von gleichem Radius. Man sah den Zeiger schneller gehen als den Minutenzeiger einer Taschenuhr. Es war eine grosse Freude!

Ich selbst habe schon mehrere Male ohne dieses Hilfsmittel den Gletscher wandern sehen. Etwa 1874. Ich stand auf einer alten Randmoräne des damals noch gewaltigen Hüfigletschers. Wir hatten Visierstäbe in den Gletscher eingeschlagen, quer hinüber. Einer derselben stand nahe am Rande auf Moräne, ein anderer nahe der Mitte. Ich stellte mich so, dass für mein Auge die beiden Signale sich deckten, und fixierte zugleich gegen einen deutlich markanten Punkt in der Richtung der abgesteckten Linie am entgegengesetzten Felsufer. Dann fixierte ich länger. Nach etwa drei Minuten deckten sich die Signale nicht mehr genau, die Gletschermitte war schon zwischen den Uferpunkten herausgetreten. Bald standen die Stöcke nebeneinander, statt voreinander. Ich war geduldig und ging erst nach etwa einer halben Stunde weg. Jetzt hatten sich die Stöcke schon etwa 10 cm auseinander entfernt.

Aber etwas ganz anderes, etwas Göttliches kann die Kinematographie leisten – da wird man den ganzen Gletscher wie einen gewaltigen Wurm talwärts kriechen sehen. Das Problem hat auch mich schon lange beschäftigt. Und ich glaube, das lässt sich leichter erreichen, als Sie denken.»

Als 132 m hohe Eisnadel mit untergetauchtem Klumpfuss treibt dieses Altersgebilde eines Eisberges aus dem Karratsfjord nach Norden ab.









DIE EROBERUNG DES CERRO FITZ ROY

Von Lionel Terray

Schon lange hatte der Fitz Roy (3441 m) die Aufmerksamkeit der französischen Kletterer erregt, insbesondere seit in *Alpinisme* Artikel mit Bildern über ihn erschienen waren. Uns schien der Fitz Roy anziehender und verführerischer als ein Achttausender. Weltentlegen und trotzdem theoretisch leicht und relativ billig erreichbar, stellen seine roten Granitwände dem Kletterer äusserst schwierige Probleme, und dabei in einer Höhe, wo man sich noch im Vollbesitz seiner Kräfte befindet. Allerdings wussten wir auch, dass der Fitz Roy klimatisch für den Bergsteiger sehr ungünstig gelegen ist: Schönwetter ist selten und nur von kurzer Dauer, die Stürme sind häufig und von furchtbarer Wucht.

Nachdem die Fitz-Roy-Expedition einmal beschlossen war, galt es noch, zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Ursprünglich waren es nur wir vier: René Ferlet als Leiter, Jacques Poincenot, Guy Poulet, für den später Guido Magnone einsprang, und ich; doch allmählich wandelte sich das Projekt zu einem grossen, wohlorganisierten Unternehmen: der bekannte Bergsteiger Dr. Marc Azéma war unser Arzt, Georges Strouvé unser Kameramann. Louis Depasse, der erst vor kurzem nach Argentinien ausgewandert war, konnte sich uns anschliessen, ebenso der Physiker Prof. Louis Lliboutry von der Universität Santiago, der die Absicht hatte, eine Karte dieses Gebietes aufzunehmen. Schliesslich stellte die argentinische Regierung den Leutnant Francisco Ibanez als Verbindungsoffizier. Am 19. Dezember 1951 waren wir alle in Buenos Aires beisammen, und am 20. Dezember empfing uns General Peron sehr liebenswürdig; er unterstützte die Expedition in grosszügiger Weise. Zwei Tage später ging es im Flugzeug nach dem Hafen von Santa Cruz, 2000 km südlich der argentinischen Hauptstadt. Am 24. Dezember brachten uns zwei Militärcamions und ein kleiner Autocar auf staubiger Piste bei glühender Hitze bis zum Ostende des grossen Viedmasees, am Fusse des Fitz-Roy-Massivs. Am 25. Dezember sahen wir bei herrlich klarem Wetter zum ersten

Bild Doppelseite links: Der Cerro Torre vom Lager III am Fitz Roy (Photo L. Depasse).

*Bild Doppelseite rechts: Fitz-Roy-Gruppe von Südsüdosten, in der Fallinie nach vorn die Aufstiegs-
kante (Flugbild von G. Strouvé).*

Bild links: Die Fitz-Roy-Route: I, II, III die Lager; B die Bivakstelle (Telephoto von G. Strouvé).

Alle drei Bilder mit Bewilligung der «Fédération Française de la Montagne».



*Kartenskizze der Fitz-Roy-Gruppe, nach Louis Lliboutry,
mit Bewilligung der «Fédération Française de la Montagne».*

Male seine stolze Silhouette und neben ihm den Torre (3128 m), diese isolierte, fast unwirkliche Riesensäule, für passionierte Kletterer geradezu eine Herausforderung.

Es dauerte aber noch vierzehn Tage, bis wir unser Basislager errichten konnten. In dieser Zeit gab es einen harten Kampf gegen den bösen Willen eines Menschen, der uns die versprochenen Transportmittel nicht zur Verfügung stellen wollte, und gegen die Macht der Elemente. Es galt, zahlreiche Flüsse zu queren, die alle Hochwasser führten. Bei der Überschreitung des Rio Fitz Roy geschah das furchtbare Unglück, dass unser Kamerad Jacques Poincenot durch einen brutalen Zufall in den Fluten umkam. So niederschmetternd der Tod unseres Freundes auch war, entschlossen wir uns doch, unser Unternehmen weiterzuführen.

Das Basislager wurde in einer Höhe von 800 m errichtet, inmitten eines dichten Waldes, der uns gegen den Wind schützte. Es war viel Zeit verloren, aber wir hatten noch immer zwei Monate zur Verfügung. Schon am ersten Abend, dem 5. Januar, erreichte ich auf einer Rekognoszierung eine Scharte in einem Seitengrat und konnte von dort aus in grossen Zügen das ziemlich komplizierte Itinerar bis an die Schlusswand des Fitz Roy festlegen. Aber das Wetter war am nächsten Tage so schlecht, dass es unmöglich schien, Camp I am vorgesehenen Platz, das heisst am Fusse der Wand, zu erstellen. Also traten alle zum Gepäcktransport an; es gab ja keine Träger, und Hunderte von Kilo an Lebensmitteln und Material mussten befördert werden. Schliesslich erreichten wir einen Sattel an der Vereinigung des Südostgrates mit einer sehr wichtigen, ost-westlich verlaufenden Felsstufe. Nach siebenstündiger Plackerei wurden hier die Lasten deponiert.

Am 7. Januar sind wir zu sechst um 15 Uhr wieder auf diesem Sattel, nach einem sehr mühsamen Aufstieg in grundlosem Schnee, und beginnen das Zelt aufzustellen. Ein Lager in einer Scharte zu errichten, in die sich die Winde wie in einen Trichter stürzen, scheint nicht sehr sinnvoll, aber man hat ja keine andere Wahl. Zwei Stunden plagen wir uns mit dem Zelt in einem wütenden Kampf gegen den Sturm und gegen unsere übergrosse Müdigkeit; dann machen wir uns mit unseren kleinen Aluminiumschaufeln an die senkrechte Wächtenwand, die für einen Höhlenbau tief genug ist. Jeder beginnt mit einem eigenen Schneeloch; wir arbeiten fieberhaft, bis die Gänge sich treffen und eine einheitliche Höhle entstanden ist. Darauf sinken wir erschöpft auf unsere Luftmatratzen. Den ganzen nächsten Tag verbringen wir damit, unsere Höhle so zu vergrössern, dass wir leidlich bequem in ihr leben können, denn wir haben festgestellt, dass Zelte in diesem Lande unbrauchbar sind. Man muss mitunter tagelang gegen die Gewalt der patagonischen Winde in Schneehöhlen Schutz suchen. So werden wir, von Höhle zu Höhle, bis an den Fuss der Wand gelangen, und in der letzten sollen Material und Lebensmittel für zwei Wochen aufgestapelt werden.

Die zweite Höhle entsteht am oberen Firn des Fitz-Roy-Gletschers – ebenso gross wie die erste –, genau dort, wo die eigentlichen technischen Schwierigkeiten beginnen. Die dritte soll auf dem Schneesattel entstehen, der sich etwas oberhalb der Scharte befindet, von der aus der Südostgrat sich aufschwingt. Dorthin einige hundert Kilo zu befördern, ist ein schweres Problem, denn wenn die Schwierigkeiten auch nicht extrem sind, so ist es doch bereits ein Itinerar, das man in den Alpen als eine ernsthafte Tour für erprobte Bergsteiger bezeichnen würde.

Am 11. Januar verlassen Depasse und ich frühzeitig Camp II, um eine erste Ladung zum Sattel zu schaffen und mit dem Höhlenbau zu beginnen. Schon die erste Felswand setzt uns unvorhergesehene Schwierigkeiten entgegen. Für spätere Begehungen muss hier eine Strickleiter angebracht werden, denn so etwas kann man nicht täglich wiederholen. Vorderhand begnügen wir uns mit einem Seil. Um

2 Uhr nachmittags gelangen wir auf den Schneesattel und betrachten mit gierigen Blicken zum ersten Male die Wände des Südostgrates aus der Nähe. Die Mauer über uns ist ungewöhnlich kompakt und fast senkrecht. Nur die ersten 100 m sind sichtbar, die oberen Partien und der Gipfel stecken in Wolken. Vielleicht verbergen sich dort unüberwindliche Überhänge? In den Alpen würde man wohl durchkommen; ob aber das Klima von Patagonien uns die drei oder vier Tage mit schönem und ruhigem Wetter schenken wird, die für ein solches Unternehmen unerlässlich sind?

Obleich wir hier gegen die Westwinde geschützt sind, scheint uns der Osthang des Sattels, über den wir heraufgestiegen sind, für das Lager nicht günstig. Man müsste hier ständig über einem Abgrund leben. Dagegen besteht die Westseite aus einem einladenden, sanften Schneehang, und einige Meter darunter liegt eine breite Schutterraße, wo man bei schönem Wetter sein Zeug trocknen könnte. In 40 cm Tiefe stossen wir aber bereits auf hartes Eis; man kann nur noch mit dem Pickel arbeiten und kommt langsam vorwärts. Inzwischen setzt Sturm ein und steigert sich von Minute zu Minute. In meinem Schacht spüre ich davon nicht allzuviel, aber Depasse draussen brüllt mir zu: «So etwas habe ich noch nie erlebt; das sind mindestens 200 Stundenkilometer!» Ich bin skeptisch: «Du übertreibst wohl etwas.» Er darauf: «Du glaubst mir nicht? Komm doch mal heraus!» Kaum habe ich meine Deckung verlassen, gerate ich förmlich in einen Strom, in dem man sich nur auf allen Vieren halten kann. Im Vergleich dazu war der Sturm, der neulich unser Zelt zerriss, nur eine leichte Brise. Da gibt es nur schleunige Flucht. Mit Abseilen sollte es möglich sein, eine Plattform im Couloir zu erreichen, aber als ich mein Doppelseil auswerfe, sehe ich mit Verblüffung, wie die 10 mm dicken Seile horizontal flattern wie eine Fahne! Ich muss das Seil wieder einholen und die beiden Enden mit schweren Steinen belasten. Doch die Steine verklemmen sich in einer Spalte. Mein Rucksack fliegt mir über den Kopf, ich muss die Riemen enger schnallen. Unter diesen Umständen kostet jedes Seilmanöver unendlich viel Zeit. Aber schliesslich gelangen wir doch in das Couloir hinunter. Hier wird es etwas ruhiger, aber zu allem Unglück beginnt es nun kräftig zu schneien. Man muss die Griffe unter dem Schnee mühsam suchen. Der Eishang über dem Bergschrund erfordert dreimal schwieriges Abseilen in der Diagonale, alles unter wahren Kaskaden von Schnee. Endlich sind wir bei dem fixen Seil; bei Einbruch der Nacht erreichen wir glücklich Camp II, aber der Eingang in die Höhle ist vollkommen verschüttet. In wachsender Unruhe graben wir mehrere Löcher. Durchnässt, wie wir sind, wäre ein Biwak bei diesem Sturm eine Katastrophe. Endlich stossen wir auf den Höhleneingang!

Schlechtwetter treibt uns ins Basislager zurück. Dann beginnen wieder die mühsamen Transporte. Der Gletscherweg zwischen Camp I und II, wo sich schon mehrere Seilschaften verirrt haben, wird mit Stangen markiert. Am 16. Ja-

nuar klart es endlich auf. Magnone und ich haben die Strickleiter angebracht, ausserdem 90 m fixe Seile in dem Eishang. Am 17. Januar ist der Himmel wolkenlos, aber in der Höhe tobt der Sturm. Trotzdem entschliessen wir uns, aufzusteigen: Ferlet, Dr. Azéma, Magnone und ich. Wir tragen schwer, kommen aber gut vorwärts. Auf dem Sattel überfällt uns der Sturm mit voller Wucht. Über die Wand, wo wir uns vor sechs Tagen abgeseilt haben, kämpfen wir uns hinauf zu der kleinen, von Depasse und mir angefangenen Höhle und machen uns sofort wieder an die Arbeit. Aber jetzt sehen wir, dass der Platz schlecht gewählt war. Unter den Stössen des Orkans erbebt die Höhlendecke, die Ohren schmerzen, und man kommt nicht zur Ruhe; wir müssen unbedingt eine neue Höhle im ostseitigen Hang anlegen. Nach fünfständiger, fieberhafter Arbeit steigen wir bis zum Basislager ab. Es ist auch tatsächlich hohe Zeit, nach vierzehntägigem «Krampfen» eine Ruhepause einzuschalten.

Am 21. Januar ist es endlich einmal vollkommen klar, und auch in der Höhe weht nur schwacher Wind. Wir steigen also wieder einmal mit schweren Lasten (30 kg!) zum Camp III hinauf. In der Höhle wird ein kleines Zweimannzelt aufgestellt, in das wir uns zu dritt hineinzwängen – also eine recht mässige Nachtruhe. Am nächsten Morgen ist es schon lange nicht mehr so schön, es weht ein schneidend kalter Wind. In unserer kleinen Höhle, eingekeilt zwischen Proviant und Material, brauchen wir eine unglaubliche Zeit, uns bereitzumachen. Endlich um ist es 9 Uhr so weit, dass Guido Magnone und ich aufbrechen können, schwer bepackt mit Seilen und Haken. Für heute haben wir nur den Ehrgeiz, ein grosses Band, etwa 100 m über uns, zu erreichen und den Wandabschnitt bis dahin mit fixen Seilen und Strickleitern zu sichern. Bei zunehmendem Sturm kommen wir aber nicht einmal bis dahin und müssen in schwierigen Abseilmanövern den Rückzug nach Camp III durchführen. Eines wissen wir jetzt genau: wenn eine Seilschaft mitten in der Wand in patagonischen Sturm gerät, dann ist sie so gut wie verloren.

Vom 23. bis 26. Januar sind wir durch einen wahrhaft arktischen Sturm in der Höhle blockiert. Es fällt meterweise Schnee, und die Temperatur sinkt oft unter -20° C. Um uns zu erwärmen und etwas zu tun, arbeiten wir ständig an der Vergrösserung der Höhle, die schliesslich zu einem kleinen Tanzsaal von fast 20 m^2 wird. Am 27. Januar haben wir keinen Spiritus mehr für die Kocher und benützen eine vorübergehende Aufhellung für einen Ausbruchversuch aus unserem Gefängnis. Bis zum Bauch im Neuschnee, machen wir einen gefährlichen Abstieg durch, erreichen aber schliesslich völlig abgekämpft unser Basislager. In den nun folgenden Ruhetagen fällt sintflutartiger Regen.

Am Morgen des 30. Januar endlich ist das Wetter schön und ruhig; zum ersten Male seit Expeditionsbeginn gibt es einen Generalaufbruch. Der Schnee ist ungewöhnlich schwer und tief, aber Guido, Lliboutry und ich gelangen doch vor Ein-

bruch der Nacht nach Camp III. Am 31. Januar morgens sieht das Wetter wieder bedenklich aus, aber um 10.30 Uhr bricht die Sonne durch, und wir entschliessen uns zu einem Versuch.

In wenigen Minuten haben Guido und ich den Eisgrat hinter uns, der zu einem vom 22. Januar bekannten Riss hinaufführt. Die bereits vorhandenen Mauerhaken benützend, kommt Guido zunächst rasch höher, aber bald muss er die mühsame Schlosserei wieder aufnehmen. Er treibt Holzkeile von 3 bis 4 cm Dicke ein, aber auf grösste Sparsamkeit bedacht, setzt er sie stets so hoch, als er reichen kann. Am Beginn des letzten Viertels verliert sich der Riss in einer Nische, die einen Überhang bildet, setzt aber höher wieder ein. Unter dieser Höhlung angelangt, scheint Guido nicht mehr vorwärtszukommen. Er räumt zahlreiche lose Blöcke ab, die an mir vorbeipfeifen, und schreit mir dann zu: «Achtung, ich gehe frei, hier ist alles faul!»

In atemloser Spannung beobachte ich ihn, wie er sich langsam höherschiebt. Nun ist er unter dem Überhang. Rückwärts hinausgelehnt, keuchend, versucht er, hoch oben einen Haken einzuschlagen, dann, plötzlich, entschwebt er. Zwischen Himmel und Erde kämpft er einen Augenblick, jetzt verschwindet er oberhalb des Überhanges. Das ist geschafft! Gut gesichert folge ich rasch nach; am Überhang muss ich feststellen: das ist wirklich hart an der Grenze des Möglichen.

Die nächsten beiden Seillängen in der Ostwand sind schwer, aber wir brauchen hier sehr wenig Haken und rücken rasch vorwärts. Nun ist Guido unter einem zweiten Überhang, den ein kurzer, enger Kamin durchschneidet. Ich höre ihn einen Augenblick brummen, dann ruft er mir zu: «Hier kommt man nicht durch! Versuch du es, wenn du willst. Frei kann ich es nicht machen, und einen Haken kann man nicht hineinbringen.» – Ich übernehme den Vortritt und sehe auf den ersten Blick, dass Guido recht hat. Aber nach mehreren Versuchen steige ich ein kleines Stück höher mit Hilfe eines Hakens, den ich kaum einen Zentimeter tief in eine fast unsichtbare Ritze eingetrieben habe. Dann gelingt es mir, einen Zapfen im eiserfüllten Grund der Spalte zu verkeilen. Ich befestige an dem Zapfen einen Steigbügel, vertraue mein ganzes Gewicht diesem Gebilde an und — es hält! Nun habe ich gewonnen: noch zwei Haken, und wir können aussteigen. Wir sind jetzt auf dem grossen Band, das 100 m oberhalb Camp III einen grossen Teil der Wand durchschneidet. Programmgemäss verfolgen wir es bis zum Fuss einer Reihe von Kaminen und Rissen, die weiteres Vorrücken zu ermöglichen scheinen. Der erste Kamin sieht nicht sehr einladend aus; er hängt stark über, und der Fels ist brüchig.

Für heute ist es zu spät. Wir lassen also die Haken und alles Material, das wir noch haben, hier liegen. Dann geht es an den 120 m Seil hinunter, die wir beim Aufstieg fixiert haben. Um 10 Uhr abends sind wir bei der Höhle, wo Dr. Azéma, Ferlet und Strouvé uns erwarten.

Am nächsten Morgen sind wir schon um 5 Uhr auf. Das Wetter ist grossartig, und es weht kein Wind. Endlich scheint uns das Glück zu lächeln, heute oder nie!

Eifrig bereiten wir den grossen Aufbruch vor. Als wir aber unsere Säcke aufnehmen, müssen wir uns sagen: mit einem derartigen Gewicht kommen wir nur sehr langsam vorwärts und müssen die Lasten immer wieder aufseilen. Das wäre aber hier im Land der Stürme verhängnisvoll. Um unsere Rucksäcke zu erleichtern, verzichten wir zunächst auf unsere photographische Ausrüstung und einige Kleidungsstücke, dann auch noch auf einen grossen Teil des Proviantes und des Getränks. Wir behalten nur 1 Liter Wasser, 250 g Kuchen und etwa ebensoviel Kondensnahrung. Guido will auch noch Abschläge bei den Haken machen, die einen grossen Teil unserer Last bilden. Aber ich bin der Überzeugung, gerade davon sollte man soviel wie möglich mitnehmen, und stecke sie heimlich wieder ein.

Dank den fixen Seilen sind wir schon nach vier Stunden wieder am Fusse des abweisenden Kamins. Guido geht voraus, stösst aber auf grosse Schwierigkeiten und kommt nach 7 oder 8 m wieder herunter. Nun versuche ich es. Fünf Stunden später – fast hätte ich Guido mit einem grossen Block erschlagen – befinden wir uns auf der kleinen Plattform, die den überhängenden Kamin abschliesst, wozu Guido bemerkt: « Fünf Stunden für 20 m, das heisst bis zum Gipfel sieben oder acht Tage! » Trotzdem geht er nun wieder voraus. Bald gibt es neue unüberwindliche Überhänge, aber nach vielen Versuchen kann er sie links in einer unerhört kühnen Traverse umgehen. Die Wand wird jetzt weniger steil, aber nun sind die Griffe mit Schnee und Eis bedeckt. An vereiste Felsen besser gewöhnt, übernehme ich den Vortritt. Schon wieder ein äusserst schwieriger Überhang!

Der Tag geht rasch zu Ende. Wir müssen unbedingt eine Plattform für das Biwak finden. Noch eine Seillänge in voller Dunkelheit, dann gelangen wir zu einer leidlich geeigneten Stelle. Die beiden kleinen Plätze, 4 bis 5 m voneinander entfernt, müssen erst von Schnee und Eis und einigen angefrorenen Blöcken befreit werden. Erst um Mitternacht können wir, an soliden Haken gesichert, endlich zur Ruhe kommen. Die Nacht ist für Patagonien ungewöhnlich mild.

Beim ersten Sonnenstrahl beginnt die Kletterei von neuem. Noch ist es schön, aber Schäfchenwolken und die Ruhe der Luft kündigen einen Wetterumschlag an. Heute müssen wir hinauf; morgen könnte es zu spät sein. 300 m tiefer stehen unsere Kameraden, beobachten uns ständig, filmen und ermutigen uns durch ihre Zurufe. Wir sind jetzt auf der Schneide des Südostgrates unter riesigen Überhängen. Das ist die grosse Unbekannte. Der erste Anblick wirkt niederschmetternd. Wir sind schon ziemlich erschöpft, und obgleich wir schon seit langem möglichst viele Haken wieder herausgenommen haben, verfügen wir nur noch über vier Keile und ein Dutzend verbogene Mauerhaken.

Ich blicke sorgenvoll nach Westen: Die meisten der unbekannteten Bergketten, die aus dem gewaltigen Inlandeis aufragen, sind noch frei, aber die höchsten

Spitzen tragen schon Wolkenkappen. Für mich sieht alles hoffnungslos aus, und ich schlage vor abzustiegen, bevor der Sturm losbricht. Aber Guido will sich so nahe dem Ziel nicht geschlagen geben: «Lass mir noch zwei Stunden!» – «Also, gut, zwei Stunden, aber nicht eine Minute mehr!» Wie elektrisiert geht Guido los und bezwingt mehrere kleine Überhänge, dazwischen Eisbänder, ohne einen einzigen Haken zu schlagen. Als zweiter am Seil habe ich alle Mühe, ihm zu folgen und denke unwillkürlich: «Er ist wie Lachenal in seinen grossen Tagen!» Wir kommen um eine Felsnase herum, welche die rechte Seite der Mauer verdeckt. Oberhalb eines 10 m hohen Überhanges wird es weniger steil und leichter. Da flammt die Hoffnung auf und gibt mir neue Kräfte. Plötzlich vergisst man, dass Schneesturm droht und dass wir seit fast vierzig Stunden kaum gegessen oder getrunken haben. Da ruft Guido: «Verdammt! Hier hält kein Haken! Der Ritz ist zu eng.» Mir fällt ein, dass ich im Rucksack noch drei besonders flache und kaum 3 cm lange Haken habe. Ich schicke sie zu Guido hinauf und warte in höchster Spannung. Dann höre ich erleichtert sein frohes: «Das tut's!».

Ein letzter Überhang, und um 16 Uhr steigen wir, bereits in dichtem Nebel, auf den Gipfelgrat aus. Noch vierzig Minuten in Renntempo auf leichtem Fels, und wir fallen uns auf dem Gipfel in die Arme. Die Schlacht ist gewonnen, und ich fühle, wie sich in diesem Augenblick eine der dramatischsten Seiten in meinem Lebensbuch vollendet. In wenigen Minuten erledigen wir, was auf einem bisher jungfräulichen Gipfel zu tun ist; dann flüchten wir schleunigst hinunter.

Das Schlechtwetter faucht los, und es beginnt zu schneien. Aber – ein unglaubliches Glück – der mörderische Wind zögert noch. Dank unserer guten Zusammenarbeit und Technik folgen die Abseilmanöver in raschem Tempo; mit dem fünfzehnten erreichen wir die fixen Seile. Nun kann uns kein Schneesturm mehr etwas anhaben. Tief in der Nacht, nass bis auf die Knochen, kriechen wir in die Höhle, wo uns unsere Kameraden mit wilder Freude begrüßen.

Neues Schlechtwetter und die Erschöpfung nach drei harten Wochen machten eine zweite Besteigung des Fitz Roy unmöglich. Auch war die Jahreszeit schon weit vorgeschritten. So verliessen wir Patagonien und gingen in die Zentralanden – zum Aconcagua –, wo der Sommer etwas länger dauert.

Die Eroberung des Fitz Roy stellt keine neue Phase in der Geschichte des Alpinismus dar. Immerhin ist der Fitz Roy nach meiner bescheidenen Ansicht zurzeit wohl der schwierigste Kletterberg der Erde, der bisher erobert wurde.

ZWEI BERGE IN BOLIVIEN

Zum Gedenken an Henry Hoek †

Henry Hoek ist 73jährig im Dezember 1951 in Vaduz (Liechtenstein) gestorben. Er gilt als einer der besten alpinen Schriftsteller der Gegenwart. Hoek wurde am 17. März 1878 als Sohn eines Holländers und einer Irländerin in Davos geboren. In Holland aufgewachsen, verlor er sehr bald die Mutter. Die fanatische Liebe seiner Grossmutter äusserte sich nun darin, dass sie das Kind dreimal entführen liess und auf Inseln in der Nähe Englands verbarg. Der Vater verliess deshalb später Holland und reiste einige Jahre mit dem Knaben in der Welt herum. Nachher liess er sich in Freiburg im Breisgau nieder, wo Henry das Gymnasium besuchte. Dort studierte er Geologie und untersuchte 1903/04 das Plessurgebirge. Mit Zdarsky, Rickmers, Paulcke war Hoek einer der grössten Pioniere des hochalpinen Skilaufs. 1911 erforschte er die Berge in der Nähe von La Paz; seine nachfolgende Schilderung stammt aus jener Zeit.

Sein Freund Otto Roegner schreibt in der *Österreichischen Alpenzeitung* unter anderem:

«Hoek hat stets betont, dass Wandern seine grosse Sehnsucht, dass der Weg sein Ziel sei. Über die Definierung dieses seines Hauptmotivs, dass alles Wandern unerlöste Sehnsucht sei, lese man besser in seinen Schriften selbst nach. All diese Ideengänge bringt Hoek dort mit der Sicherheit des Weltmannes in immer neuen Wendungen, ähnlich der Gestaltungskraft eines D'Annunzio, zur Kenntnis seiner Gemeinden – nicht nur lehrend, sondern auch oft in sarkastischer Art, die ihm besonders eignete, vor Auswüchsen und Ungereimtheiten warnend... Doch nicht nur sachlich betrachtet sind die Früchte seiner Muse beachtlich. In zahlreichen Kapiteln seiner Werke ist neben seiner grundlegenden Einstellung zur Philosophie viel Dichterisches verwoben, dass man staunen muss ob der Formungsgewalt dieses starken Willens, der ungeahnte Begriffe in Worte zu bannen wusste, deren Einprägsamkeit zwingend sind. Man muss hier zum Beispiel auf seine *Wege und Weggenossen* verweisen – man kann dies immer und immer wieder lesen, um dankend anzuerkennen, wie erfindungsreich dieser begabte Wortzauberer war der Erlebtes und Erdachtes in rechte Form zu bannen wusste, die eine beste Synthese von Wahrheit und Dichtung ergab.»

I. Chancapiña (5375 m) in der Cordillera von Araca in Ostbolivien

Wer von uns in Europa von Bergen in Bolivien hört, der denkt in der grossen Mehrzahl aller Fälle ganz bestimmt an die berühmten und heute bereits recht gut erforschten Hochgipfel der Cordillera Real (östlich des gewaltigen Titicacasees, 3850 m, und der Landeshauptstadt La Paz). Er hat den Klang im Ohr von Illimani, Illampu, Sorata und einigen anderen grossen Sechstausendern.

Die wenigsten aber wissen, dass ganz Bolivien sozusagen ein einziges riesenhaftes Bergland mit Hunderten und aber Hunderten noch unbekannten und gänz-

lich unerforschten Gipfeln ist, die aber naturgemäss zunächst zurückstehen mussten in der Erforschung gegenüber den landschaftlich so überragenden Riesenbergen in relativer Nähe einer der wenigen Städte der inneramerikanischen Republik.

Die Cordillera Real ist eine ganz schmale, man könnte sagen eine «einzeilige» Kette mit prachtvollen, stark vereisten Gipfeln zwischen 6000 und 7000 m. Sie findet ihren Abschluss im Süden im Illimani (beinahe 6500 m hoch), der in ungeheuren Wänden gegen das tiefe, schluchtartige Tal des Rio La Paz abbricht, dessen Verlauf hier senkrecht zur Achse der Ostkordilleren gerichtet ist.

Ein einziger kurzer Blick auf eine Übersichtskarte lässt uns sofort die auffallende Tatsache erkennen, dass dieses Tal alle nach Westen abströmenden Wasser der Illimanikordillere (im Norden) und der Araca-, Quimsacruz- und Santa-Veracruz-Kordilleren (im Süden) in das Stromgebiet des Amazonas nach Osten entführt. Alle diese Wasser fliessen nicht etwa (wie man annehmen sollte) in den Titicacasee, der seinerseits (infolge sekundärer eiszeitlicher Geschehnisse) nach Süden entwässert. Wir haben es im Falle des Rio La Paz mit einem der schönsten und grossartigsten Beispiele eines «Durchbruchtales» zu tun. Denn unmittelbar im Süden der tiefen Schlucht steigen ganz unvermittelt die Berge der Kordillerenketten (Araca, Quimsacruz, Veracruz) wieder bis zu Höhen über 6000 m auf. Das La-Paz-Tal ist somit ein (landschaftlich beinahe unmotiviertes) riesenhaftes Gebirgstor, das die heissen Luftmassen des Ostens als Eintrittspforte benützen zu den Hochflächen Boliviens, und durch das fast stets ein wilder Oststurm bergauf braust.

Während einer geologischen Forschungsreise (von der Universität Freiburg im Breisgau mehr oder weniger finanziert) hatte ich meinen Stützpunkt ein paar Tage lang in dem ganz im Norden der Aracaberge gelegenen Hochtal von Viloco, und zwar in der Zinnmine «Espresa de Estanno de Araca» (der Firma Harrison & Boettiger in La Paz); sie liegt in der achtbaren Höhe von 4070 m, während das Zinnvorkommen selbst noch einige 700 m höher ausgebeutet wird.

Dieses quer in den Wall der Aracaberge eindringende Hochtal ist ein typisches glaziales Hängetal und zeigt eine fast reine U-Form. Im Süden und Norden sind die Talwände in eine grosse Zahl annähernd gleich hoher Felsberge aufgelöst. An den nach Süden schauenden Seiten sind in jeder Depression zwischen zwei Gipfeln steile, zum Teil hängende Gletscher eingebettet; manche kleben auch an den Gipfeln selbst. Die nordschauenden Wände dieser 5400 bis 5600 m hohen, wilden Berge sind fast ganz eis- und schneefrei. Im Hintergrund des Tales steht ein sehr hoher, ganz vergletscherter Berg von fast pyramidalen Gestalt; er ist durch einen langen, nach Osten gekrümmten Eiskamm mit einem gewaltigen, weiter südlich stehenden Schneedom verbunden.

Bis beinahe 4000 m reicht – auch auf der Westseite der Aracaberge – die Baumvegetation empor, die in den höheren Lagen allerdings beinahe ausschliesslich durch die Queunna vertreten ist. Im Habitus gleicht dieser Baum mit seinem matt-

glänzenden, dünnen Laubwerk einigermaßen grossen Olivensolitärbäumen (zum Beispiel denen von Korfu); als Landschaftsmoment würde er den hochgehenden Arven Graubündens entsprechen. Auch abgesehen hiervon, kann man bei den Bergen Aracas tatsächlich einen Vergleich mit den Alpen ziehen – sehr im Gegensatz zu den Wüstengebirgen Süd- und Westboliviens! Und im Gegensatz auch zu den enormen, aber langweiligen Gebirgen des Ostens in der Gegend von Cochabamba (Khurikette) oder den düstern, unfreundlichen und gletscherlosen Bergen der Tunarigruppe. Hier, in den Aracabergen, sind viele Berührungs- und Vergleichspunkte mit unseren Alpen vorhanden: individualisierte Berggestalten, saftige Weidegründe (natürlich ohne Vieh!), Wald, Wasser, Gletscher und schliesslich, aber sehr wesentlich, Wolken, Regen und Schnee.

An einem schönen Sommertag, Mitte Januar, bestieg ich (zum Teil in Begleitung des Ingenieurs Herrn Remé) den pyramidenförmigen Felsberg unmittelbar südlich der Mine, den, wie man uns sagte, die Indianer «Chancapiña» nennen – was immer das nun heissen möge. . . es ist jedenfalls der letzte hohe, vorgeschobene Gipfel der südlichen Talseite. Seine Höhe bestimmte ich mit dem Kochthermometer auf ungefähr 5400 m, also mehr als 1300 m über der Zinnmine.

Der Aufstieg führte zunächst über steile, begraste Hänge mit viel Polsterpflanzen, dann über Blockhalden und Schuttkegel und schliesslich – etwa die letzten 800 m – durch eine aufgelöste Felswand. Sobald das eigentliche Klettern begann, verzichtete mein europäischer Begleiter auf die Fortsetzung der Tour, und nur noch ein Indianer ging den grössten Teil des Weges als Träger mit. Barfüssig stieg er gut und geschickt in dem sonnenwarmen und festen Fels. Über die technische Seite dieser Bergfahrt ist nur wenig zu sagen. Die Kletterei in dem griffigen Urgestein führte über eine Reihe kleiner Wändchen und schliesslich durch einige kaminartige Rinnen zum Gipfel, der aus einer Ansammlung gigantischer Blöcke besteht. In den Alpen würde man vielleicht von einer Schwierigkeit zweiten Grades sprechen können. Aber es ist immerhin ein gewaltiger Unterschied, ob man an einem bekannten Berge inmitten eines dichtbesiedelten Landes klettert oder in einer unerforschten und unbekanntem Bergwelt und dazu noch in einer Höhe von erheblich über 5000 m – und sozusagen ganz allein.

Was mich zum Besteigen dieses Gipfels veranlasst hatte, war, abgesehen von dem Verlangen, einmal wieder auf ragendem Gipfel zu stehen, der Wunsch, einen Einblick in die gänzlich unerforschte und über 6000 m hohe Bergwelt der Quimsacruzketten zu bekommen. Das sollte mir aber nicht beschieden sein. Dort im Süden verhüllte die mittägliche Kondensation und Wolkenbildung fast alles. Nur gelegentlich waren Bruchstücke verfronter, wilder und sehr hoher Berge sichtbar – mehr geahnt als gesehen.

Dafür wurde mir aber etwas anderes zuteil, womit ich gar nicht gerechnet hatte: die freie und ungehinderte Aussicht nach Norden, hinab in das La-Paz-Tal

(bis etwa 1500 m) und darüber hinaus auf die Südseite des erhabenen Illimani – «erhaben», denn einen besseren Ausdruck finde ich nicht für diesen einmaligen Berg, der mit Abstürzen von mehr als 5000 m mir gegenüber emporrage.

Da (wie schon oben einmal gesagt) die Cordillera Real sehr schmal ist und da ich mehr oder weniger in der Verlängerung der Achse der Kette stand, so deckte der letzte grosse Berg, eben der Illimani, die anderen Gipfel fast ganz zu. In einsamer Grösse erhob sich dieser märchenhaft schöne Berg, gleichzeitig massig und elegant, mit herrlich geschwungenen Eisgraten in wirklich majestätischer Erhabenheit über der Tiefe des Tales. An seiner Ostseite stieg die heisse Luft aus den ewigen Urwäldern des Amazonas empor und verdichtete sich zu prachtvollen Wolken, auf die ich noch hinabsah, eine wogende Wolkensee von dem einzigen Berge überragt. Im Westen dehnte sich, beinahe 3000 m tiefer als der Gipfel, die scheinbar ebene und scheinbar endlose bolivianische Hochfläche aus. . . Man denke sich die Jungfrau von Bern aus gesehen, mehrfach überhöht, ohne jeglichen Nachbarn und ohne überleitende Vorberge – und man hat eine schwache Idee von diesem Bilde, das wohl kaum noch seinesgleichen hat.

Aber Worte versagen hier. . . Ich finde keinen Vergleich, der eine anschauliche Vorstellung geben könnte.

Ich habe in einem langen Bergsteigerleben manche Aussichten von Bergen aller Art gehabt. Etwas ähnlich Überwältigendes wie den Blick vom Chancapiña auf den Illimani hatte ich nie vorher erlebt – und werde ich nie wieder haben.

II. Cerro de Tacora (5950 m) in der Westkordillere (alte Kote ca. 6060 m)

Die Westkordillere Boliviens erhebt sich im allgemeinen nicht über 4400 m. Es ist ein langweiliges und reizloses Gebirge mit flachen, leicht zu überschreitenden Pässen. Der an und für sich wohl hohen, aber sehr schmalen Kette mit wenig ausgesprochenen Erhebungen nach Osten, also landeinwärts, vorgelagert sind eine ganze Anzahl von sehr hohen Vulkanen, teilweise zu Gruppen geordnet. Diese fast ganz erloschenen Vulkanberge gehören mit zu dem am wenigsten erforschten Teile des Andensystems.

Es ist begreiflich, dass dies so ist. Denn einmal haben diese Berge in der grossen Mehrzahl noch recht gut ihre typische Vulkanform erhalten; sie sind somit, «alpin-technisch» betrachtet, ganz leicht und reizen den «Sportsmann» im Bergsteiger nicht. Zum andern liegen sie alle mehr oder weniger in der Wüste, in einem sehr wasserarmen Gebiet (trotz der fast täglichen Kondensation an den allerhöchsten Gipfeln im Winter); dementsprechend sind sie schwer erreichbar; man muss zum mindesten schon eine kleine Expedition ausrüsten, um an ihren Fuss zu gelangen. Und das ist ein recht kostspieliges Vergnügen.

Eine Ausnahme macht die Gruppe des Cerro Tacora. Denn sie erhebt sich unmittelbar nördlich des alten Handelsweges über die Hochfläche von Tacna nach Oruro. Und dazu kommt, dass am Südfusse des höchsten der drei Vulkane dieser Gruppe eine kleine Schwefelschmelze liegt – gewissermassen gleichzeitig eine Art «Wirtshaus». Somit hat man einen Stützpunkt für eine eventuelle Besteigung eines der drei Berge, deren Höhen ziemlich genau bekannt sind. Und tatsächlich hat vor mir auch schon der berühmte Vulkanforscher Stübel Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den Versuch einer Besteigung des Cerro Tacora unternommen, wie ich noch aus seinem eigenen Munde hörte. Er scheiterte aber an der Höhe des Berges.

Nach einem etwa sechswöchigen Aufenthalt in Peru landete ich Ende Februar in Arica (Nordchile) und fuhr am nächsten Tag landeinwärts mit der Bahn nach Tacna. In dieser kleinen Oasenstadt fand ich, man könnte sagen sehr überraschenderweise, meine Maultiere vor, die ich von La Paz hierher beordert hatte vor dem kurzen Abstecher nach Norden.

Ausser genügsamen Lamaherden verkehren kaum noch «tropas» auf dem alten Handelsweg nach Coro-Coro und Oruro. Aber immerhin kann man hie und da ein wenig Futter für die «mulas» kaufen. Doch ist die Reise mit vielen Tieren schwierig. Das erste Stück – mehr als eine Tagesreise weit – durch die schwachhügelige Sandwüste zwischen Tacna und der Kordillere lässt sich ganz gut reiten; es ist hier ein Weg gebaut, der zu einer Schwefelmine im Hintergrund des Tales führt. Er folgt den winzigen Vegetationsflecken, die ein schwächtiges Bächlein auf dem Talgrunde hervorzaubert und die sich in der braunen Steinwildnis ringsum eigenartig genug ausnehmen. Bei den wenigen «Häusern» von Causuri wandten wir uns südwärts und gewannen nach Überschreitung eines kleinen Querpasses das nächstsüdliche Tal, in dem die «tambo» (Übernachtungsmöglichkeit) Union liegt (3628 m).

Unter dem Einfluss der feuchten Nebelwolken, die von den höchsten Bergen manchmal bis da hinab reichen, stellt sich etwas dürftige Vegetation ein; sie genügt aber nicht, um den reizlosen, traurigen Berghängen einen erfreulicheren Anblick zu verschaffen. Man kann sich kaum eine langweiligere Berglandschaft denken, als sie der Westabfall der Kordillere mit ihren braungelben, an Form und in Farbe gleich hässlichen Hängen darbietet. Es ist ein ins Groteske verzerrtes, gigantisches Mittelgebirge ohne Wald, ohne Wasser, ohne Anmut – und auch ohne den Schwung der lieblichen und nicht allzu langen Linien, die das Bild europäischer Mittelgebirge beherrschen. Noch am Mittag des zweiten Reisetages überschritten wir die Kammlinie der Westkordillere (Abra de Huaylillos, 4394 m) – und bereits eine Stunde später befanden wir uns auf der bolivianischen Hochfläche. Zunächst verhüllte ein leichtes Schneegestöber jegliche Aussicht. Ein murmelnder, kleiner heller Bach, eine ebenso seltene wie auffallende Erscheinung in diesem Lande, er-

weckte trügerische Hoffnungen; sein stark schwefliges Wasser ist für Mensch wie Tier gänzlich ungenießbar.

Den Fuss des gewaltigen Vulkans Tacora – wie vorher bereits gesagt, ist er der Kordillere nach Osten vorgelagert – umgingen wir im Bogen nach Süden. Und wenn wir unser nächstes Ziel, die kleine Schwefelschmelze Chislluma (4200 m), auch vorerst nicht sehen konnten, so war es doch nicht zu verfehlen. Wir brauchten nur unserer Nase nach zu gehen. Ein seltsam süßlicher Duft umschwebt die Küsten Korsikas. Viele Stunden weit kommt er dem Reisenden auf See entgegen. Als ich ihn das erstemal roch, ohne das Land zu sehen, wollte ich nicht glauben, dass es der Geruch der blühenden Maquia sei. Diese Maquia kam mir in den Sinn durch den Gleichlaut – weil uns hier der Duft der Taquia in die Nase stach. Taquia aber ist etwas weniger Poetisches: es ist getrockneter Lama-mist! Er ist das unentbehrliche Heizmaterial, mit dem fast ganz Bolivien kocht und brät und Schwefel schmilzt. Bei gutem Wind kann man meilenweit eine Niederlassung oder eine Behausung riechen. Und lange bevor wir sie erreichten, witterten wir auch die Schmelze Chislluma.

Inzwischen hatte es sich gegen Abend – wie es beinahe die Regel ist um diese Jahreszeit – bei tüchtiger Kälte wieder aufgeklärt, und wir bekamen die ganze Vulkangruppe des Tacora zu Gesicht. Es sind drei in einer geraden Linie angeordnete Berge; von Nord nach Süd: Quennuta (5700 m), Chipicani (5920 m) und Tacora (5950 m). Das ist wenigstens die Nomenklatur, wie sie heute gebräuchlich ist. Ein flacher Sattel, die Abra Vilque (4890 m), verbindet den Tacora mit dem Chipicani. Er ist der beste Ausgangspunkt für einen Versuch der Ersteigung des Tacora; falls es die «mula» aushält(!), kann man bis beinahe auf diesen Sattel reiten. Durch den Schwefeltransport vom Chipicani her ist so etwas wie ein Pfad entstanden.

Kurz vor Sonnenuntergang standen wir vor der Türe der kleinen Schmelze, die ganz aus gestampftem Lehm gebaut ist, und baten um Unterkunft. Sie wurde uns gerne gewährt; die Gastfreundschaft dem seltenen fremden Reisenden gegenüber ist eine Selbstverständlichkeit – die aber ebenso selbstverständlich bezahlt wird. Man ist vorübergehender «paying guest».

Viel lieber hätte ich mein Zelt aufgeschlagen, als in dem Dreck dieser Siedelung zu schlafen. Doch das war nicht zugänglich. Ich brauchte den Korral, um meine «mulas» darin unterzubringen – ich wollte ja nachts aufbrechen, um den Tacora zu besteigen, und konnte nicht erst mein Maultier lange suchen gehen! Ich brauchte Wasser, das nur im Hofe des Gebäudes floss; ich brauchte einen ortskundigen «peon» (Knecht, Bursche), der mich in dunkler Nacht mit meinem Tier zur Abra Vilque bringen konnte.

Also bezog ich mein Quartier im «Gastzimmer» von Chislluma. Der übliche Raum: klein, viereckig, ein winziges, verschmutztes Fenster, aus Stampflehm er-

stellte Wände, aus Stampflehm gefügter Boden und darin ein primitives eisernes Bettgestell, mit Hautstreifen bespannt, die Beine auf Tellern stehend, die mit Petroleum gefüllt waren (damit die Wanzen «aufgehalten» werden), und auf vier Latten eine Art Dach aus einem engmaschigen Stoff (damit die Wanzen sich nicht von der Decke auf das Bett herunterfallen lassen). Dazu ein kleiner wackliger Tisch – das ist alles; den Rest bringt der Reisende selbst mit.

Ich ass mein Abendbrot – wie immer: Hammel und Kartoffeln, liess mir zeigen, wo der Peon schlief, den ich nachts wecken wollte – nicht etwa er mich! –, und packte den Rucksack: Proviant (Kartoffeln, Hammel und etwas Schokolade), Aneroid-Barometer, warme Kleidung und Handschuhe und vor allem das Kochthermometer für die Höhenbestimmung. Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Ich trat vor das Haus und schaute hinauf zu meinem Berg. Da lag er schwarz und ungeheuerlich gross vor mir und deckte den halben Himmel mit seinen ungewohnten südlichen Sternbildern zu. Mehr als 6000 m hoch, sagten die Karten! Und da wusste ich: diesen Berg *mus*s ich ersteigen! Es war ein Gebot meiner irdischen Seligkeit. Schon manchen sehr grossen Berg hatte ich gesehen – aber sie waren mir alle unerreichbar gewesen. Dieser lag mir vor der Nase... Und ich starrte hinauf zu dem kleinen helleren Fleck des schneebedeckten Gipfels. Ich starrte hinauf, bis der eisige Nachtwind mir die Augen mit Sandstaub und zermahlenem Miste fast verkleisterte.

Oft in meinem Leben bin ich in der frühen Nacht vor der Hütte unter einem Gipfel gestanden und habe, wie es so schön heisst, «Zwiesprache gehalten mit dem Berge». Aber hier wollte es nicht gelingen. Das Empfinden für eine freundliche «Atmosphäre» wollte sich nicht einstellen. In unseren Bergen hat man das Gefühl eines geheimen Fluidums, das zusammengesetzt ist aus allem, was auf und an diesem Berge geschehen ist, so dass nach den hundert Jahren, die der Mensch sich mit ihm beschäftigt hat, die Wände sich fast beleben, als ob der Gipfel sich einem zuneige und der Klang menschlicher Schritte und Stimmen noch zu hören sei.

Nichts von alledem hier! Und dennoch: ich wollte – ich musste hinauf!

Es war ein Zwang – ein unerklärliches, mystisches Gefühl. Ein grosser Dichter hat es mit ein paar Worten ausgesprochen: «Big mountains are a feeling...» Das ist so wenig erklärlich, wie der Glauben beweisbar ist.

In der alpinen Literatur gibt es viele Stellen, wo der Bergsteiger nachts in der wunderbaren Luft des Hochgebirges steht und mit seinem Berge spricht. Hier war das anders.

Es stank nach Schwefel, es stank nach vergorenem Maultiermist, es stank nach verbranntem Lamamist, es stank nach menschlichem Unrat und hundert anderen Sachen...

Viele Gedanken gingen mir durch den Kopf: dass ich hier so nahe am Äquator stand und entsetzlich fror, dass eine lange, anstrengende Reise, Malaria und der

Aufenthalt in der schwülen Hitze Perus gerade kein Training für einen Sechstausender seien, dass es eine unerhörte Anstrengung sein würde, in einem Tage die beinahe 2000 m bis über 6000 m zu bewältigen, dass es köstlich sein müsste, von diesem Berge auf eine ganz neue und ungewohnte Welt herniederzuschauen, dass ich aber voll und gültig dafür würde zahlen müssen, weil einem nichts im Leben geschenkt wird – und dass ich eigentlich Angst hatte vor der Höhe, vor der Anstrengung, vor der grenzenlosen Einsamkeit. Das alles aber hinderte den Entschluss nicht: du musst hinauf! «Big mountains are a feeling. . . »

Ach, ich wusste um den unendlichen Ärger vor dem Aufbruch: das Aufstehen bei dem Licht einer Kerze, das elende Frühstück, das Suchen des Peons, der Gang in den stinkenden Korral, wo im Dunkel die widerwilligen Tiere gesucht und gesattelt werden mussten. . . Macht nichts – ich wollte, ich musste hinauf.

Und es kam, wie ich es vorher schon wusste. Um 2 Uhr schrillte der Taschenwecker – und erst um 4 Uhr ritten wir los.

Und dann kam der Umschwung, und das Abenteuer bekam seinen Sinn, seinen ewigen Reiz und seinen Glanz.

Ich ritt hinaus in eine stille, kalte, klare Nacht der Hochwüste. Die Sterne flimmerten schwach, die Schatten in den Mulden und hinter den Felsen waren kohlschwarz, und der Himmel spannte sich ganz leicht und licht wie dunkelgraue Seide über uns. Eine unerhörte Stille herrschte ringsum. Nicht der leiseste Laut war zu hören, kein Tier, das rief, kein Insekt, das schwirrte, kein Wasser, das tropfte, kein Wind, der raunte – nur eine tödliche, allumfassende Stille.

Hinter mir ritt stumm und unwillig der Indianer, der mein Tier zurückbringen sollte. Unser Ziel war die Passhöhe zwischen meinem Berg und dem Chipicani. Aber einige 150 m unter der flachen Einsattlung streikten beide «mulas». Sie waren auf keine Weise mehr voranzubringen. Wahrscheinlich waren sie bergkrank. Nun, ich konnte es den Tieren nicht übelnehmen, dass sie nicht wollten oder konnten. Auch so war es schon eine üble Tierquälerei gewesen, sie nur bis hierher zu bringen. Und normalerweise hätten wir längst absteigen sollen. «Unter normalen Bedingungen. . . » – aber dies war kein normales Unternehmen! Die Besteigung des Tacora von Chislluma aus in einem Tage war ganz zweifellos etwas Abnormales; und es gibt wohl Menschen genug, die diese irrsinnige Anstrengung für einen vollendeten Unfug erklären werden. Was war zu gewinnen? Bestenfalls die Aussicht. . . Und das Bewusstsein, einen neuen grossen, noch unbestiegenen Gipfel bezwungen zu haben.

Warum also, warum?

Die Antwort weiss nur, wer je diesen seltsamen Zwang zur höchsten Höhe in sich spürte; die Antwort weiss nur der Bergsteiger aus Leidenschaft – er, der das Dichterwort erfahren: «Big mountains are a feeling. . . »

Inzwischen war es beinahe 6 Uhr geworden. Aber immerhin hatte ich eine Höhe von etwa 4700 m gewonnen, ohne mich nennenswert anzustrengen. Und damit war viel gewonnen!

Der Tag kam schnell und dämmerungslos, geheimnislos wie alle Tropentage, als ich den Rucksack hinten vom Sattel schnallte und den Indio mit den Tieren zu Tal schickte. Dann begann die Wanderung, die eintönige, ermüdende, durch Geröll und Schutt und lose Asche an fast stets gleich steilem Hang. Es war mühsam, sehr, sehr mühsam – fast die halbe Länge jeden Schrittes rutschte ich wieder zurück, und oft versank der Fuss beinahe knöcheltief in dem losen Zeug. Die Sonne stieg mit mir; es wurde heiss. Es weitete sich der Blick. Aber von der Aussicht werde ich nachher reden. . .

Stundenlang stieg ich, und es gab wenig Abwechslung. Einmal kam eine flachere Partie – dort stiegen gelbliche, schmutzige Dämpfe auf; der Berg war hier noch im Solfatarenstadium, und ich musste einen weiten Umweg machen. Einmal, weiter oben, stiess ich in einer Mulde auf Firnschnee, der teilweise zu den phantastischen Formen des Büsserschnees aufgelöst war. Das Steigen wurde mir schwer und schwerer. Ich versprach meinem Körper Ruhe, wenn er nur noch eine einzige Viertelstunde weitermache – und noch eine – und dann wieder noch eine und so fort. Ich zerlegte den Weg in lauter kleine Einheiten und suchte sie einzeln zu überwinden. Aber auf die Dauer ging das nicht. Und da kam mir ein anderer Gedanke. Jetzt redete ich mir ein, dass es so mein ganzes Leben lang weitergehen müsste. Gleichgültig, ob ich noch Minuten oder Tage oder Jahre zu leben hätte, nie würde es anders sein, als mit Anstrengung und schweratmend Schritt um Schritt methodisch bergauf zu setzen. Und Schritt reihte sich an Schritt. . . Keinen Augenblick dachte ich an Umkehr.

Es wurde 1 Uhr, es wurde 2 Uhr. Weit konnte ich nicht mehr vom Gipfel entfernt sein. Da geschah, was ich befürchtet hatte. Eine Wolkenkappe bildete sich um das Haupt des Berges. Ich ging im dichten Nebel. Das war zum Wahnsinnigwerden stumpfsinnig. Aber es dauerte nicht lange. Plötzlich ging es nicht mehr höher. Ich hatte mein Ziel erreicht.

Ein grosser Friede, eine grosse Genugtuung – ein Glück kam über mich. Ich stand auf einem schwach gewölbten Schneegrat und sah nur Schnee und Nebel. Der Nebel war dünn, beinahe durchsichtig, und die Strahlung der Sonne wärmte mich.

Zunächst legte ich mich in den Schnee und rauchte eine Zigarette. Dann setzte ich das Kochthermometer in Betrieb und zog das Schleuderthermometer aus seiner Hülle und bestimmte die Lufttemperatur. Und dann fasste ich den Entschluss zu warten. Ich wartete beinahe bis um 4 Uhr; dann wurde es mir zu dumm. Und nun hatte ich Glück. Kaum war ich einige Minuten abgestiegen, da war es, als höbe eine Hand die Mütze vom Berge – eine grosse weisse Wolke schwebte über dem Gipfel, verschob sich nach Süden und löste sich in Nichts auf.

So kam ich doch noch zu der Aussicht. Und was für eine Schau!

Mehr als zehn Stunden war ich von Chislluma aus gestiegen, den grössten Teil des Weges allein und in tödlicher Einsamkeit, um auf diesen Gipfel zu gelangen. Jetzt sah ich mehr als 6000 m nach Westen hinab auf den Pazifik. Ich weiss, dass es 6000 m sind – es könnten aber ebensogut 3000 oder 10 000 m sein. Denn jedes Mass für eine Schätzung, aller Vordergrund und Mittelgrund fehlen. Und mehr als 2000 m schaue ich hinab auf die scheinbare Ebene der Wüste im Osten – es könnten auch 1000 oder 5000 m sein. . .

Diese Wüste da unter mir ist gelb, orange und rötlich – ohne scharfe Trennung zwischen den Farben – je nach dem Gestein des Untergrundes – und hat hie und da einen scharfumgrenzten weissen Fleck: ein eingetrockneter Salzsee! Der Horizont, das Ende der Wüste, der Welt, ist ein vollendeter Halbkreis und scheint sich gegen den Himmel aufzuwölben. So wirkt die Ebene wie eine riesenhafte Schüssel mit aufgebogenem Rand. Das Meer auf der anderen Seite sieht aus wie eine zweite gigantische Schale, die aber hellblau ist. In weiter Ferne, im Süden wie im Norden, stehen einige wenige spitzkegelförmige Berge, vereinzelt und mit weissen Schneekappen. Die beiden Nachbarn meines Gipfels sind klein geworden und zusammengeschrumpft und verdecken nichts. Und darüber wölbt sich ein tiefschwarzer Himmel; unbarmherzig glüht eine sengende Sonne.

Wasser, Sand, Luft und Licht – das ist die Welt!

Es ist eine schweigende Welt, grenzenlos, unglaublich leer. Keine fernen Städte in der Ebene, kein Dorf im Tal; kein Wald, keine Alp; kein Anklang an irgend etwas, das zum Gefühl spricht. Alles, was Romantik, was Sentiment heissen könnte, fehlt, fehlt ganz.

Schweigende Flächen, leere Weiten, leuchtende Unendlichkeit – Ruhe und Tod.

Eine erschütternde Aussicht in ihrer erbarmungslosen, vollkommenen Schönheit. Eine aufregende und aufwühlende Aussicht. . .

Und wieder einmal erlebe ich die Wahrheit eines allgemeinen ästhetischen Gesetzes: je einfacher die Grundform, die Konstruktion, um so tiefer ist der Eindruck. Je vollendeter die Konzeption einer Idee, um so grösser die seelische Wirkung.

Einfacheres als diese Aussicht gibt es wohl kaum noch: die gelblichrote Fläche der Wüste, die blaue Fläche des Meeres – dazwischen einige Kegel in weiter Ferne – darüber der schwarze Himmel.

Die Wirkung ist überwältigend.

Ob schön, ob hässlich, ob tröstlich beruhigend oder aufpeitschend erregend?

Hier oben fragt und analysiert man nicht!

Man kann nur schauen, einziger Punkt des Lebens im All ringsum. Erlebnis jenseits bisheriger Erfahrung. . .

CORDILLERA BLANCA

DIE FRANZÖSISCH-BELGISCHE EXPEDITION 1951

Von René Mallieux

Bei der Ausreise bestand unsere Mannschaft aus neun Teilnehmern, was für eine leichte Expedition ziemlich viel ist; dafür aber vereinten uns feste freundschaftliche Gefühle. In zwei Fällen bestanden sogar Ehebande, bei Claude und Georges Kogan und bei Nicole und Raymond Leininger. Die fünf anderen waren unser Arzt Jean Guillemin, Maurice Lenoir und die drei Belgier Jacques Jongen, André und René Mallieux.

Wir reisten im Flugzeug und trafen Ende Juni, noch vor unserem Gepäck, in Lima, der Hauptstadt von Peru, ein. Dank der Liebenswürdigkeit der peruanischen Behörden und der Vertreter von Frankreich und Belgien brauchten wir wenig Zeit für die Formalitäten. Eine Fahrt von 400 km brachte uns nördlich von Lima nach Monterrey bei Huarás (3000 m), im Tal des Rio Santa, der diese ganze Seite der Cordillera Blanca entwässert.

Wir waren durch die letzten Tage, die rasche Reise und den unvermittelten Klimawechsel ermüdet. Trotzdem stellten wir sofort unsere Karawane zusammen: Träger und Pferde an Stelle der versprochenen Maultiere. «Meine Pferde sind ebenso gut wie die Maultiere», behauptete der Arriero!

Am 7. Juli folgten wir dem Rio Santa 50 km talabwärts bis Yungay; wir waren hier am Fusse des Huascarán (6768 m), des höchsten Berges von Peru. Was für starke landschaftliche Gegensätze: in 2500 m Höhe zeichnen sich die Palmen gegen Schneefelder ab, die man in einem Tagesmarsch erreichen kann. In brütender Hitze setzte sich unsere Karawane langsam auf einem steinigen Wege gegen die Quebrada (Tal) von Yanganuco in Bewegung. Am nächsten Tage verliessen wir dieses Tal, um in nordwestlicher Richtung steile Hänge hinaufzusteigen, wobei sich übrigens die kleinen Pferde ausgezeichnet bewährten, so dass wir den Maultieren nicht mehr nachtrauerten. Bei etwa 4500 m errichteten wir ein Basislager; wir hatten einen Bach in der Nähe, Bäume, Gras und waren gegen Wind geschützt.

Die lange tropische Nacht war uns bei unserer grossen Müdigkeit sehr sympathisch. Wir studierten sorgfältig die ausgezeichnete Karte, die von den österreichisch-deutschen Expeditionen in den Jahren 1932, 1936 und 1939 aufgenommen wurde. Ohne Mühe identifizierten wir im Westen den Huandoy (6395 m) und im

Osten den Chacaraju (ca. 6000 m). Zwischen diesen beiden befand sich ein Berg von sanfteren Formen, der unseren augenblicklichen Fähigkeiten durchaus zu entsprechen schien. Er trug noch keinen Namen und konnte uns die Gelegenheit verschaffen, ihn zu taufen.

Um einen zu umfangreichen Materialtransport zu vermeiden – wir hatten nur zwei Träger –, teilten wir uns in zwei Gruppen, die sich im Aufstieg mit einem Tag Abstand folgen sollten. Die erste Mannschaft, die aus Claude und Georges Kogan, Raymond Leininger und Maurice Lenoir bestand, errichtete bei etwa 5300 m ein Lager auf Schnee, zwischen dem Huandoy und dem ausersehenen Gipfel. Sie erreichte ihn am 14. Juli ohne allzuviel Mühe, trotz seiner Höhe und der intensiven tropischen Sonne. An diesem Tage stiegen die Träger mit uns auf. Einer der beiden blieb immer wieder zurück, um sich mit Koka zu stärken. Angesichts des Schnees jedoch blieb er endgültig stehen und legte sich sogar schlafen. Als er sich überhaupt nicht mehr erheben wollte, schickten wir ihn zurück, und sofort rannte er, was er nur laufen konnte, zum Basislager hinunter. Mit Schnee wollte er nichts zu tun haben! Für uns bedeutete das ein Mehr an Lasten, die uns schwer auf die Schultern drückten; es war ja doch das erstemal, dass wir die Fünftausendmetergrenze erreichten. Begreiflicherweise verlor das Koka nunmehr in unseren Augen viel von seiner magischen Kraft.

Wir genossen den Frieden dieser wunderbaren Landschaft mit ihren Wächtergraten und Eispyramiden. Um 18 Uhr ging die Sonne unter; wir legten uns zur Ruhe. Doch ach, die Nylonzelte sind zu wenig porös... man kann nicht einschlafen und erstickt schier; das Kondenswasser läuft an den Wänden herab und gefriert bald zu Eiszapfen. Die ganze Nacht hindurch donnerten die Lawinen, und am Morgen mussten wir feststellen, dass sie die Hänge bestrichen hatten, durch die wir im Geiste bereits eine Route hinauf zu dem Nachbargipfel des Berges gezogen hatten, den unsere Freunde am Vortage bezwungen hatten. Wir zögerten... Da rauschte eine neue Lawine herab, die alle unsere Illusionen unter sich begrub. Ohne noch ein Wort zu verlieren, verzichteten wir auf unseren Plan und folgten den Spuren unserer Kameraden. Nur der Bergschrund war etwas heikel. Als wir auf dem Gipfel standen, wurden unsere Augen magnetisch von einem wilden Grat angezogen, dem Chacaraju. Eisgepanzert wartet er noch auf seine Bezwinger; was man von hier aus sah, bewies mir, wie recht Erwin Schneider hat: «Es wird eine sehr harte Nuss sein!»

Im Basislager suchte jeder nach einem Taufnamen für unseren eroberten Berg. Auch hätten wir allzu gerne einen «Pisco» getrunken, ein ausgezeichnetes alkoholisches Landesgetränk, aber wir hatten keinen. Aus Wut darüber und um uns zugleich etwas zu trösten, taufte wir den fraglichen Gipfel «Nevado Pisco». Unsere Träger begnügten sich jedoch nicht mit dieser Namensnennung; zu dritt vertilgten sie zwei Liter Brennspritus, übrigens ohne alle nachteiligen Folgen.

Am 15. Juli befand sich die Expedition wieder auf dem Wege talabwärts, allerdings mit etwas zwiespältigen Gefühlen: wir hatten noch reichlich Proviant, so viel sogar, dass wir uns durch den Huascarán (6768 m) in Versuchung führen liessen. Dieser Gipfel, der ganz nahe zu sein schien, ist der höchste von Peru und war 1932 von der österreichisch-deutschen Expedition unter Leitung von Borchers bezwungen worden.

Einige Stunden lang war der Weg sehr bedenklich. Vor einer Felsstufe hielt Agapito, unser Arriero, an und erklärte, dies sei der Tod der Pferde. Trotzdem galt es, aus dieser Sackgasse herauszukommen. Das wusste auch Agapito, der ein Pferd nach dem andern freiliess. Sie sprangen, taumelten, klammerten sich mit ihren Eisen an und gewannen schliesslich wieder festen Stand. Ein einziges stürzte, aber wie durch ein Wunder fing ein Baum den Fall auf. Am selben Abend standen unsere Zelte in einem wunderbar blühenden Tal, angesichts des Rio-Santa-Tales. Georges Kogan, Lenoir und zwei Träger beförderten Gepäck auf den Gletscher, Jongen beschäftigte sich mit seiner Kamera, während Raymond Leininger, begleitet von unserem Arzt, aufgebrochen war, um sich mit seiner Frau zu treffen, die sich unserer Expedition anschliessen wollte. Am schlechtesten hatte ich es getroffen, denn ich sollte nach Yungay absteigen, um zusätzlich noch zwei Träger aufzutreiben.

Drei Tage später befanden wir uns in einem Lager auf 5100 m, und zwar bei einem so starken Wind, dass wir überhaupt nicht schlafen konnten. Das war gut so – wir hatten während der ganzen Nacht auf die Zeltstangen zu achten, damit wir nicht samt der Behausung fortfliegen. Am Morgen konstatierte ich mit einem gewissen Erstaunen, dass das Nachbarzelt noch immer an Ort und Stelle war, aber seine Insassen waren – wie ich übrigens auch – viel müder als am Abend vorher. Wir beschränkten uns also auf eine Erkundung des Gletscherbruches, worauf wieder eine Nacht ohne Ruhe folgte. Am Morgen des 23. Juli stieg eine Gruppe von sechs Mann zum Eisfall auf, der den Zugang zur «Garganta» sperrt; so heisst der breite Sattel zwischen dem Nord- und Südgipfel des Huascarán. Wir hatten keine Träger mehr; der Sturm hatte sie vertrieben!

Um unsere Rucksäcke zu erleichtern, deponierten wir die Hälfte der Lasten unterhalb der Séracs und gingen dann zu sechst weiter. Drei wollten in einem oberen Lager bleiben, während die andern drei wieder absteigen sollten. Wir schlängelten uns durch ein Labyrinth von ungeheuren Klüften, die sich in allen Richtungen kreuzen und mit wunderbaren Eisdraperien geschmückt sind. Der Ausstieg war nicht unbedenklich: eine dünne, exponierte Eisplatte. Wir hielten den Atem an, als Lenoir sie passierte. Oberhalb der Séracs kamen wir wieder in den Wind und mussten für unser Zelt einen geschützten Platz suchen. Wir hatten Glück und konnten uns am Fusse eines grossen Eisblockes, in einer Höhe von etwa 5800 m, einrichten. Mein Bruder André, Claude und Georges Kogan stiegen ab, während Jongen, Lenoir und ich uns in das winzige Zelt zwängten.

Kaum war es dunkel geworden, als wütende Windstöße unser Zelt schüttelten; wir hatten das Gefühl, als sei unser schützender Block verschwunden. Von Ruhe war nicht viel die Rede. Am Morgen sahen wir zu unserer Überraschung, dass der grosse Eisblock immer noch unerschütterlich an Ort und Stelle war. Gegen den Wind hatte er uns zwar nicht geschützt, aber nun verdeckte er uns die Sonne gerade im Augenblick, wo wir etwas Wärme so nötig gehabt hätten. Die Kälte verlangsamte unsere Vorbereitungen erheblich; obendrein spielte uns der Kocher einen bösen Streich, und wir mussten ihn schleunigst an die Luft setzen, damit er nicht explodierte. Nach verzögertem Start rückten wir der «Garganta» näher. Wir hatten einen langen und erschöpfenden Kampf gegen den Wind durchzustehen. Um 16 Uhr waren wir noch immer nicht auf dem Gipfel. Zwar befanden wir uns schon auf über 6600 m, aber an diesem nicht sehr steilen Grat war es bis zur Spitze noch immer ziemlich weit. Kriegsrat: sollen wir absteigen oder weitergehen? In letzterem Falle wäre ein Biwak auf dem Grat unvermeidlich gewesen. Da wir keinerlei Biwakzeug bei uns hatten, mussten wir uns leider zum Abstieg entschliessen, und so wandten wir dem Gipfel den Rücken zu. Gerade in diesem Augenblick hüllte sich der Huascarán in eine wetterschwarze Wolke und bedeutete uns auf seine Art, dass er uns nicht zu empfangen wünsche...

Als es dunkel wurde, richteten wir unser zusammengebrochenes und zerrissenes Zelt wieder auf, flickten es so gut es ging und krochen in unsere Daunenschlafsäcke. Am nächsten Tage kamen Georges Kogan und mein Bruder herauf, um uns beim Abtransport zu helfen. Ziemlich verärgert gelangten wir wieder ins Basislager: zu Hütten, Eukalyptus, goldgelben Feldern, Agaven, zum Tal mit seiner brütenden Hitze – fürwahr ein heftiger Gegensatz.

Um uns in unserer schlechten Laune etwas zu trösten, veranstalteten die Einheimischen ein Fest. Mit diesen guten Leuten ertränkten wir unseren Kummer in «Chicha», dem Nationalgetränk, das aus gegorenem Mais bereitet wird. Dabei erzählten sie uns, dass der Sturm Bäume entwurzelt und Häuser abgedeckt hatte. Diese Argumente richteten uns wieder auf, und unsere Moral festigte sich. Voller Vertrauen begannen wir unsere Vorbereitungen für einen Angriff auf den Nevado Alpmayo (6120 m) am Nordende der Kette.

Am 4. August folgten wir neun Europäer mit fünf Trägern und vierzehn Pferden und Maultieren den Spuren unserer schweizerischen Kameraden auf ihrer Expedition 1948 in das Gebiet der Hazienda Colcas, eines riesigen Besitztums von 30 000 Hektaren. Diese Ländereien umfassen übrigens auch ein weites Gletschermassiv. Herr Romero, der Eigentümer, hatte in Fribourg studiert; er und seine Familie nahmen uns in reizender und grosszügiger Weise auf.

Infolge einer Angina musste ich mit unserem Arzt, Jean Guillemin, in Colcas bleiben, während meine Kameraden die mühevollen Route in Angriff nahmen, auf der sie in drei Tagen bis ans Ende der wilden Alpmayoschluchten gelangten. Als

ich sie abmarschieren sah, schwanden alle meine Hoffnungen; ich hatte das Gefühl, die Chance meines Lebens zu verpassen. . .

Ich habe sie tatsächlich verpasst, um einen einzigen Tag. Nun gebe ich hier den Bericht von Georges Kogan über die Eroberung dieser wunderbaren Pyramide wieder.

«Am 12. August befinden sich Jongen, Georges Kogan, Raymond Leininger und Lenoir am Fusse des Nordgrates in Camp III, vor einem prachtvollen Vorhang von Eisstalaktiten. Sie sind zuversichtlich, in guter Form und stehen am nächsten Tage um 8 Uhr morgens auf dem Grate, und zwar in einer Viererseilschaft, mit Lenoir an der Spitze. Sie versuchen sofort in die Ostflanke zu gelangen, um die trügerischen Wächten zu vermeiden. Hierbei halten sie sich sorgfältig an die freundschaftlichen Ratschläge von Szepessy und seinen Schweizer Gefährten von 1948.

Ein Streifen zerklüfteter Felsen steigt parallel zum Grat empor. Leininger, unsere Kletterkanone, geht voraus. Eine Seillänge folgt auf die andere – wie in den Alpen: dazu Mauerhaken, Karabiner und die moderne Seiltechnik. Rechter Hand schwingt sich die Gratschneide, eine gezähnte Firnkante, auf; unter ihr stürzt die Wand in furchtbarer Steilheit 1000 m ins Leere. Oben leuchten verführerisch Kuppeln aus Eis.

Jongen hatte darauf bestanden, die kleine Kamera mitzunehmen; er hatte sogar den Ehrgeiz, sie tatsächlich auch zu benutzen. Als dritter am Seil richtet er das Objektiv auf Kogan und beschwört ihn, ihn bei der Aufnahme auch ja zu sichern, was zu dem in solchen Fällen üblichen Wortwechsel führt. Plötzlich entdeckt Kogan einen roten Fleck im Schnee, ein altes Paket «Luckies», das noch von der Schweizer Seilschaft 1948 stammt.

Schnee, Eis und Felsen wechseln ab; es ist ein gefährliches Terrain, mit schlechten Sicherungsmöglichkeiten, immer gleich steil. Gegen 17 Uhr verkündet Leininger, dass er nunmehr an den Erfolg glaube, aber es werde ein Biwak kosten. Um 18 Uhr ist nur noch der riesige Eispilz des Gipfels zu bezwingen. Ein sehr steiles Couloir bietet eine Angriffsmöglichkeit. Lenoir geht voraus, treibt Haken ein und hackt Griffe. Höher oben haftet der Schnee am Fels und erleichtert das Vorwärtkommen. Trotzdem geht es ausserordentlich langsam; sie arbeiteten mit einem Maximum an Sicherung. Um 19 Uhr, kurz vor Einbruch der Nacht, stehen sie auf der Gipfelwächte. In einem förmlichen Wettlauf mit der Dunkelheit werden Film- und Photoapparat herausgeholt. Schon ist es Nacht, und nun zeigt sich der ganze Ernst der Situation. Es handelt sich darum, einen einigermaßen geschützten Platz zu finden. In tiefer Dunkelheit beginnt der Abstieg. Der Mond ist verhüllt; es ist überhaupt nichts zu sehen. Daher opfert Lenoir seinen Pickel, damit sie

sich abseilen können. Mit viel Glück entdeckt Kogan den Zugang zu einer Eisgrotte, wo jeder trotz dem engen Raume die Überkleidung und den «Elefantenfuss» aus gummiertem Nylon anziehen kann. Ein höchst unbequemes Biwak und eine nicht enden wollende Nacht!

Als es am 14. August zu tagen beginnt, zeigt der Himmel ein drohendes dunkles Grau. Noch ein paar Male seilen sie sich ab, dann geht es rascher, wenn auch mit mehr Risiko; sie müssen sich beeilen, schon wogt der Nebel heran. Immerhin gelingt es Jongen noch, ein Stück Film zu drehen. Schliesslich ist der Sattel in Sicht. Mühsam hisst sich einer nach dem andern an einem fixen Seil empor, das sie am Vortage angebracht hatten, um die Rückkehr zu erleichtern. Gegen 14 Uhr erreichen die vier Bergsteiger wieder ihre Zelte.»

Soweit der Bericht von Georges Kogan. Nunmehr fahre ich fort.

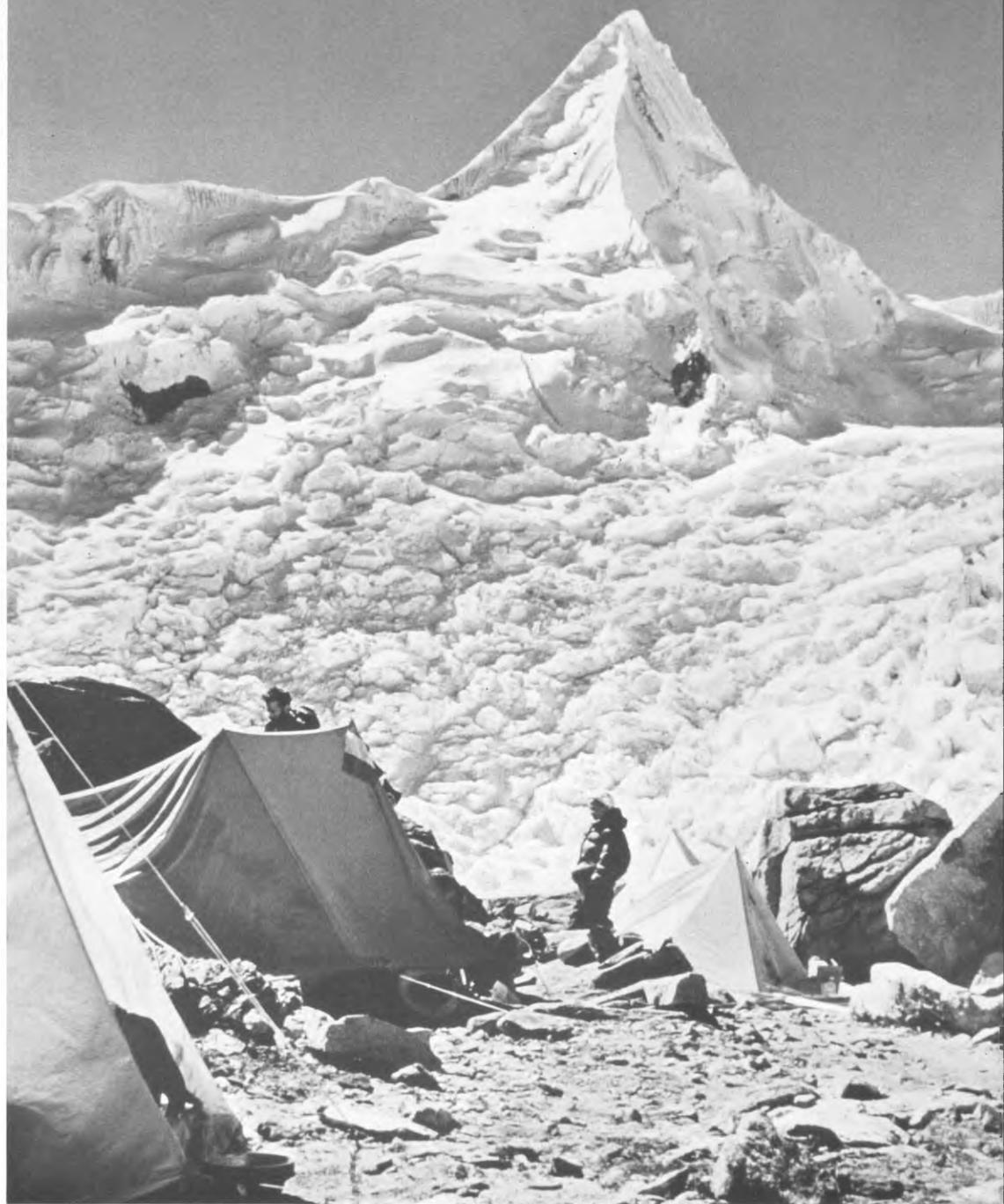
Claude Kogan und ich, unter gewaltige Rucksäcke gebeugt, kamen gerade zur gleichen Zeit an, um uns zu vergewissern, was geschehen war; seit dem Morgen des Vortages war die Seilschaft für uns unsichtbar geblieben. Drei Stunden lang wurde auf unsern Kochern Schnee geschmolzen, und wir tranken, tranken ohne Unterlass. Dabei erzählte ich meinen Freunden von einem der Träger, der gestern, als er meine Unruhe um die Alpamayo-Seilschaft bemerkte, zu mir gesagt hatte: «Die beiden Doktoren. . . » dabei machte er die Bewegung des Halsabschneidens, und – auf Nicole und Claudeweisend – «jetzt haben Sie die beiden Frauen für sich! »

In der Zwischenzeit hatten die beiden Frauen beschlossen, allein den Quitaraju zu besteigen; schon einmal waren sie bis an den Fuss der Bergflanke gegangen, um sich die Sache anzusehen. Doch nach einem Ruhetag im Lager II machten wir uns schliesslich gemeinsam auf den Weg.

Es sei hier darauf hingewiesen, dass sich auf der ausgezeichneten Karte im Massstab 1:200 000 (aufgenommen von den österreichisch-deutschen Expeditionen, im besonderen von Kinzl und Schneider) hinsichtlich der Lage des Quitaraju ein Irrtum eingeschlichen hat. Dieser Berg erhebt sich südlich des Alpamayo, nicht nördlich (siehe die auf Seite 98 erwähnte Kammverlaufkarte).

Am 18. August erreichten vier Seilschaften auf verschiedenen Routen den Gipfelgrat des Quitaraju; auf dem Gipfel selbst waren wir schliesslich zehn – einschliesslich des ausgezeichneten Trägers Fortunato. Jongen hatte bis zur Spitze hinauf gefilmt. Die weibliche Seilschaft hatte sich tadellos gehalten. Bei dieser Gelegenheit bestätigte Claude Kogan auch in den Anden ihre Qualitäten, eine Seilschaft zu führen, wie sie es schon so oft in den Alpen bewiesen hat.

Bild: Nevado Alpamayo (6120 m) vom Lager II aus gesehen. Das Lager III stand auf dem Sattel links vom Gipfel. Von dort führt der Anstieg durch die vom Gipfelgrat verdeckte Wand.





Für uns bedeutete diese Bergfahrt den Abschied von der Cordillera Blanca, wo wir sechs Wochen unter einem ewig blauen Himmel zugebracht hatten – abgesehen von dem einen Tag am Alpamayo.

Technische Bemerkungen

Ausreise in drei Gruppen:

1. 30. Mai: Lenoir mit dem Gepäck per Schiff.
2. 21. Juni: Fünf Teilnehmer mit Flugzeug über Rio de Janeiro.
3. 24. Juni: Zwei Teilnehmer mit Flugzeug über New York (Nicole Leininger sollte sich uns zwei Wochen später anschliessen).
25. Juni: Ankunft der zweiten Gruppe in Lima.
30. Juni: Ankunft der ersten und dritten Gruppe in Lima.
4. Juli: Nach Monterrey (3000 m) bei Huarás.
7. Juli: Yungay (2500 m); Abmarsch von vier Trägern mit neun Pferden (Maultiere sind schwierig aufzutreiben, seitdem eine Autostrasse in das Tal des Rio Santa vordringt).
11. Juli: Lager auf dem Sattel nordöstlich des Huandoy mit zwei Trägern, die sofort wieder absteigen; die andern beiden getrauten sich nicht auf den Schnee.
12. Juli: Eine Seilschaft besteigt den «Nevado Pisco» (ca. 5800 m). Start um 7 Uhr, Gipfel um 12 Uhr. Tiefer Schnee. Eine zweite Seilschaft wiederholt die Besteigung des Pisco am 14. Juli.
17. Juli: Basislager (ca. 4200 m) auf der Westflanke des Huascarán.
22. Juli: Vom Gletscherlager I (5100 m) ohne Träger. Ein Zelt wird bei 5800 m aufgeschlagen; von dort Aufbruch gegen den Gipfel des Huascarán.
25. Juli: Zurück nach Monterrey.
2. August: Aufbruch zur Hazienda Colcas nördlich von Carás mit vierzehn Lasttieren und fünf Trägern.
6. August: Basislager nahe dem Alpamayosee, einem Moränensee bei 4500 m.
8. August: Lager (5000 m) auf einem Felsgrat am Westufer des Alpamayogletschers.
12. August: Lager (ca. 5500 m) am Fusse des Nordgrates des Alpamayo (6120 m).
13. August: Aufbruch um 8 Uhr, Gipfel um 19 Uhr; Biwak beim Abstieg in einer kleinen Eishöhle in etwa 6000 m Höhe.
14. August: Ankunft im Lager (5500 m) um 14 Uhr.
17. August: Lager (ca. 5400 m) unter einer Einsattelung im Westgrat des Quitaraju.
18. August: Quitaraju (6100 m). Der Westgrat wird von Norden her auf zwei Routen erreicht: die Frauen- und die Filmseilschaft betreten den Grat ziemlich tief unten, müssen ihn höher oben wegen beidseitiger Wächten wieder verlassen und unter diesen Gebilden durchqueren. Die beiden anderen Seilschaften steigen direkt zum westlichen Gipfelgrat auf.
22. August: Rückkehr nach Monterrey.
25. August: Lima. An den folgenden Tagen Besuch von Cuzco und von Machu Picchu, der alten Bergstadt der Inkas, die erst 1911 entdeckt wurde.
9. September: Ankunft in Paris.

Bild: Am Fusse des Nordgrates des Nevado Alpamayo: Leininger, Lenoir, Kogan. Im Hintergrund namenlose Gipfel.

Wahl der Reisezeit : Juli/August passte als Ferienzeit allen Mitgliedern der Expedition am besten. Im übrigen ist dies die Trockenzeit in den Bergen. Wir hatten das Glück, zwei Monate lang herrliches Wetter zu haben, was schon etwas ungewöhnlich ist. Wir haben kein einziges Gewitter erlebt.

Verproviantierung : Alles kann im Santatal gekauft werden; es ist aber ratsamer, den Tourenproviant von Lima mitzubringen, wo man eine sehr grosse Auswahl hat. Gewisse belgische und französische Produkte hatten wir mitgebracht, weil sie uns zur Verfügung gestellt worden waren. Es ist nicht empfehlenswert, den Brennspritus in den kleinen Städten des Santatales zu kaufen, denn er ist oft schlecht und manchmal auch sehr knapp. Für Alkohol und Öl bringt man am besten die nötigen Gefässe mit.

Bergsteigerische Ausrüstung wie gewöhnlich, selbstverständlich von bester Qualität. Wir hatten ziemlich viel leichtes Material: Steigeisen, Daunenwesten, Seile, vollständige Überkleidung und Zelte aus Nylon. Die Nylonzelte sind noch sehr verbesserungsfähig, was die Ventilation anbelangt. Wenn man in ihnen nicht ersticken will, muss man den Eingang offenhalten.

Wir haben auch die Träger ausgerüstet mit Schuhzeug, Socken, Hemden, Hosen, Pullovern, Anoraks, Handschuhen, Mützen, Schlafsäcken, Schne Brillen. Ausserdem führten wir Küchenmaterial, ein grosses Zelt, Steigeisen und Pickel mit.

Kosten : Für den ganzen Aufenthalt im Gebirge und in Lima, einschliesslich eines Abstechers im Flugzeug nach Cuzco und Umgebung, zahlten wir 6100 Soles (15 Soles = 1 Dollar), also etwa 1800 Schweizer Franken pro Kopf. Wenn man sich nur auf das Gebirge beschränkt, kann man es noch billiger haben.

Bergtouren : Der Zugang zum Hochgebirge ist sehr leicht. Für die Touren kann man sich nach den Angaben von Schneider richten. Es gibt alles, was man sich nur wünschen kann: leichte, schwierige, sehr schwierige Berge und einige, die nur bei ungewöhnlich günstigen Verhältnissen zu machen sein dürften.

MOUNT KENYA

Von Felice Benuzzi

Bei Anlass der Herausgabe der neuen Kenyakarte durch die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, Zürich, wandten wir uns an den Sänger des Kenya, Signor Felice Benuzzi, der diesem Berg das schönste Denkmal errichtet hat. Sein Buch *Fuga sul Kenya* (1947) bedeutet für diesen Gipfel dasselbe wie Guido Reys Buch für das Matterhorn: ein einzigartiges, in mehrere Sprachen übersetztes Werk. Herr Benuzzi ist jetzt italienischer Konsul in Brisbane in Australien, recht weit entfernt von seinen geliebten Bergen. Er war so freundlich, uns den nachfolgenden Artikel zu schreiben, der uns nicht nur eine Vorstellung dieses Berges gibt, sondern auch eine detaillierte Geschichte seiner Erforschung bis auf den heutigen Tag. Wir danken ihm auch an dieser Stelle noch einmal für seinen wertvollen Beitrag.

Die erwähnte Karte wurde von unserem Topographen H. F. Bossart in Bern gezeichnet. Hierfür dienten als Unterlagen: die englische Karte 1:500 000 von Ostafrika (Blätter Nairobi 1947 und Maralal 1946) und die englische Afrikakarte 1:250 000 (Blätter Kenya 1922, Meru 1912, Nakuru-Nyeri 1913 und Baringo 1941). Ferner wurden die Skizzen von Vivienne de Watteville aus ihrem Buch *Speak to the Earth* (London 1947) verwertet. Schliesslich hat Benuzzi die Karte noch verbessert und ergänzt. Immerhin bleiben noch einige Koten zweifelhaft. So gibt Benuzzi für die Hütte auf dem Col Two Tarns eine Höhe von 4575 m an; danach wären die Höhenkurven der Karte an dieser Stelle falsch, was gut möglich ist. Es wäre zu begrüssen, wenn uns für eine zweite Auflage Verbesserungsvorschläge gemacht würden. *Die Redaktion*

Wenn man aus dem Getümmel Nairobi, der Hauptstadt von Britisch-Ostafrika und eines der wichtigsten Knotenpunkte der weltumfassenden Fluglinien, auf die Anhöhen der westlichen Bezirke steigt und über duftende Gärten, palmenbeschattete Villen und wie Flammen aufleuchtende, rotviolette Bougainvilleasträucher nach Norden ausschaut, sieht man während der trockenen Jahreszeit in weiter Ferne am kristallklaren Horizont eine dunkle Bergmasse mächtig in den Himmel streben und zarte Gletscherrippen in der Mittagssonne aufschimmern: es ist Mount Kenya, der Fünftausender am Äquator.

Als noch vor hundert Jahren Nairobi nur ein Treffpunkt der nackten Masai-wilden war, sah man die ferne Bergburg als einen Thron der Götter an, dem sich die Eingeborenen nur mit Schauer und Ehrfurcht näherten. Trugen sich dort nicht Wunder zu? Wurde da nicht das Wasser verhext, so dass es sich in feste, weisse Klumpen verwandelte? Erzählen nicht heute noch die Ältesten des Merustammes, dass dort an einem stillen Bergsee sogar die Menschenrassen ihren Ursprung gefunden hätten? Ja, die ersten Menschen waren mit schwarzer Hautfarbe erschaffen

worden, nur Gott der Allmächtige war weiss. Da sich aber zuerst die Frauen und dann auch die Männer ihrer dunklen Haut schämten und ihm gleich werden wollten, erfüllte er ihre dringenden Bitten und gebot ihnen, in dem Wundersee hoch oben zwischen Felsen und Eiszungen zu baden. Doch nur wenige waren zu solch einer gefährvollen Ersteigung bereit, ergriffen ihre Waffen und erreichten mühevoll den See und – siehe da, sie entsprangen dem Wasser mit völlig weisser Haut. Die früher Zweifelnden folgten, aber sie fanden, dass der Seespiegel von den Erstgekommenen getrübt worden war; so kamen sie weder weiss noch schwarz, sondern braunfarbig zurück. Als sich nun auch die Furchtsamsten und Faulsten entschlossen hatten, den gefährlichen Weg zu begehen, fanden sie nur noch eine seichte Lehmpfütze vor; kaum hatten sie diese mit ihren Hand- und Fussflächen berührt, so verschwand sie für immer. So strafte Gott Zweifel, Furcht und Faulheit: die ersten wurden die Vorfahren der weissen Rasse, die zweiten die Ahnen der Inder, und die dritten blieben Neger, die bekanntlich weisse Hand- und Fussflächen haben.

Von anderen Legenden über den Berg Kenya und über dessen Entdeckung, Erforschung und Besteigungen sowie über meine seltsame und abenteuerreiche Mount-Kenya-Fahrt als entfloherer Kriegsgefangener habe ich anderswo berichtet¹.

Von welcher Seite man auch den Mount Kenya betrachtet, erscheint der Sockel, auf dem die eigentlichen Spitzen sitzen, wie ein riesiger, umgestülpter Kessel von etwa 70 km Durchmesser. Aber die in der Mitte des Piedestals aufgebauten Fels- und Eisgipfel bieten von jeder Richtung aus gesehen einen gänzlich verschiedenen, aber immer packenden Anblick. Von Süden und Westen sind die mit Eiscouloirs gezeichneten, gewaltigen Zwillingspitzen Batian (5195 m) und Nelion (5181 m) von den niedrigeren Trabanten, der wuchtigen, wilden Point Piggott (4770 m) und der elegant gerundeten Eiskuppe Lenana (4968 m), begleitet. Von Nordwesten verdeckt der Batian die Nelion und Lenana und erhebt sich einheitlich und geschlossen als ein eisgepanzertes, kühnes Kliff, das vom vornehmen Schwung seiner Nordost- und Südwestgrate umsäumt und von den Eckzähnen Point Peter (4880 m) und Point John (4930 m) symmetrisch eingefasst ist. Im Norden und Osten endlich ist das Auge von den grossartigen, trotzigen Felsabstürzen der Batian-Nelion-Wand unwiderstehlich im Banne gehalten.

Frei und einsam thront Mount Kenya auf seinem Sockel: nie wirkt er eintönig; zu jeder Tages- und Jahreszeit schenkt er uns neue Bilder. Während der Regenzeit entzieht er sich leider meist dem Blick des Talmenschen, und nur ganz selten erhascht das Auge im Gewoge der brodelnden Nebel einen mit Neuschnee befleckten Felszacken, der gespensterhaft auftaucht und rasch wieder verschwindet. Auch in der Trockenzeit sind die höchsten Spitzen oft von Wolken umwoben

Bild: Kenya-Hauptgipfel von Osten (Photo Swissair).

----- PT. LENANA 4966 M

----- PT. JOHN 4960 M

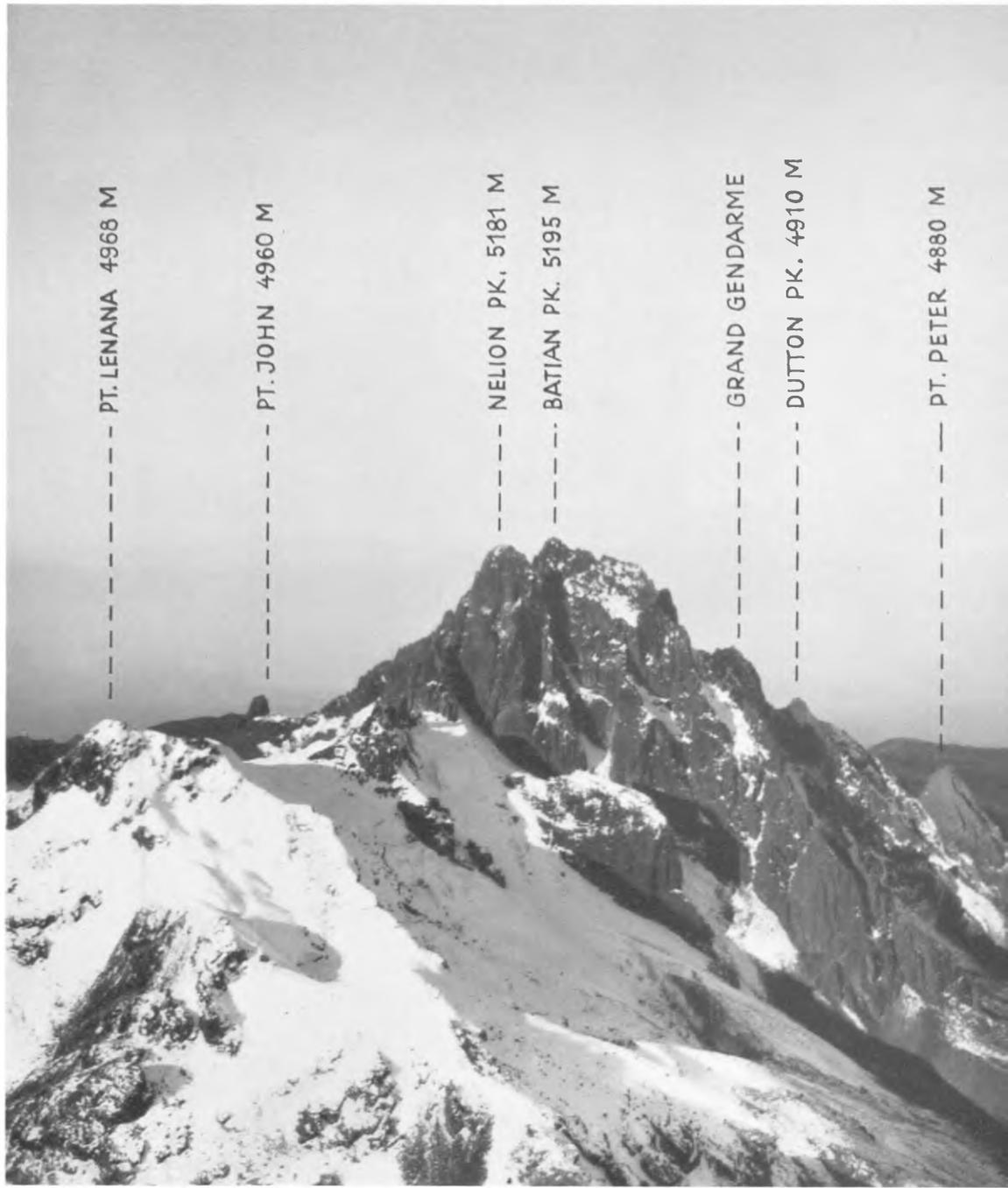
----- NELION PK, 5181 M

----- BATIAN PK. 5195 M

----- GRAND GENDARME

----- DUTTON PK. 4910 M

----- PT. PETER 4880 M





oder ganz im Nebel verborgen, doch in den Morgen- und Abendstrahlen der Äquatorsonne erglänzen sie in märchenhafter, immer wechselnder Farbenpracht.

Die Zeit ist längst dahin, da Mount Kenya noch ein verschlossener Zauberhort war: heute erreicht man Nairobi in achtzehn Flugstunden von London, und von dort aus ist man nach sechs- bis achtstündiger Auto- oder Bahnfahrt an einem der drei, alle ungefähr 1900 m hohen Anstiegsorte am Fusse des Massivs: Chogoria, Naro Moru oder Nanyuki.

Chogoria, ein katholischer Missionsort am östlichen Fuss des Berges, wo man eingeborene Führer und Träger findet, war bis vor wenigen Jahren der bevorzugte Ausgangspunkt für die Tophütte (4815 m), die sich am Südrand des Lewis-Gletschers befindet und oft auch Carr-Hütte genannt wird. Von der Lust und Last der Träger hängt es ab, wie viele Tage der Aufstieg dauert. Im allgemeinen wird zum Übernachten die Urumandihütte auf halbem Wege (3000 m) benützt. Auch diese Hütte wird manchmal Carr-Hütte genannt, da der Vizepräsident des «East African Mountain Club», Ernest Carr, auf eigene Kosten beide Hütten bauen und einen Pfad anlegen liess, der von Chogoria bis zwei Meilen unterhalb der Urumandihütte führt. Hier hatte sich im Jahre 1929 die schweizerische Schriftstellerin und Naturfreundin Vivienne de Watteville zwei Monate lang niedergelassen, und hier fand sie die bezauberndsten Seiten ihres letzten Afrikabuches².

Auch von Naro Moru aus kann man zur Tophütte aufsteigen, ja es scheint, dass dieser Weg in den letzten Jahren mehr begangen wird als derjenige von Osten. Diese Strecke wird unter normalen Wetter- und Lastbedingungen in drei Tagen bewältigt. Naro Moru ist der bequemste Ausgangspunkt für die Two-Tarn-Col-Hütte (4575 m), welche auch von Nanyuki, der Endstation der Bahn von Nairobi, erreicht werden kann. Der Weg ist von hier aus aber länger als der von Naro Moru. In Naro Moru bei der «Mount Kenya Safari Ltd.» und in Nanyuki gibt es Träger, Führer und gelegentlich Pferde zu mieten, da der Two Tarn Col dank einem 1945 entdeckten Anstieg mit Maultieren und Pferden erreicht werden kann.

Alle drei Hütten sind unbewirtet, und nur die Two-Tarn-Col-Hütte bietet Schlafgelegenheit für sechs Personen.

Der Anstieg zu diesen Hütten ist von allen Seiten her ein einzigartiges Erlebnis. Zuerst geht man durch das Dämmerlicht des tropischen Urwaldes, wo einem auf Schritt und Tritt neue Wunder offenbart werden: gewaltige Baumriesen und seltsame Blumen, tobende Wildbäche und schäumende Wasserfälle und von Elefanten ausgetretene, an Kipling erinnernde «Tanzdielen». Dann steigt man weiter durch den schweigsamen, fast unheimlich wirkenden Bambusgürtel auf ungefähr 2500 bis 3200 m hinauf bis zu einem Hochland, auf welchem die Wiesen

Bild: Lewis-Gletscher (Photo E. Robson).

mit schwarzgrünen Erikabäumen bis ungefähr 3900 m und höher mit den sonderbaren Senecien, Lobelien und bis an die Brust reichendem Gras bewachsen und von sumpfigen, moosbedeckten Tälern radial durchfurcht sind. Begegnungen mit Elefanten, Rhinozerosen und Büffeln sind keine Seltenheit; jedoch greift kein Tier, nicht einmal der am Mount Kenya nicht mehr häufige Löwe oder Leopard, wenn es nicht verwundet ist, den Menschen an, sondern weicht ihm, mit Ausnahme des kurzsichtigen Rhinozerosses, gewöhnlich aus.

Wenn man auf einer der beiden höhergelegenen Hütten angelangt ist, lasse man sich Zeit. Es ist nicht jedermanns Sache, einen Fünftausender im Sturm zu nehmen; Herz und Lunge müssen sich langsam an die Luftveränderung gewöhnen. Bevor man an Batians oder Nelions Türe klopft, ist es ratsam, ein paar Tage den Spitzen zweiten Ranges zu widmen. Es bedeutet sicher kein Opfer.

Von der Tophütte aus, nach kurzer Gletscherwanderung leicht erreichbar, bieten Thomson's Flake und Thomson Peak, die einer Wurst und einem nach ihr greifenden Jagdhund ähneln, eine anregende Kletterschule. Point Lenana (4968 m) ist eine mühelos ersteigbare und äusserst lohnende Aussichtswarte³. Point John (4930 m) verlangt schon eine richtige Kletterleistung, die der Erstersteiger, E. E. Shipton⁴, mit der Dent du Requin vergleicht. Point Midget (4850 m), eine kühne Felsnadel, ist ein einziges Mal bis zum Gipfel bestiegen worden⁵ und weist ähnliche Schwierigkeiten auf wie die Aiguilles Mummery und Ravanel.

In der Nähe der Two-Tarn-Col-Hütte, hoch über kleineren, zum Klettern sehr geeigneten Felszacken (Arthur's Seat, South und North Terminal), erhebt sich Point Piggott (4770 m), eine langgezogene, mit vielen parallelen Kaminen schraffierte Felsmauer, deren schwer erkenntliche Spitze sich am nördlichen Ende befindet. Prof. J. W. Gregory berührte als erster im Jahre 1893 ihre Felsen⁶; Prof. Jeannel in Begleitung von Herrn und Frau C. Alluaud erreichten im Jahre 1911 den Endgrat⁷; erst am 6. August 1930 gelangten E. E. Shipton und H. W. Tilman auf den Gipfel und bauten einen Steinmann auf⁸. Sie benützten das Couloir, welches vom südlichen Ende des kleinen, heute fast verschwundenen Barlow-Gletschers durch die Westwand hinaufführt; es könnten aber wahrscheinlich leichtere Wege gefunden werden.

Im Norden der Hauptgipfel und schon ein wenig abseits der Two-Tarn-Col-Hütte stehen Point Peter (4880 m) und Dutton Peak (4910 m). Der erste, ein elegantes Felskliff, ist von Süden in kurzer Zeit, aber nicht ohne Schwierigkeit zu erklettern⁹. Ein Weg von Nordosten ist im Jahre 1945 von O. Gabrioli eröffnet worden¹⁰. Der zweite, Dutton Peak, schliesst sich südlich an Point Peter an und kann am selben Tag leicht erstiegen werden¹¹.

Soweit mir bekannt ist, wartet der Gipfel des kegelförmigen Endpfeilers des Batian-Nordwestgrats, der «Petit Gendarme», noch auf seinen Erstbesteiger.

Ebenso müsste sich noch ein mit guter Eistechnik und Engelsgeduld gewappneter Bergsteiger finden, der die zwischen Petit Gendarme und Point Piggott eingeschnittene Eisscharte (vom Erstersteiger E. E. Shipton einfach Col genannt) vom Joseph-Gletscher zum Tyndall-Gletscher oder umgekehrt überquert.

Jenseits des Mackinder-Tals erhebt sich eine von den Hauptgipfeln völlig getrennte Gruppe, die auch anderes Gestein aufweist, und zwar ein sehr verwittertes vulkanisches, anstatt des kompakten Granits der Hauptgruppe: die gezackten und gezinnten Türme Tereri (4800 m) und Sendeyo (4724 m). Von Westen sehen sie wie das versteinerte Wrack eines gestrandeten, alten Segelschiffes aus – beim ersten Anblick fiel mir der Fliegende Holländer ein. Vom Flake Col ist der Gipfel des Sendeyo ohne besondere Schwierigkeit erreichbar¹²; das gleiche haben die ersten Ersteiger des Tereri¹³ berichtet. Die prachtvolle Südostwand des Tereri ist zum erstenmal von O. Gabrioli und J. W. Howard erobert worden¹⁴. Von den heute bestehenden Hütten ist der Einstieg aller Wege für die Tereri-Sendeyo-Gruppe mindestens drei bis vier Stunden entfernt; wenn aber im Mackinder-Tal die geplante Hütte einmal gebaut ist, werden diese Gipfel bequemer erreichbar sein und sicher viel Neues bieten. Die Mackinder-Tal-Hütte wird auch die Besteigungen der heute sehr selten besuchten Coryndon Peak (4922 m)¹⁵, Delamere Peak (4755 m) und MacMillan Peak (4694 m) erleichtern.

Die lohnendste Tour als Vorbereitung für die Hauptgipfel ist der Rundgang um den ganzen Gipfelstock, der einen vollen, aber bei schönem Wetter beglückenden Tag bereitet: von der Tophütte zum Gipfel Point Lenana mit Abstieg zum Mackinder-Tal, dann am Fusse der Batian-Nelion-Nordostwand entlang um die Point Peter herum hinunter zu den moränischen Seen, in denen sich der Cesar-Gletscher spiegelt, vorbei an den Felsen des North und South Terminal, hinauf zum Emerald Lake und Two Tarn Col, wieder hinab ins Teleky-Tal und endlich zur Tophütte zurück. Selbstverständlich kann diese Rundtour auch von der Two-Tarn-Col-Hütte unternommen werden, doch ist es ratsam, den Lenana in den Morgenstunden zu erreichen, um die klarste Aussicht zu genießen, die sich bis zum 350 km entfernten Kilimandscharo erstrecken kann. Diese Höhenwanderung zwischen 4900 und 4500 m offenbart den Reichtum Mount Kenyas in seiner ganzen Herrlichkeit und gibt einen Einblick in die Vielfältigkeit seiner Wände und Türme, Scharten und Gletscher, Seen und mit tropischen Alpenblumen besäten Moränenhalden. Es ist so eine richtige Ouvertüre zur Mount-Kenya-Symphonie.

Nun ist es Zeit, sich an die Grössten heranzumachen: die vom Gate of the Mists (Nebeltor) getrennten Zwillinge Batian und Nelion Peak, erhabene Fünftausender.

An der Südseite, hoch in einem atemraubend steilen Couloir, bergen sie einen hängenden Gletscher, auf dem die ersten Ersteiger, Halford Mackinder, der Führer César Ollier und der Träger Joseph Brocherel aus Courmayeur, drei Stunden mit

Stufenschlagen verbracht haben. Sie hatten vom Lewis-Gletscher die Felsen der Nelion-Südostwand angegriffen, am Südgrat biwakiert und die Südwestabstürze mit Erfolg traversiert. Dreissig Meter Gletscher in drei Stunden und für jede Stufe mehr als dreissig Pickelschläge! Es war der letzte Widerstand, den Mount Kenya seinen Eroberern leistete. Das Eis ist nämlich am Mount Kenya härter als in unseren Alpen, während der Schnee nasser ist und wenig trägt. Mackinder benannte den kleinen Gletscher «Diamond». Nicht nur ist sein Eis von «diamantener» Härte; er schimmert auch in der Mittagssonne wie ein in der Krone Mount Kenyas eingefasstes Juwel. Nach wenigen Minuten setzten sie als erste den Fuss auf die Batianspitze. Es war der 13. September 1899¹⁶. Obwohl Mackinders Weg öfters versucht worden ist¹⁷, ist er nie ganz wiederholt worden, aber es gibt heute vier andere Wege, die auf die Batianspitze führen.

Der normale Anstieg geht über die Nelionspitze; auch er ist vom in der Er-schliessung des Mount Kenya so verdienstvollen britischen Bergsteiger E. E. Ship-ton gefunden worden¹⁸. Von der Tophütte überquert man den Lewis-Gletscher und klettert dem Mackinder-Weg nach bis zum Südgrat. Ein Gratturm wird von Westen umgangen, und dann folgt eine lange, oft nur mit kleinen, aber sicheren Griffen versehene Durchquerung der Südostwand bis zur grossen Endschlucht, die bis zum Gipfel durchstiegen wird. Von dort gelangt man über die gewöhnlich vereiste «Gate of the Mists» auf den Batiangipfel. Es ist eine mindestens sechs Stunden dauernde, immer sehr exponierte Felskletterei, die teilweise schwieriger ist als die Grépontraverse und der Meijeüberschreitung gleichgestellt worden ist, obwohl letztere noch länger dauert. Meines Wissens ist dieser Weg nur neunmal im Aufstieg bis zum Batiangipfel wiederholt worden, da die meisten Partien wegen Zeitmangels auf der Nelionspitze umkehrten. Man muss berücksichtigen, dass am Äquator der Tag zu allen Jahreszeiten nur zwölf Stunden währt, und zwar von 6 bis 18 Uhr, und dass wegen der vielen Traversierungen der Abstieg vom Nelion fast ebensoviel Zeit in Anspruch nimmt wie der Aufstieg. Interessante, aber schwierigere Abkürzungen sind von Dr. Ed. Wyss-Dunant und Ing. Ghiglione über den Roten Turm am Nelionsüdgrat¹⁹ und von O. Gabrioli an mehreren Stellen des Normalweges im Laufe seiner drei Nelionbesteigungen gemacht worden²⁰. Andere Nelionwege sind noch nicht erschlossen worden: die vom Darwin-Gletscher ausgehende Südwestkante sowie alle in das Mackinder-Tal abfallenden Wände und Kanten sind meines Wissens noch Neuland.

Der dritte, bisher nur ein einziges Mal wiederholte Batianweg führt über den Nordwestgrat. Da Mount Kenya am Äquator steht, ist seine Nordseite in den europäischen Wintermonaten stark vereist und verschneit, während seine nach Süden ausgesetzten Felsen trocken und die Gletscher aper sind. In den europäischen Sommermonaten spielt sich das Gegenteil ab. Auf diese Tatsache muss bei der Wahl des Zeitpunktes und des Weges Rücksicht genommen werden, um

so mehr, wenn man eine Traversierung der höchsten Gipfel plant. Daher suchten E. E. Shipton und H. W. Tilman einen Augusttag aus, als sie das erstmal den Batian von Norden versuchten. Vom Joseph-Gletscher erreichten sie den Col, umgingen südwestlich über vereiste Bänder den Petit Gendarme, gelangten an die Scharte, die südlich vom Petit Gendarme den Grat einschneidet, und hielten sich dann so weit wie möglich am Nordwestgrat selbst bis zur Spitze. Von ihrem Biwakplatz am Joseph-Gletscher brauchten die Ersteiger elfeinhalb Stunden²¹, doch wurde achtzehn Jahre später derselbe Weg von A. H. Firmin und J. W. Howard in nur sieben Stunden bewältigt²².

Der vierte Weg, von Nordosten, ist der technisch schwierigste. Im Februar 1944 hatte A. H. Firmin in Begleitung von H. Simmonds und R. Timmis die Nordostwände des Batian zwei Wochen lang eingehend ausgekundschaftet. Daher war ihm der grösste Teil des Terrains bekannt, als er mit P. Hicks am 31. Juli desselben Jahres den endgültigen Versuch machte. Sie stiegen in den Nordostgrat durch ein Couloir unterhalb des Krapf-Gletschers ein und gelangten zum Fuss des grossen Gratturmes. Firmin wusste, dass man dort weder nach rechts noch links ausbiegen konnte; der Turm wurde dank einem 50 m hohen, sich zur Spalte verengenden Kamin überwunden. Dann wurde der Punkt erreicht, wo die Nordwest- und Nordostgrate zusammenlaufen, und schliesslich die Spitze selbst²³. Der Weg ist im Abstieg von A. H. Firmin und J. W. Howard am 8. Juli 1948 wiederholt worden. Ein Versuch, eine neue Nordroute zu finden, wurde am 25. Juli 1945 nördlich des Firmin-Wegs von G. Pagella, M. D'Erman und M. Zanuso unternommen. Die Partie wurde nach Umkletterung des Turmes auf rechter Hand von einem Eisüberhang in einem Couloir zur Umkehr gezwungen²⁴.

Der fünfte und letzte Weg geht vom Darwin-Gletscher aus in diagonalem Aufstieg über den Südwestgrat zur Flanke des Heim-Gletschers und dann am Südwestgrat entlang bis zur Spitze. Er ist am 8. Januar 1946 nach zweitägiger Erforschung von A. H. Firmin und J. W. Howard zum ersten und bis heute einzigen Male zurückgelegt worden²⁵.

Das letzte ungelöste Problem bleibt eine «direttissima» an der 500 m hohen, zerklüfteten und an riesige Orgelpfeifen erinnernden Nordostwand. E. E. Shipton erzählt²⁶ von einem in Begleitung von P. Wyn Harris und G. A. Sommerfelt am 4. Januar 1929 gemachten Versuch, in der nördlichen der beiden Schluchten, die die Wand durchschneiden, einen Weg zu finden. Nachdem sie von der Schlucht aus ein kleines Schneefeld und an dessen linker Seite eine scharfe Kante erstiegen hatten, mussten sie vor einer glatten, 50 m hohen Wand umkehren.

Im grossen und ganzen bietet Mount Kenya, vom Lenana abgesehen, nichts Leichtes: was er hat, muss errungen werden; einige grosse und kühne Aufgaben harren dort noch dem, der ihrer würdig ist.

Doch auch wer technisch nichts Bedeutendes vollbracht hat, kehrt dankbar heim, denn einzigartige Eindrücke haben sich für immer in seine Erinnerung eingepägt: der Urwald mit seinen tausend Stimmen und Geräuschen, das Klappern der Rohre im Bambuswald, der Harzduft der Erikabäume und der Geruch des würzigen, roten Wacholderholzes am Biwakfeuer, der ausgedehnte Fernblick über die Hunderte von Kilometern weiten, gelbbraunen Ebenen, die Fülle von fremdartigen Alpenblumen auf dem Hochland, die einsamen, tiefgrünen Bergseen, die sonderbar gestalteten Senecien und Lobelien, die Mannigfaltigkeit der Spitzen, Gletscher und Täler, die im Spiel der Wolken immer wechselnden Farben von Fels und Eis, Wald und Seespiegel, das unendlich Leichte und Helle in der Fünftausendmeterluft.

Auch ich bin sein Gast gewesen und danke es ihm heute noch.

¹ Italienisch: *Fuga sul Kenya*, L'Eroica, Milano 1947; französisch: *Kenya ou la Fugue Africaine*, B. Arthaud, Paris et Grenoble 1950 englisch: *No Plenic on Mount Kenya*, W. Kimber, London 1952.

² *L'Appel de l'Afrique* (Séjour et Méditations parmi les Eléphants et les Montagnes du Kenya), Payot, Paris 1949.

³ Erste Besteigung an einem der ersten Septembertage 1899 von C. B. Hausburg mit C. Ollier und J. Brocherel, nach einem von Schneesturm unterbrochenen Versuch durch Prof. J. W. Gregory im Jahre 1893. (Halford Mackinder: «A Journey to the Summit of Mount Kenya», *The Geographical Journal*, Mai 1900. Prof. Gregory: «Mountaineering in Central Africa with an attempt on Mount Kenya»; *Alpine Journal* 1894.)

⁴ Mit R. E. Russell am 17. Dezember 1929; Anstieg von Süden. (E. E. Shipton: «Various Expeditions in Mount Kenya District» *Alpine Journal*, Bd. 42.) Zweite Besteigung: A. H. Firmin und J. H. Howard, 5. Januar 1946.

⁵ Am 9. August 1930 von E. E. Shipton und H. W. Tilman, von Südosten. (E. E. Shipton: «The First Traverse of the Twin Peaks of Mount Kenya», *Alpine Journal*, Bd. 43.)

⁶ J. W. Gregory, siehe ³.

⁷ R. Jeannel, *Les Hautes Montagnes d'Afrique*, Paris 1950.

⁸ E. E. Shipton, *Alpine Journal*, Bd. 43.

⁹ Erste Besteigung Ende Juli 1930 von E. E. Shipton und H. W. Tilman, *Alpine Journal*, Bd. 43.

¹⁰ 17. Februar 1945 mit J. W. Howard und einem britischen Offizier (*Lo Scarpone*, 16. April 1948). Eine Zusammenfassung aller Leistungen Gabriolis am Kenya ist in Sandro Prada: *Uomini e Montagne*, Bologna 1950, enthalten.

¹¹ Erste Besteigung E. E. Shipton und H. W. Tilman von Norden, Ende Juli 1930, siehe ⁵.

¹² Erste Besteigung E. E. Shipton und H. W. Tilman, 5. August 1930, siehe ⁶.

¹³ Von Osten, Februar 1944, mündliche Mitteilungen von Mitgliedern des «Mountain Club of East Africa», Nairobi.

¹⁴ Am 16. Februar 1945, siehe ¹⁰ (Tereri hier irrtümlich Sendeyo genannt).

¹⁵ Von Vivienne de Watteville im Jahre 1929 bestiegen, siehe ².

¹⁶ Nach misslungenen Versuchen über die Nelion-Südwand und durch das Eiscouloir, das die Darwin- und Diamondgletscher verbindet, siehe ².

¹⁷ Februar 1919, Dr. J. W. Arthur und Dr. J. D. Melhuish. Februar 1920, Dr. J. W. Arthur, J. T. Oulton, J. Youngson und MacIn. August 1920, Dr. J. W. Arthur und Sir Fowell Buxton (Arthur: «Mount Kenya», *The Geographical Journal*, Juli 1921). Februar 1924 und Februar 1926, E. T. A. Dutton und Dr. J. D. Melhuish (Dutton, *Kenya Mountain*, London 1930).

¹⁸ E. E. Shipton: «Mount Kenya the Twin Peaks», *Alpine Journal* 1931. Siehe genauere Beschreibung aller Batianwege in J. W. Howards Schrift «Mount Kenya» in *Les Alpes* 1949, Seite 427.

¹⁹ Dr. Ed. Wyss-Dunant, *Mes Ascensions en Afrique*, Payot 1938. P. Ghiglione, *Le mie scalate nei cinque Continenti*, Hoepli, Mailand 1938.

²⁰ O. Gabrioli, *Lo Scarpone* (Mailand), 1. März, 15. März, 16. April 1948.

²¹ E. E. Shipton, siehe ⁵, und H. W. Tilman, *Snow on the Equator*, London 1937. Dr. G. Balletto und der Verfasser versuchten erfolglos, nach einer Traversierung der Dutton-Nordwand von Norden an die Scharte des Petit Gendarme zu gelangen (4. Februar 1943).

²² H. W. Howard, siehe ¹⁸.

²³ H. W. Howard, siehe ¹⁸. Mir ist sonst nur eine genauere Beschreibung «North Face of Mount Kenya Climbed» aus der Zeitung *East African Standard* vom 18. August 1944 bekannt.

²⁴ Mündliche Mitteilung von Dr. M. D'Erman, Rom.

²⁵ Siehe J. W. Howard ¹⁸ und *East African Standard*, 8. Februar 1946, «First Ascent of South Face of Mount Kenya».

²⁶ Siehe ¹⁸ und E. E. Shiptons Erinnerungen an seine Erschliessungsarbeit am Kenya in dem Werk *Upon that Mountain*, London 1943

AUF DIE DREI HÖCHSTEN VULKANE VON IRAN

Von Arnold Heim

EINLEITUNG

Wer kennt nicht den Demawend, wenigstens dem Namen nach? Auf allen topographischen Karten ist er als höchster Berg Persiens verzeichnet, oder wie man heute sagt Irans, ja von gesamt Westasien. Alle umgebenden Bergketten des Elburzgebirges überragt er als Einzelberg um eineinhalbtausend Meter und gehört daher zu jenen Bergen, die um so grösser und kühner erscheinen, je weiter man sich von ihnen entfernt. Er ist das Wahrzeichen der Hauptstadt Teheran und steht in 70 km nordöstlicher Richtung jedem vor Augen, wenn sein Gipfel nicht in Wolken gehüllt ist. Wenn im Sommer alle anderen Berge sich des Schnees entledigt haben, so steht er noch da wie ein Zuckerstock und leuchtet als erster und letzter im Alpenglühn.

Einer der ersten, die den Demawend (sprich Dämawänd) bestiegen haben, war Sven Hedin, im Jahre 1890. [Siehe auch Schlussnotiz der Redaktion.] Dass er ein Vulkan ist, war längst bekannt. Auch ist er schon öfters bestiegen worden. Doch noch heute ist seine Höhe nicht genau bestimmt. Die neue Karte 1:4 000 000 des «Edinburgh Geographical Institute» verzeichnet 18 600 ft. = 5670 m, die britische Karte 1:1 000 000 5654 m, die neue amerikanische «World Aeronautical Chart» 1:1 000 000 18 934 ft. = 5771 m.

Noch unsicherer und kaum bekannt sind die weniger hohen Berge von Iran. Ob der zweithöchste einem Gipfel des Elburz-Faltengebirges östlich Qasvin, genannt Takht-i-Suleiman, zugehört oder dem erloschenen Vulkan Savalan im Nordwesten Irans (Azerbeidjan), ist noch ebensowenig bestimmt wie überhaupt die Höhenordnung aller übrigen Gipfel der iranischen Hochgebirge. Den Savalan gibt die neue aeronautische Karte mit 15 784 ft. = 4811 m an. Ist diese Zahl richtig, dann ist dieser alte Vulkan, den wir kennenlernen wollen, der zweit- oder dritthöchste Berg Irans. Sicher ist indessen, dass die Savalangruppe die zweithöchste Vulkanerhebung von Iran darstellt und als dritter, isolierter Vulkan mit knapp 4000 m der Kuh-i-Taftan im extremen Südosten dasteht. Er befindet sich 100 km südöstlich der Grenzstadt Zahedan. Was die Tätigkeit betrifft, so steht dieser, soweit bekannt, im ersten Rang. Auch wenn er nicht mehr im eigentlichen

Sinn als eruptiv zu bezeichnen ist, so macht er doch seine innere Glut geltend durch gewaltige Dampfausbrüche.

Bevor wir an die drei genannten Vulkane herantreten, mag ein kurzer Überblick auf die Rolle des Vulkanismus in Iran gegeben werden.

Der grösste Teil dieses Landes wird von Faltengebirgen eingenommen, die durch wiederholte Stauungen in der Erdkrinde seit den ältesten Epochen hervorgegangen sind. Ihre letzte Prägung erhielten sie am Ende der Tertiärzeit, also gleichzeitig oder wenig später als Alpen und Jura. Die zwei Hauptketten, mit Gipfeln bis 4500 m oder wenig höher, sind das Zagrosgebirge im Südwesten und das Elburzgebirge im Norden. Zwischen beide schiebt sich das Hochland der zentralen Wüste.

Von viel geringerer Bedeutung im gesamten Landesrelief sind die Vulkane. Zwar sind die Eruptivgesteine weit verbreitet. Denn schon aus frühen geologischen Zeitabschnitten findet man Laven und Tuffe, zwischengeschaltet in Sedimentgesteinen oder diese als Gänge durchbrechend. Von den damaligen Vulkanbergen ist aber keine Spur mehr erhalten geblieben. Ganz allgemein gilt ja, dass hohe Berge, mit geologischen Zeiten gerechnet, junge Berge sind, denn die älteren, die vor zwanzig und mehr Millionen Jahren aufgetürmt wurden, sind längst durch Verwitterung und Erosion abgetragen worden. So sind denn auch alle heute dastehenden Vulkanberge erst in der Quartärzeit entstanden. Das bezeugen besonders die noch fast frisch erhaltenen Lavaströme.

In Iran finden wir drei Hauptvulkangruppen, von Nordwesten nach Südosten:

1. In Iranisch-Azerbeidjan besonders das Schendmassiv (3600 m) südlich Tebriz und die Savalangruppe (4500–4800 m) östlich dieser grossen Stadt.

2. Der Demawend (5670 m) inmitten des Elburzgebirges als isolierter, regelmässiger Kegel.

3. Die Vulkane Bazman (ca. 3500 m) und Taftan (ca. 4000 m) in Iranisch-Balutschistan.

Sie alle haben durch Empordringen glühenden Magmas mit Dämpfen aus der Tiefe herauf die gefaltete Erdkrinde durchstossen, teilweise eingeschmolzen, Laven darübergegossen und mehr oder weniger sogenannte Aschen ausgeschleudert.

Noch ein weiterer bedeutender Vulkanberg, der in der Türkei im Winkel zwischen Nordwestiran und Südrussland liegt, sei nicht vergessen. Es ist der tote, sagenumwobene Ararat (5165 m).

Die Gelegenheit zu den folgenden Besteigungen war gegeben durch meine derzeitige Stellung als Chefgeologe der staatlichen «Iran Oil Co.», deren Direktoren ich die Freiheit zu kleinen Seitensprüngen auf geologischen Dienstreisen verdanke.

Bild: Blick zwischen Lavawänden hinab in den dampfenden Kraterausbruch des Taftan.





KUH-I-TAFTAN

Als ich am 22. Oktober 1949 von Karachi nach Zahedan flog, fiel mir zur Linken vor der Dämmerung ein ferner hoher Berg auf mit einer dunkeln, nach Osten abschweifenden Wolke. Es sei der Rauch eines Vulkans, versicherte der Kapitän, und zeigte mir die Flugkarte, auf der er mit 13 034 ft. = 3973 m Höhe angegeben ist. Ein feuerspeiender Berg also in Iran – das war eine Überraschung! Noch ahnte ich nicht, dass es mir ein halbes Jahr später vergönnt sein werde, diesen Berg zu besteigen.

Kuh heisst auf persisch Berg, und Taftan soll in der Balutschisprache bedeuten Haus des Feuers.

Von Zahedan, der westlichen Endstation der indisch-pakistanischen Eisenbahn, führt die mit Autobussen befahrene Hauptstrasse auf der Westseite des dampfenden Taftanmassivs südwärts nach Khash. Viel näher an den Berg heran bringt uns die schlechtere östliche Strasse, von wo aus der Aufstieg in zwei Tagen möglich ist.

Es war am 18. April 1950, auf der Rückkehr einer Expedition mit Auto und Kamel von der Omanküste durch Iranisch-Balutschistan, als meine Frau, mein junger Kollege Dr. J. Stöcklin, der iranische Mineningenieur R. Fakhräi und ich in Sangan auf der Ostseite des Berges zum Kampieren abstiegen. Dieser Ort besteht aus einigen Lehmhütten neben bewässerten Weizengärtchen und einem kleinen Schulhaus für die Nomadenkinder der Umgebung und hat sonst nur einige Bedeutung als Militärposten nahe der Pakistangrenze.

Entsprechend der Höhe von 1700 m ist bei klarem Sternenhimmel die Temperatur auf 6,5° C gefallen, und es weht ein rauher Nordwind, als wir um 9 Uhr des folgenden Tages auf Kamelen über Steppenhügel dem dampfenden Berge entgegenreiten. Nach eineinhalb Stunden kommen wir bei 1900 m ans untere Ende eines breiten, schwarzen, andesitischen Lavastroms, der vom Taftan her sich in ein Tal zwischen älteren braunen Lavawänden ergossen hatte. Stundenlang führt nun der Pfad langsam steigend durch öde Steppe mit kleinen dornigen Büschen, bis wir zu unserer Überraschung auf ein Nomadenlager mit einem Dutzend schwarzen, dreizackigen Zelten stossen. Dunkelhäutige Frauen in roten Hosen und mit Nasenringen geschmückt zeigen sich meiner Frau gegenüber besonders freundlich. Ihre Männer sind mit einem Teil ihrer Herden von Schafen und Ziegen auf der Alp. Die Leute leben noch so primitiv wie vor Jahrtausenden. Wir kaufen weisse Ziegenbutter und halten samt unseren Kamelen kurze Mittagsrast.

Bild oben: Der dampfende Vulkan Kub-i-Taftan (ca. 4000 m). Flugbild aus Westen.

Bild unten: Aufstieg zum Kub-i-Taftan von Osten. Links Erosionsanschnitt alter Lava.

Nun beginnt der steile Aufstieg. Als Tiere der weiten ebenen Steppe sind die Kamele keine Freunde der Berge. Sie steigen langsam und mühsam. Ihre runden Füße sind weich und schmerzen auf eckigen Steinen. Wir gehen zu Fuss und erfreuen uns an den ersten Frühlingsblumen. Es sind kleine violette Schwertlilien und weisse Liliensterne, deren Knollen schmackhaft sind und von den Nomaden gegessen werden. Hie und da guckt auch zwischen den noch blattlosen Büschen ein Mohnblümchen oder ein blaues Glöcklein hervor.

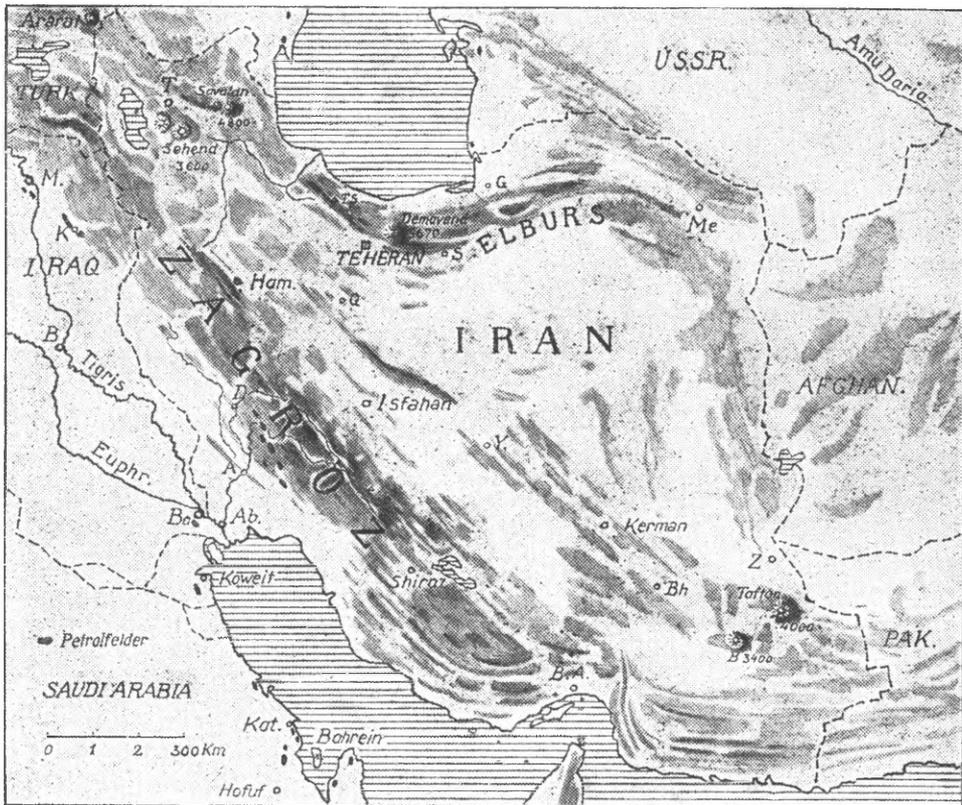
Um 15.30 Uhr gelangen wir bei 2500 m zu einer zweiten Gruppe von Nomadenzelten, genannt Zangara. Hier erklären unsere Kameltreiber, dass wir mit unserem Gepäck nicht höher steigen können und die Zelte aufschlagen müssen. Auch mit Eseln komme man nicht weiter. Und ausserdem liege noch zuviel Schnee für eine Besteigung. Ob dies eine Ausrede war?

Nun können wir in Musse die Sennen und ihre Arbeiten auf diesem «Oberstafel» kennenlernen. Insofern sind sie nicht eigentliche Nomaden, als sie hier jeden Sommer ihre Zelte aufschlagen und ihre Herden in der Umgebung weiden, um dann tiefer unten im Tal in den gleichen Zelten zu überwintern.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang werden die schwarzen Ziegen – es sind deren etwa 200 – zum Lager gebracht und gemolken. Die Zicklein, die in den Zelten eingesperrt waren, werden nun eins nach dem anderen der Muttergeiss gezeigt, die dadurch zum Melken herangelockt wird. Erst wenn die Alte nahezu leergemolken ist, wird das Zicklein zum Trinken des Restes zugelassen. Es gibt aber auch Ziegen, die auf den Namenruf zum Melken kommen. Statt eigentlichen Käses wird hier Quark hergestellt und in Klötzchen auf den aus schwarzen Ziegenhaaren gewobenen Zeltdächern getrocknet. Milch und Butter erhalten wir billig und im Überfluss.

Da es nach den Aussagen der Leute ausgeschlossen scheint, von hier in einem Tag den Gipfel zu erreichen und wieder zurückzukehren, benützen wir den folgenden Tag zur Kundschaftung und steigen in der Frühe hinauf zu einer heissen Schwefelquelle, von der wir schon oft sprechen hörten. Auf einer Terrasse bei 3100 m haben wir den kahlen Berg frei vor uns. Aus einem felsigen Schlund, wohl dem östlichen Kraterausbruch, schiessen an einigen Dutzend Stellen mächtig tosende Dampfmassen empor, und von diesen herunter kommt ein Bach von schwefeligem Kondensationswasser. Vor zehn Tagen soll ein heftiger Ausbruch mit Schlamm und Blöcken stattgefunden haben.

Teils rutschend auf einem Schneefeld, teils auf vulkanischem Schutt gleitend, gelangen wir zum Bacheinschnitt hinab, dann von dort etwas steigend, bei 3200 m (Aneroidmessung), zu der eigentlichen Schwefelquelle. Wir schätzen 60° C und 5–6 Sekundenliter. Der Geschmack ist säuerlich und herb, wohl von Magnesiumsalzen. Rings um die Quelle hat sich eine Kruste von Schwefel abgelagert.



*A: Ahwas; Ab: Abadan; B: Bagdad; Ba: Basra; BA: Bändär Abbas; Bh: Bham;
D: Dizful; G: Gorgan; K: Kirkuk; Kat: Katif; M: Mossul; Me: Mesbed; Q: Qum; S: Semnan,
T: Tabriz; Ts: Takht-i-Suleiman; Y: Yäzd; Z: Zabedan.*

Soweit wir nun beurteilen können, sollte die Besteigung keine besonderen Schwierigkeiten bieten. Meine Frau steigt zum Nomadenlager ab und sendet uns Decken und Lebensmittel, vor allem eine Pfanne mit Reis und Tomaten. Leider bewölkt sich der Himmel; die Temperatur fällt auf -1°C , und es fängt an zu rieseln. Zwischen Dorngebüsch finden wir eine etwas windgeschützte Stelle und wärmen uns am Feuer. Dürre kleine Stauden gibt es hier im Überfluss. Schon um 7 Uhr verkriechen wir uns unter die Decken. Das Aneroid zeigt 3200 m.

Wie Wogen des Meeres, an- und abschwellend, dröhnen die Nacht hindurch die Dampfausbrüche von oben herab. Um 6 Uhr früh brechen Stöcklin und ich mit einem starken, vollbärtigen Führer von Zangara auf. Der Himmel ist wundervoll klar.

Wieder müssen wir erst von der Terrasse zum Fumarolenbach hinabsteigen und kommen nochmals bei der heissen Quelle vorbei. Dann geht es über steile rutschige Halden zu einem Grat hinauf, wonach ein fröhliches Klettern über eine braungraue Felswand aus rauher Trachytlava folgt. Durch eine Lücke aus 3700 m schauen wir hinab auf die gewaltige Dampffabrik zu unseren Füßen und schon um 8.30 Uhr sind wir zu unserer Überraschung auf der flachen Gipfelhöhe. Das Aneroid zeigt bloss 3800 m, wohl zu wenig, während vermutlich die Angaben auf den neueren Karten von 3975 und 4042 m etwas zu hoch sind.

Ein heftiger Westwind von -3° C fegt über die Gipfelfläche. Auch hier stehen wir vor zahlreichen, teils wild fauchenden Dampfaustritten mit Schwefelabsätzen um die Auspufflöcher herum. Der Dampf besteht grösstenteils aus überhitztem Wasser.

Trotz der vulkanischen Wärme ist die Gipfelfläche noch teilweise von Schnee bedeckt. Auf der nordwestlichen Seite, in knapp einem Kilometer Entfernung, erhebt sich ein fast ebenbürtiger Nebengipfel. Vergeblich suchen wir nach einem tiefen Kraterloch. Der höchste Punkt ist mit einem Steinmann bezeichnet und trägt als Zierde das mächtige Gehörn eines Wildschafes, das vermutlich hier oben erlegt wurde. Die Stelle liegt nördlich über dem ausgebrochenen Krater mit seinen Dampfschwaden. Der Rest des Kraters ist wenig tief und weist nur schwächere Dampfaustritte auf. Doch etwa 500 m westlich und südwestlich des Steinmannes befindet sich eine zweite kraterartige Vertiefung mit Fumarolen, die ätzende Dämpfe mit Schwefeldioxyd aushauchen. Der Schwefelabsatz entsteht vermutlich aus der bekannten Zusammenwirkung von Schwefeldioxyd mit Schwefelwasserstoff nach der Formel $\text{SO}_2 + 2 \text{H}_2\text{S} = 2 \text{H}_2\text{O} + 3 \text{S}$.

Man könnte denken, dass auf der rauhen Höhe und unter dem Einfluss giftiger Dämpfe kein Leben zu finden wäre. Aber im Gegenteil: die nur wenig geschützten Flächen sind besetzt mit kugeligen dornigen Büschen oder Polstern, und ein Alpensegler (Spyschwalbe) zieht seine Schleifen unbekümmert um die Dämpfe über die Gipfelfläche hinweg.

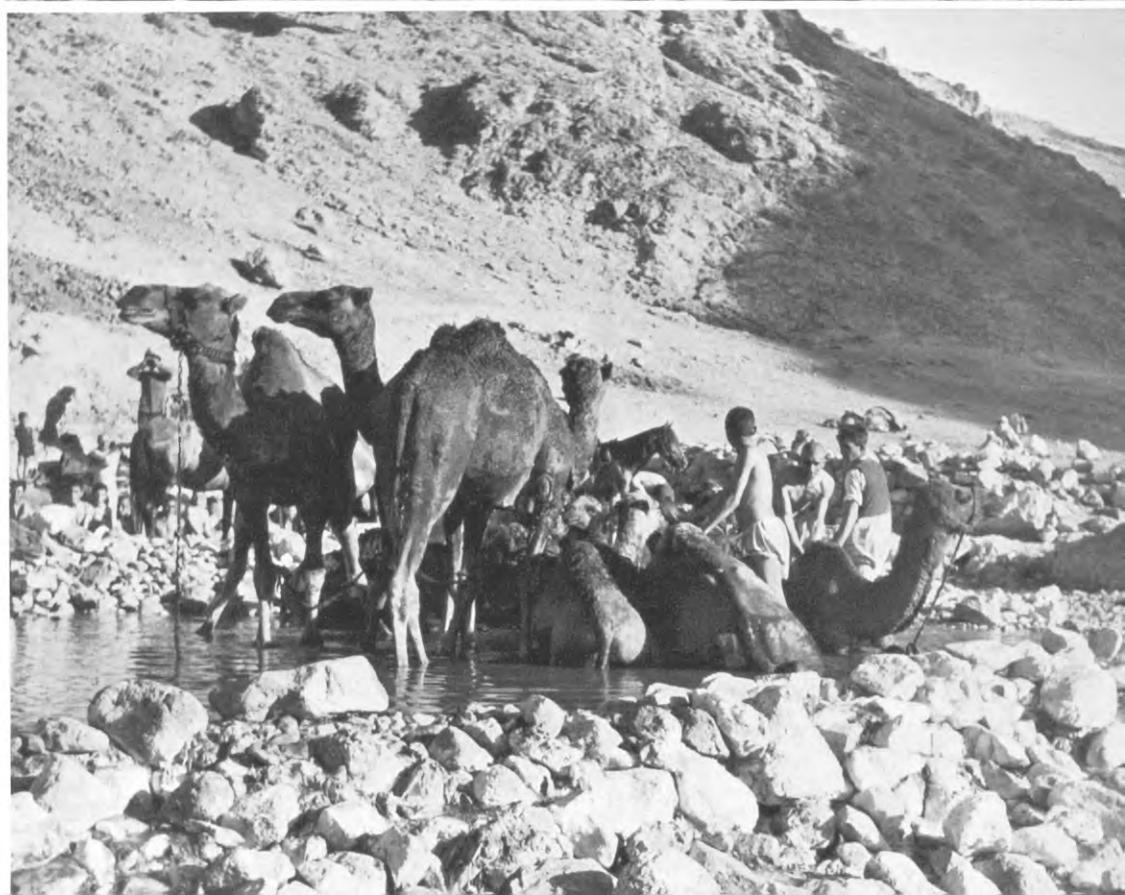
Nach zweieinhalb Stunden auf dem Gipfelring kehren wir zurück, und es geht mit Windeseile über die Schnee- und Schutthalden hinab, die wir beim Aufstieg gemieden hatten. Schon um 3 Uhr sind wir beim Nomadenlager und beschliessen, sogleich das Zelt abzuräumen und mit den Kamelen den weiteren Rückweg anzu-

Bild oben: Talfahrt der Sennen, die Kamelle mit den Zeltgestellen beladen. Im Hintergrund (SW) der Savalan mit zwei Hängegletschern.

Bild unten: Das Kamelbad der Therme von Gotr Su, bei 2500 m.

Umseitig oben: Blick vom Gipfel des Savalan auf das westlich anschliessende, wenig niedrigere Vulkanbirge mit zwei Hängegletschern.

Umseitig unten: Gipfel des Savalan (ca. 4800 m), bestehend aus Blockwerk alter Lava (links) und kraterartigem See.









treten. Die Sterne funkeln, als wir in Sangan eintreffen, müde zwar, doch befriedigt über das Erlebnis des langen Tages.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass die verstärkte Tätigkeit der Fumarolen zu einem neuen künftigen Ausbruch führen wird.

SAVALAN

Geologische Exkursionen in Azerbeidjan, zusammen mit Ing. Chimie, brachten mich von der Provinzhauptstadt Tabriz östlich nach Ardebil und von dort zu dem grossen Ort Mishkinshahr am Nordfuss des Savalan. Fünf kleine Hängegletscher sind von dort aus erkennbar. Basische Laven bauen nicht nur diese sich nach Westen fortsetzende vulkanische Berggruppe auf, sondern erstrecken sich von dieser herab nach Norden und Süden über Tausende von Quadratkilometern und in ungeheurer Mächtigkeit.

Einem glücklichen Zufall verdanke ich die Bekanntschaft mit dem Sohn eines reichen gebildeten Grundbesitzers in Mishkinshahr, namens Ali Khan Geiklu, der uns als Gäste empfing und selbst Lust zeigte, mit mir den Savalan zu besteigen. Was konnte ich Besseres wünschen? Die Möglichkeit sei gegeben – so erklärte er mir –, von einem Dorf Larut an der Strasse nach Ardebil aus mit dem Auto bis zu einer viel besuchten heissen Schwefelquelle Gotr Su hinaufzufahren.

Wir trafen uns am 17. August 1950, und es gelang meinem Chauffeur, uns nach manchen Schwierigkeiten und einigen Gefahren auf schlechtem, abschüssigem Weg am späten Abend in Gotr Su, bei 2500 m, abzusetzen.

Welch eigenartig interessanter Ort! Schon in einiger Entfernung ist die Luft mit Schwefelwasserstoff geschwängert, und nun stehen wir vor drei dampfenden primitiven Bassins, die mit Badenden vollbesetzt sind: im ersten werden mehr als ein Dutzend Kamele gebadet und von halbnackten Männern gewaschen. Anscheinend müssen die Kamele die ganze Nacht hindurch in diesem Bad verbleiben, um die lästigen Ungeziefer, besonders die am Bauch haftenden Zecken, loszuwerden (S. 117). Im zweiten, wenig erhöhten Bassin, baden an die zwei Dutzend Männer, und im dritten, entfernteren, die Frauen, natürlich in Kleidern, und man darf ihnen nicht zu nahe treten. Auch wir benützen die seltene Badegelegenheit.

Vorseite oben: Der mächtige Kegel des Demawend.

Vorseite unten: „Büsserfirn“ bei etwa 5000 m am Osthang des Demawend.

Bild oben: Der Krater des Demawend, vom Ostrand gesehen. Gefrorener Kratersee, umgeben von Büssereis und Büsserfirn.

Bild unten: Höchster Punkt des Kraterandes mit Blockwerk aus schwefelhaltigem Tuff (Mitte) und gefrorenes Kraterseelein. Links harter Lavafels. Blick nach Süden.

Etwa sechs Sekundenliter von 40° C warmem, übel nach Alaun und Bittersalz schmeckendem Wasser entquellen dem Gehängeschutt eines Taleinschnittes aus vulkanischem Gestein, zusammen mit Schwefelwasserstoffdämpfen, die betäubend wirken. Bekanntlich haben aber Schwefelquellen heilende Wirkung für rheumatische Leiden, und daher wird Gotr Su im Sommer als Kurort viel besucht. Doch welch primitive Unterkunft! Da stehen einige Steinhüttchen auf dem Erdboden, daneben ein geräumiges quadratisches Militärzelt, das uns zur Verfügung steht. Denn Geiklu ist Offizier, und ein zweiter Leutnant namens Bijampur begleitet uns im Auftrag des Colonel in Ardebil.

Bei Tagesanbruch erwachen wir vom gurgelnden Murren der Kamele, die immer noch, oder von neuem, im heissen Wasser stehen. Und schon waren die Bäder mit Menschen besetzt, als die Sonne um 5,40 Uhr ihr rotes Licht über die fernen Berge warf.

Jetzt gilt es, auf die nächste Alp zu steigen, von wo aus der Gipfel in einem Tag zu erreichen sein soll. Wir gehen zu Fuss mit einem Lastesel. In dem Tälchen, dessen Saumpfad wir folgen, begegnen wir Herden langhaariger weisser Schafe mit so gross gezüchteten Fettschwänzen, dass die Tiere im Laufen gehindert sind und die Hirten ihnen beim Deckakt helfen müssen.

Nach einer Stunde kommen wir bei 2860 m zu einer Alpterrasse mit kunstvoll kuppelförmig gebauten Zelten, deren 24 bis 32 radiale Holzstangen von einem Holzring am Gipfel bogenförmig ausstrahlen und mit Fell bekleidet sind. Die Frauen hocken in der Sonne auf dem Erdboden und weben bunte Bänder. Freundschaftlich laden sie mich ins Zelt zum Tee, als gerade ein unvergessliches Schauspiel mich wieder hinausruft: eine festliche Talfahrt der Hirten. Voran an der Leine die Kamele, beladen mit den zusammengelegten Zelten (S. 117), hernach andere mit bunten Teppichen und weiterem Hausrat, dann die Hirtinnen, wenig verschleiert, zu Fuss, in langen roten Röcken. Und noch eine Überraschung: Mitten in der Kolonne der einhöckerigen Kamele (Dromedare) schreitet ein schweres zweihöckeriges mit riesigem Kopf, wie ich solche bisher noch nie in Iran angetroffen hatte. Es ist das Charaktertier des nordöstlichen Asiens (Peking, Mongolei).

Bei 3000 m kommen wir bei einer weiteren, bereits verlassenem Alp vorbei und erreichen am späten Vormittag bei fast 3300 m die auf alter Moräne liegende Alp Gezel Bereh. Es ist ein kleines Dorf mit 22 Zelten, wo wir von bösen Hunden und gastfreundlichen Hirten empfangen werden. In einem Zelt, auf buntem Teppich lagernd, wird uns in kleinen Gläsern Tee mit Zucker gereicht.

Es ist klar, dass von hier aus der Aufstieg einen vollen Tag erfordert und wir hier eine Nacht verbleiben müssen.

Etwa tausend Schafe kehren bei einbrechender Dämmerung allabendlich ins Lager zurück; vor Tagesanbruch werden sie wieder hinausgeführt. Jetzt sind die Alpen nahezu abgeweidet, und eine baldige Talfahrt, eine lange Reise steht bevor. Die

Leute bringen Käse und Butter zu Tal und viele Tiere zum Schlachten. In 8–10 Tagesetappen ziehen sie bis zum Kaspischen Meer, wo sie überwintern. Sie erzählen uns, dass sie bei der Rückkehr vier Tage brauchen, um sich wieder an das Höhenleben anzupassen, bis der Appetit wiederkehrt.

Mehr als erwünscht hatten wir nun auf dem harten Zeltboden Zeit zu langem, gutem Schlaf, der nur einmal unterbrochen wurde: Hundegebell, Männerstimmen und drei Schüsse! Was war es? Geiklu erzählt, er habe auf Bären geschossen. Will er mir «einen Bären aufbinden»?

4 Uhr Tagwacht. Frische Schafmilch und Hafersuppe (Quaker Oats). Sternenhimmel. Noch schlafen ringsum die Schafherden. 5.30 Uhr Abmarsch. Wir sind heute unser sieben. Wir haben einen Führer und einen Träger für den Rucksack von Gezel Bereh. Und dazu gesellt sich noch ein Hirtenbub, der begeistert vorangeht.

Nach einer guten Stunde Aufstieg über moränenartiges Gehänge machen wir bei Sonnenaufgang kurze Rast. Blutrot erscheinen nun vor uns die braunen Lavawände, und freudig begrüße ich die noch nicht verwelkten oder wieder blühenden Alpenpflänzchen, von denen mir manche aus den heimatlichen Alpen vertraut sind: violette Aster mit gelbem Körbchen, blaue Campanula, duftender Thymian, blaue Labiaten, weisse Cerastien und fast stiellose, kleine, gelbe Kompositen.

Um 7 Uhr, schon bei 3900 m, höre ich Rufe von Geiklu, der voranging: vier braune Bären, zwei alte und zwei junge, die sich hinter mächtige Lavablöcke verziehen – offenbar unsere nächtlichen Besucher.

Das Aneroid zeigt 4200 m, als wir den letzten Blümchen begegnen. Es sind die mich an Grönland erinnernden Cerastien, vereinzelt Astern, kleine Margeriten auf Polstern und ein mir unbekanntes Polsterpflänzchen, voll von 10–15 mm grossen, fünfblättrigen, blass fleischfarbigen Blüten. Höher noch als die Blütenpflanzen trifft man Tierleben. Da begegnen wir einem Schwarm kreischender rotschnäbeliger Alpenkrähen, auch Bergfinken und einzelnen Schneehühnern.

Nun geht es weiter durch vereiste Tälchen auf hartem Schnee oder schlüpfriger Erde über totem Eis. Auch hier zeigt sich, wie in allen Gebirgen der Erde, ein Rückgang von Eis und Firn der vergangenen Jahrzehnte.

Nach der iranischen $\frac{1}{4}$ -Zoll-Landeskarte ist der Gipfel 14 000 ft. hoch (4270 m). Mein Höhenmesser zeigt 4300 m. Himmelhoch türmen sich aber noch wilde braune Felsköpfe in den tiefblauen Himmel. Der Aufstieg wird beschwerlich. Eine steile Halde von grossen Lavablöcken mit schwarzer Wüstenrinde muss überwunden werden. Geiklu und Bijampur gehen voran. Der Führer kommt langsam nach. Von Chimie, dem Träger mit Proviant, und dem Hirtenbub sehen wir schon eine Weile nichts mehr, und alles Rufen ist vergeblich. Hungrig klettern wir weiter. Da, über den Lavaköpfen, finden wir Reste eines Lagers und Blechbüchsen mit persischen Aufschriften, darin Namen der Besteiger. Auch wir tragen uns ein. Das Aneroid zeigt 4600 m. Doch der Gipfel mit einem Steinmann liegt

noch etwas höher und etwa einen Kilometer weiter westlich. Wir wandern erleichtert über eine vereiste, muldenförmige Hochfläche. Dann folgt ein letzter Aufstieg über Felsen, und um 11.30 Uhr ist der Gipfel erreicht. Mein Aneroid zeigt 4680 m. Hunger und Müdigkeit sind vergessen. Die Tiefen sind in Dunst gehüllt, doch grossartig steht vor uns der nächstwestliche Gipfel der Savalangruppe, dessen wilde Lavawände und Firnfelder uns zugekehrt sind (S. 118). Vermutlich hat noch niemand diesen zweithöchsten Gipfel bestiegen, und wir wissen nicht, ob er einen Krater umschliesst.

Ein stürmischer Westwind von 3,5° C lässt uns nicht lange auf dem Gipfel verweilen. Doch da erwartet uns noch eine herrliche Überraschung. Auf der Nordseite des Gipfelsignals, nur 40–50 m tiefer, ist in die Lavafelswände ein tiefblauer See reinsten Wassers eingesenkt. Ich schätze ihn etwa 80 m breit und 200 m lang; er ist also wohl nach seiner Lage am Gipfel des Savalan, nicht aber nach der Form ein typischer Kratersee. Von vulkanischer Tätigkeit ist nichts zu finden (S. 118).

Geiklu wird ungeduldig und zeigt auf Nebel, der von Osten her sich bildet. Also Abstieg! Es ist 12.30 Uhr. Der Hunger beschleunigt unsere Schritte. Bei 4100 m halten wir kurze Rast, rufen und suchen vergeblich nach den «Hinterbliebenen». Zeitweise überholt uns der Nebel. Endlich, eine halbe Stunde oberhalb der Alp – finden wir die Vermissten mit dem Proviant. Welch ein Träger, der uns ohne Lebensmittel dem Schicksal überlässt! Doch Schimpfen ist nicht am Platze. Unsere Empörung verblasst beim Anblick der blassen Gesichter. Alle drei waren bergkrank, litten unter Kopfweg, Brechen, Diarrhöe und konnten bei 4300 m nicht mehr weiter steigen, erholten sich aber in der tieferen Region. Wie Wölfe stürzen wir über den Proviantstapel. Ananaskonserve – die erste Erquickung!

Schon vor 16 Uhr sind wir im gastlichen Zelt zurück, von einer gediegenen Hirtenfrau bewirtet, worauf ich mich zu tiefem, gesundem Schlaf hinlege. Denn es wäre doch zu spät, noch bis ins Tal abzusteigen.

Welches ist nun die wirkliche Höhe des Savalan? Mit Tabriz verglichen hätte mein Instrument 80 m zu hoch gezeigt. Aber auch die Höhenzahl der Tabrizbrücke ist ganz unsicher. Am zuverlässigsten ist vielleicht die neue amerikanische aeronautische Karte, denn für den Flugdienst sind ja die Höhenangaben von grösster Wichtigkeit. Diese Karte gibt 15 784 ft. = 4811 m an.

DEMAWEND

Die Hitze war vorüber, und herrlich klar stand der weissgekrönte Gipfel vor mir, als ich aus Azerbeidjan zurückkam. Es war schon Anfang September und vermutlich die letzte Gelegenheit des Jahres, den Demawend zu besteigen. Sonst wählt man dazu den Juli oder August.

Diesmal habe ich wieder meinen jungen Kollegen und Freund Dr. J. Stöcklin als Begleiter. Am späteren Vormittag des 8. September 1950 verlassen wir im Auto Teheran und folgen der Strasse über Abali, die Passhöhe, 2600 m, mit dem male-rischen Grabmal des Imam Zadeh Hasham, und steigen in das Lartal ab, wo zwischen Felswänden hindurch zum erstenmal der Blick ganz frei wird auf den nahen, mächtigen, lavabegossenen Kegel (S. 119). Die Strasse führt über die grosse Brücke von Pulur und dann hoch über der Larschlucht dem steilen Osthang des Demawend entlang, in Kurven auf 2500 m hinauf und wieder absteigend auf 2000 m, zum Dörfchen Reineh. Hier finden wir an der Strasse ein leeres, ver-lottertes Haus voll Staub und Schmutz, mit zerbrochenen Scheiben, in dem wir unsere leichten Feldbetten aufstellen und wohin man uns auch etwas zum Essen bringt. Auch zeigt sich da ein Mann, bei dem wir Maultiere zu 60 Rials (etwa Fr. 5.20) pro Tag bestellen können, und wir finden einen Führer, der den Demawend schon mehrere Male bestiegen haben soll.

Es bleibt uns noch Zeit zu einer Fahrt weiter östlich bis ans Ende der Strasse, wo das Dorf Abe Garm (d. h. Heisses Wasser) mit einer Badanstalt liegt. Unweit davon hat der mächtige Schah Reza auf herrlicher Terrasse hoch über der Lar-schlucht ein grossartiges modernes Hotel bauen lassen, mit Kinotheater, Bad-anstalt und Garagegebäude. Infolge seiner Verbannung im letzten Weltkriege kamen die Gebäude nicht unter Dach, und sie werden vermutlich auch nie voll-endet. Dieser «Schah der Grosse» hatte zugleich den Plan, die Strasse auf der Ostseite des Demawend durch die Herazschlucht hinab bis Mazanderan durch-schlagen zu lassen, was die grossartigste Querung des Elburzgebirges bedeuten würde.

Früh am 9. September erscheinen in Reineh tatsächlich die bestellten Tiere: drei Maultiere und ein Pferd, und wir reiten bei Glanzwetter um 6.30 Uhr ab, mit einem Pessar (Bub) als Treiber und dem Führer Astele Faramarzi. Doch öfter als wir reiten gehen wir auf steilerwerdendem Gehänge zu Fuss. Das dürre Weideland war offenbar reich an Blütenpflanzen, wie aus teilweise verdorrten Resten zu schliessen ist. Da stehen Schäfte von bis 1,5 m hohen Umbelliferen, wollkrautige Stengel mit gelben Blüten, meterhohe blaublühende Labiaten und häufig Disteln mit leuchtend blauen, stacheligen Kugelblüten.

Bei 3700 m halten wir Mittagsrast. Die Hänge werden immer steiniger und sind hier besetzt von rotbraun verfärbten Stachelpolstern. Einzelne davon sind noch mit winzigen, rosafarbigem, fünfblättrigen Blüten gesprenkelt. Daneben stehen ebenso dicht grüne halbkugelige Stachelpolster, beide mit bis 1 m Durch-messer. Äusserlich erinnern diese Polster ganz an solche von Kaktusarten in den Hochgebirgen von Südamerika. Es ist eine der auffallendsten Konvergenz-erscheinungen von Pflanzen ganz verschiedener Abstammung zum Schutz gegen das rauhe Klima und den Tierfrass zugleich.

Um 14 Uhr sind wir in 4100 m, nahe der oberen Grenze der Blütenpflanzen, wo der Steilhang über frisch aussehende Lava beginnt. Unser Führer sagt, dass die Tiere nicht mehr weiter steigen können und wir hier nächtigen müssen. Unsere Hoffnung, unser Lager höher aufschlagen zu können, war dahin. Wir werden also die noch bleibenden etwa 1600 m in einem Tag hinauf und wieder herab zu bewältigen haben. Hier finden wir einige Höhlen und enge, vom Westwind geschützte Nischen in altem Lavafels. Der Treiber holt dürres Dornestrüpp und bringt von einer abgelegenen Quelle Wasser zum Kochen. Dann zieht er mit den Tieren wieder talwärts, wo sie noch etwas Weide oder Heu finden, um am zweitfolgenden Tag in der Frühe zurückzukehren.

Hunderte von Soldaten sollen hier oben einmal übernachtet haben, um deren Tüchtigkeit im Hochgebirge feststellen zu lassen. Zu ihrer Ehre sei noch gesagt, dass sie nirgends Scherben oder anderen Unrat zurückgelassen haben.

Weit und breit herrscht Stille, und nichts rührt sich um uns als ein Pärchen von Steinschmätzern, die nach Speiseresten Umschau halten. Mit knapper Not können zwei unserer Zwergfeldbetten in das kleine Zelt hineingezwängt werden, auf denen wir uns in Schlafsäcken früh zur Ruhe legen.

Waren wir etwas besorgt um das Wetter, so ist am folgenden Morgen der Himmel wieder sternenklar. Wir kochen Porridge und trinken Tee mit Kondensmilch, haben aber trotz gutem Schlaf wenig Appetit.

Um 6 Uhr ziehen wir los, einer Lavarippe von 30–40 Grad Steigung folgend, die gute Tritte bietet. Spuren eines Weges sind vorgezeichnet. Das letzte Blümchen, bei 4200 m, ist ein kleiner gelber Löwenzahn von genau gleichem Aussehen wie die letzte Blüte, die ich in den peruanischen Anden bei 5100 m fand. Doch damit ist die Vegetation nicht zu Ende. Noch bei 5000 m bemerken wir an überhängenden Steinen Anflüge olivengrüner Moose, und zitronengelbe, weisse und ziegelrote Flechten können noch höher gedeihen. Von allen Lebewesen sind sie die abgehärtetsten, die das rauheste Klima dauernd aushalten.

Bei etwa 4950 m, einem vereisten Wasserfall gegenüber, kommen wir zu Firnschnee mit den für Südamerika bezeichnenden Schmelzfiguren, die wie Büsser in der Richtung gegen die Mittagssonne geneigt sind und als Büsserschnee bezeichnet werden. Sie entstehen bei anhaltender Bestrahlung, trockener Luft und hohem Sonnenstand (S. 119).

Da tummeln sich pfeifend kreischende Alpenkrähen. Zwischen den radialen Rippen aus andesitischen Lavaströmen schalten sich Rinnen von helleren, gelblichen vulkanischen Aschen und Sanden ein, auf denen der Aufstieg sich mühsam gestaltet. An verschiedenen Stellen von 5000 m an treten schwache schwefelhaltige Dämpfe aus, die andeuten, dass der Demawend innerlich noch nicht ganz erkaltet ist. Um die Austrittstellen hat sich gelbe Schwefelblüte abgesetzt.

Das letzte Stück, aus losem vulkanischem Schutt, ist weniger steil und leichter zu begehen. Aber die dünne Luft erfordert doch ein langsames Tempo. Ich schreite jeweils etwa dreissig Schritte voran, um dann Atem zu holen, und fühle mich nach zwanzig Sekunden wieder frisch zu weiterem Steigen. So gelange ich mit dem Führer schon um 11.20 Uhr auf den erhabenen Gipfel. Er besteht aus mächtigen gelblichen Blöcken von schwefelhaltiger Asche, die Schutz vor dem Winde bieten (S. 120). Da finden wir Blechdosen mit Listen der Besteiger. Vielleicht bin ich mit 68½ Jahren der Älteste, der da oben war. Auch ein Bild des jetzigen Schahs ist vorhanden und eine hässliche Büste in einer Felsspalte, vermutlich den alten Schah Reza den Grossen darstellend. Auch an diesem geschützten Platze ist nichts verunreinigt.

Mit der Möglichkeit rechnend, dass sich bald Wolken bilden könnten, säume ich nicht lange, um rasch den schönen Krater zu umwandern. Er mag etwa 400 m Durchmesser haben und schliesst ein etwa 40 m tief stufenförmig eingesenktes, jetzt gefrorenes Seelein ein, umgeben von Büssereis und Büsserfirn (S. 120).

Eine prächtige blaue Eisgrotte mit Eiszacken liegt versteckt auf der Gegenseite des höchsten Punktes, etwas kraterwärts.

Grossartig ist die Aussicht über die westlichen und südlichen Elburzketten und in die gähnende Tiefe über den steilen Nordabsturz hinab, doch über dem Kaspischen Meer und dem Küstengebiet von Mazanderan dehnt sich eine wellige Nebelfläche.

Im Windschatten der Gipfelfelsen können wir uns bei warmer Sonne nun gemütlich niederlassen und erfrischen. So stark ist die Strahlung, dass im Krater Schmelzwasser zu rinnen beginnt. Fast schwarzblau ist der Himmel, doch können wir keine Sterne erkennen.

Um 13.30 Uhr brechen wir auf. Im Laufschrift oder rutschend auf Asche und Steinhalden gelangen wir erstaunlich schnell in die Tiefe, so dass wir schon bald nach 15 Uhr im Felsenlager zurück sind, 1600 m unter dem Gipfel, aber trotzdem zu spät, um weitere 2000 m bis Reineh abzusteigen. Erst der folgende Tag bringt uns nach Teheran zurück.

Nach unseren Erfahrungen muss man also von Teheran aus für die herrliche Bergtour mit 3½ Tagen rechnen, wenn sie nicht eine Hetze werden soll. Technisch bietet sie keinem Bergsteiger Schwierigkeiten, der über ein gesundes Herz und kräftige Lungen verfügt.

PS der Redaktion : Über die vermutete Erstersteigung des Demawend (5670 m) siehe *Berge der Welt* I (1946), Seiten 33–35 (M.K.: «Versuch einer Chronologie...»).

In der *Taternik* (Organ des Polnischen Alpenklubs) 1948, Seiten 96–99 und 145, befindet sich eine kommentierte Chronologie der ersten Besteigungen dieses Berges. Das ergibt uns folgende Tabelle:

(Taylor Thomson soll 1837 den Gipfel *nicht* erreicht haben).

1. Theodor Kotschy (österreichischer Botaniker) mit einem Lokalführer, 1. August 1843.
2. Josef Czarnota (polnischer Ingenieur), allein, 28. August 1852.
3. R. F. Thomson, Lord Schomber-Ker und de Saint-Quentin (Diplomaten aus Teheran), 1858.
4. Minutioli, Brugsch, Grolmann, Watson, Lane und Delmage (Diplomaten aus Teheran), 29. Juli 1860.
5. G. Napier, 1875 (*Alpine Journal*, August 1877, 256–262).
6. Sven Hedin, Juli 1890.

Seither ist der Demawend öfters erstiegen worden, unter anderen von: Georg Babinger, um 1914 (*Deutsche Alpenzeitung* 1915, 9–16). Karl Schuster (Berchtesgaden, allein), erste Winter(?)-besteigung, 2. April 1927 (*Allg. Bergsteigerzeitung* 1933, Nr. 531; *Weisse Berge, schwarze Zelte*, München 1932). Douglas Busk und C. H. Summerhayes, Juli 1932 (*Alpine Journal* 1933, 336 bis 337). Mrs. J. P. Summerscale (erste Dame), 1933 (*Alpine Journal* 1933, 336, bloss erwähnt). Ludwig Steinauer und Genossen, Juli 1936 (*Bergsteiger*, November 1936, 104–107). Armin Daeniker und Genossen, Ende August 1940 (*Die Alpen* 1941, 95–99). (Unsere weitgereisten Korrespondenten Heim und Ghiglione sind scheinbar die ältesten, die solche Höhen noch erreichen können – wohl dank ihrem asketischen Leben und ihrer vegetarischen Kost...).

Über *Kuh-i-Taftan* und dessen Besteigung haben wir nur zwei Referenzen gefunden: H. Rice: *Blackwood's Magazine* 1931, 378–399. P. L. Giuseppi: *Journal R. Central Asian Society* 1933, 46 ff.

Diejenigen, die sich für diese Elburzgebirge interessieren, würden gut tun, Douglas Busk: *The delectable Mountains* (Hodder & Stoughton, London 1946), Kapitel XII und XIII, zu konsultieren. Als Diplomat weilte Busk 3½ Jahre (1931 bis 1935) lang in Teheran und reiste in ganz Persien herum. Seine Besteigung des Demawend schildert er auf Seiten 186–195.

Der Skiklub Teheran heisst «Klub Aski Teheran», weil die Perser «sk» ohne Laute nicht aussprechen können. Dies ist wahrscheinlich die Erklärung der Namen Askole und Askardu in Baltistan(?).

Busk betrachtet als die drei höchsten Berge Irans: 1. Demawend, 5670 m. 2. Savalan Dagh, 4800 m. 3. Takht-i-Suleiman (Salomons Thron), 4620 m.

Die erste bekannte Besteigung des Savalan sei diejenige des Geologen und Topographen Hans Bobek, der 1934 das ganze Gebiet für das Geographische Institut der Berliner Universität aufgenommen habe. Busk versuchte dreimal den Takht-i-Suleiman. Dieser wurde schliesslich 1936 von der deutschen Expedition bezwungen.

Professor Bobek in Wien betrachtet den Alam Kuh (Gipfel des Takht-i-Suleiman, 4822 m) als den zweithöchsten Berg Irans. Nach Mitteilung an Heim hat er eine Detailaufnahme des Takht-i-Suleiman mit dem einzigen echten Talgletscher Irans gemacht, die demnächst veröffentlicht werden soll.

Über die Elburzketten im allgemeinen und deren verschiedene Gipfel siehe noch die drei Aufsätze von Douglas Busk im *Alpine Journal*: 1. «Climbing and Skiing in the Elburz Range, North Persia, 1931–2» (*Alpine Journal*, November 1933, 334–341, mit einer kleinen orographischen Skizze). 2. «Climbing in the Takht-i-Suleiman Group, N. Persia» (*Alpine Journal*, November 1935, 299–309, mit einer orographischen Skizze und zahlreichen Photos). 3. «The German Expedition in the Elburz Range, N. Persia» (*Alpine Journal*, November 1937, 245–247).

Über Iran im allgemeinen siehe das schöne Buch von Axel von Graefe: *Iran* (Berlin 1937; Zentralbibliothek, Zürich, Nr. CR 188).

M. K.

DER MUKUT PARBAT UND SEINE TRABANTEN

ERSTE NEUSEELÄNDISCHE HIMALAYA-EXPEDITION: GARHWAL 1951

Von H. E. Riddiford

Earl Riddiford wurde in Neuseeland, also bei unseren Antipoden, unter einem guten Stern geboren. Gleich seine erste Himalaya-Expedition war ein grosser Erfolg. Die Nilkanta hat ihn zwar wie alle seine Vorgänger abgewiesen, aber er hatte das Glück, auf Anhieb den höchsten noch jungfräulichen Gipfel von Garhwal, den Mukut Parbat (7242 m), zu bezwingen und dann noch, sozusagen nebenbei, alle wichtigen Satelliten um diesen prachtvollen Berg herum «mitzunehmen».

Der Mukut Parbat ist ein sonderbarer Berg: von Süden gesehen scheint er unzugänglich, und doch sind seine Grate, welche die Grenze zwischen Garhwal und Tibet bilden, sehr gut gangbar, woraus man wieder einmal sehen kann, dass man sich nicht auf den ersten Augenschein verlassen darf. Unbezwungen bleibt nur noch der Ostgipfel (7130 m) und alle Vorberge im Norden von Punkt 6428 (vgl. die kleine Karte «Abi Gamin» 1:150 000, die dem Band VI unseres Jahrbuches beigelegt ist).

Wie wir im weiteren sehen werden, hat Riddiford eine Anstiegsmöglichkeit auf die Nilkanta über den Nordostsattel und die Nordflanke entdeckt, aber diese Route scheint sehr lawinengefährlich zu sein (vgl. in *Berge der Welt*, Bd. III, das prachtvolle Bild auf Tafel 19).

Durch seine photographischen Aufnahmen und seinen ausgezeichneten Bericht hat sich Riddiford als echter Himalayaforscher erwiesen. Dieser Bericht ist ganz einfach und klar geschrieben; man kann ihn auf unserer Karte Garhwal-Ost 1:150 000 leicht verfolgen. Wir nehmen auch nur auf sie Bezug und freuen uns zu hören, dass sie der Expedition sehr nützlich gewesen ist.

Wir gratulieren dem Verfasser und danken ihm für seinen wertvollen Beitrag. *Red.*

Wir waren sehr froh, dass wir von Neuseeland überhaupt fort kamen. Im Mai 1951 lag das Land in den Banden des schlimmsten Dockerstreiks, den es je gegeben hat. Aber irgendwie haben wir es doch geschafft, und drei Wochen später waren wir auf der Reise durch Indien. Wir konnten es kaum glauben, dass sich in ein oder zwei Wochen unsere Sehnsucht erfüllen sollte: wir würden im Himalaya sein! Ende Mai erreichten wir Ranikhet. Wir waren unser vier: E. P. Hillary von Auckland, W. G. Lowe von Hastings, E. M. Cotter und ich selbst von Christchurch. Es war die erste neuseeländische Expedition nach dem Himalaya – hoffentlich die erste von vielen.

Die Arbeit begann sofort mit dem Umpacken unseres Materials in Traglasten. Der Eigentümer des Hotels «West View», Mr. Irapelli, war unermüdlich, uns in jeder Weise zu helfen. Wir schulden ihm viel Dank. Bald trafen auch die vier Sherpas ein: Pasang Dawa Lama, sein Bruder Nyima, Yila Tensing und Thondup,

ausgesprochene Charakterköpfe mit freundlichem Lächeln. Später lernten wir sie als sehr zuverlässige und erfahrene Bergsteiger und stets willige Helfer kennen. Der wohlbekanntere Pasang war für uns ein besonderes Glück – ein erstklassiger Bergsteiger, immer vorn, wenn es Schwierigkeiten gab, und der geborene Organisator mit einem Kopf, den er auch zu gebrauchen wusste. Dass er leidlich englisch sprach, löste unser Sprachenproblem. Er und sein Bruder Nyima, einer der gutherzigsten Menschen, die ich kenne, haben auch später Hillary und mich bei der Everestkundfahrt begleitet. Sie sind eine ideale Kombination. Pasang sagt Nyima, was zu tun ist, und Nyima führt es freudig aus!

Der «Himalayan Club» hatte uns als interessante Ziele Nilkanta (6596 m) und Mukut Parbat (7242 m) empfohlen. Demgemäss starteten wir am 2. Juni zu der zehntägigen Reise nach Badrinath über Suk Tal Khal und Kuanri Khal (ehemaliger Kuaripass, 3700 m). Ein buntes Gemisch von dreissig Dhotialkulis waren von dem ortsansässigen Unternehmer für Trägerwesen verpflichtet worden, unsere Lasten zu übernehmen. Wir selbst benutzten auf diesem Wege Pferde. Diese haben einen grossen Vorzug, sie können nicht schwatzen. Über diese hübsche Reise durch die Vorberge ist nicht viel zu berichten. Vom Kuanri Khal aus hatten wir unseren ersten Blick auf die hohen Gipfel – das ganze Panorama Nilkanta–Dunagiri–Nanda Devi. Wenn man in den Hochtälern ist, sehen die Berge nicht viel grösser aus als bei uns zu Hause in Neuseeland. Aber von einem Aussichtspunkt wie dem Kuanri Khal mit dazwischenliegenden, tiefer eingeschnittenen Tälern sieht man sie in ihren wirklichen Proportionen, und sie wirken riesenhaft.

Von Badrinath aus sieht man durch ein enges Tal fünf Meilen aufwärts zur kegelförmigen Spitze der Nilkanta – eine Höhendifferenz von 3474 m auf 9 km. Die Nilkanta sollte unser erstes bergsteigerisches Ziel sein. Wir zahlten unsere Dhotialkulis aus und verwandten einen Tag darauf, unser Zeug zu sortieren und uns für drei Wochen zu verproviantieren. Dann engagierten wir elf Manaleute für den Transport bis zum Basislager am Satopanthgletscher. Mana ist ein Dorf nahe der tibetischen Grenze; seine Einwohner sind tibetisch-indische Mischlinge. Sie sind unternehmungslustig und sorglos. Immerhin hatten wir mit ihnen einen längeren Streit wegen des Lohnes auszufechten. Die Dhotias hatten drei Rupien pro Tag (ohne Verpflegung) erhalten; die Manaleute verlangten fünf. Wir bewilligten ihnen vier Rupien pro Tag, und schliesslich gaben sie nach.

Wir lagerten am ersten Abend, dem 12. Juni, auf der schönen Alp Laxmiban, und am zweiten Tage gingen wir zum Satopanthgletscher hinauf, bis zu einem Lagerplatz auf der südlichen Seitenmoräne. Die Nilkanta, ein wirklich prachtvoller Berg, erhob sich noch 2400 m über uns. Bisher war das Wetter gut gewesen, aber in den nächsten zehn Tagen wurde es recht unfreundlich, kalt und neblig, wenig Sonne, und jeden Abend hatten wir starken Schneefall im Basislager. Das war eine unangenehme Überraschung, ganz dazu angetan, die Nilkanta, die sowieso

schon ein schwieriger Berg ist, nahezu unmöglich zu machen. Der felsige Westgrat, den eine britische Seilschaft 1947 versucht hatte, sah äusserst schwer aus und war jetzt obendrein tief verschneit.

Deshalb nahmen wir eine andere Route in Aussicht, und zwar in der steilen Eiswand der Nordseite. Doch als wir während einer kurzen Wetterbesserung auf Rekognoszierung auszogen, mussten wir feststellen, dass die Zugänge durch Eis- und Neuschneelawinen sehr stark bedroht waren.

Fünf Tage lang wurden wir im Lager festgehalten. Als das Wetter sich schliesslich etwas besserte, verlegten wir mit unseren vier Sherpas das Lager bis 5640 m auf einen Sattel unter dem felsigen Westgrat. Das war ein furchtbar harter Tag über Steilhänge mit ganz weichem Schnee. Die letzten 300 m kosteten fünf Stunden, und das Ganze war ein grosser Fehler. Es kostete uns viel Kraft, denn wir waren verrückt genug, 35 Pfund pro Mann zu tragen, viel zu viel für Himalayahöhen, um so mehr, als es unser erster Tag mit eigentlicher Bergsteigerarbeit war. Die Sherpas kehrten ins Basislager zurück. Wir blieben vier Tage in diesem Hochlager, in zwei Zelten, mit Luftmatratzen, doppelten Schlafsäcken und Primuskochern. Es war ziemlich ungemütlich; Kälte und Schneefälle jeden Tag. Die Nilkanta kam gar nicht mehr in Frage, aber wir hofften, Punkt 6257, ihren westlichen Nachbarn, angreifen zu können. Das bedeutete einen langen Anstieg über einen Schneegrat. Beim ersten Versuch, den wir am 21. Juni auf diesen Gipfel unternahmen, schafften wir nur den halben Weg. Wir fühlten uns in einer geradezu beunruhigenden Weise schlapp, hauptsächlich wohl wegen unseres viel zu raschen Vorstosses am ersten Tage. Jeder Tritt musste in tiefem, weichem Schnee gestampft werden, eine langsame und mühsame Sache in dieser Höhe, besonders für Bergsteiger, die noch nicht akklimatisiert waren. Am nächsten Tage folgten wir derselben Spur und erzielten eine bessere Zeit. Der Schneegrat war stark verwächtet. In einer Art Stumpfsinn trotteten wir dem Grat entlang und hielten uns ein gutes Stück von der Kante entfernt. Plötzlich gab es ein Krachen, und zu unserer Linken öffnete sich eine grosse Spalte: die Wächte brach unter dreien von uns weg. In einem Augenblick war alles vorbei. Wir sprangen alle in Sicherheit, während der Grat, auf dem wir eben noch gegangen waren, in die Tiefe zum Satopanthgletscher hinabdonnerte. Das war eine gefährliche Sache und eine gute Lehre für uns.

Wir sammelten uns und gingen noch ein kleines Stück aufwärts. Jetzt sehr auf Sicherheit bedacht, waren wir gezwungen, tiefer unten an sehr steilen Hängen zu queren. Sehr weit kamen wir nicht. Wir hatten einfach nicht die Kraft, noch zwei oder drei Stunden Steigarbeit zu leisten, um den Gipfel zu erreichen. Knapp unter 6100 m kehrten wir um. Es war offenkundig, dass wir uns gut ausruhen mussten, bevor wir wieder in die Höhe gingen. Also zurück nach Badrinath! Obgleich wir an der Nilkanta eine Niederlage erlitten, hatten wir bei diesem Versuch eine ganze

Menge gelernt über die Verhältnisse im Himalaya und die Fragen der Akklimatisation. Vor allem wussten wir jetzt, dass man in dieser Höhe nicht in einem Tempo arbeiten kann, wie wir es von Neuseeland her gewöhnt waren.

Es war jetzt Ende Juni, und der Monsun war fällig. Wir hatten die Absicht, zur tibetischen Grenze hinaufzugehen und den Mukut Parbat (7242 m) in Angriff zu nehmen, einen noch unerstiegenen Gipfel 5 km nordwestlich des Kamet. Der Regen und der Nebel der Monsunzeit erreichten die tibetische Grenze in Garhwal kaum noch; wir konnten dort auf gutes Wetter hoffen. Wir hatten diesen Berg zwar noch nicht gesehen, aber der Mukut Parbat schien uns ein würdiges Ziel zu sein. Er war der höchste noch unerstiegene Berg in Garhwal. Bisher war noch kein Angriff auf ihn gemacht worden; deshalb hatten wir keinerlei Auskünfte, keine Kenntnis über den besten Zugang. Nach der Surveykarte zu schliessen, kamen zwei Routen in Frage: der westliche Kametgletscher (Pachmi Kamet Gal) oder der südliche Chamraogletscher (Dakkhni Chamrao Gal), die beide zur Südwestseite des Berges hinaufführen.

Diesmal engagierten wir zwanzig Manaträger. Ein neuer Streit entbrannte und führte wieder zum alten Resultat: vier Rupien pro Tag. Lowe und Hillary gingen mit einem Sherpa und einem Jungen von Mana zur Erkundung voraus. Von dem Dorfe Mana führt der Saraswatifluss 45 km aufwärts zum Manapass. Etwa halbwegs münden der westliche Kamet- und der Chamraogletscher von Osten her ein. Sie marschierten einen Tag lang auf dem Pfad der westlichen Talseite und stellten fest, dass die Brücke bei der Einmündung des Arwaflusses seit dem Winter noch nicht wieder hergerichtet war. Zwischen den beiden Brückenköpfen brodelte das Wasser in nicht gerade einladender Weise.

Hillary und der Sherpa Tensing, der «starke Mann», gingen ein Stück zurück und überquerten den Fluss auf einer von Lawinenschnee gebildeten Brücke. So erreichten sie den Brückenkopf auf der anderen Flussseite und zogen mit einem Bergseil die Längsbalken hinüber. Trotzdem war es eine höchst wackelige Angelegenheit, als wir an die Stelle kamen. Ich traute ihr erst, als Gopa Singh, ein junger Manamann, seine 35-kg-Last schulterte und auf einem einzigen schwankenden Langholz hinüberging. Dort zu stürzen bedeutete das sichere Ende.

Am nächsten Tage machten sie einen raschen Vorstoss den westlichen Kametgletscher hinauf. Sie stiegen über 900 m bis zum Gletscher auf über riesige Massen von Moränenschutt, das unangenehmste Gehen, das man sich nur denken kann. Am folgenden Tage setzten sie ihren Marsch fort und stiegen auf einen Felssporn in nördlicher Richtung bis 5900 m, wo sie einen Einblick in den oberen Teil des Gletschers gewannen, der sich in einem grossen Bogen um den Felssporn herumzieht. Vor ihnen lag eine eindrucksvolle Berglandschaft: furchtbar steile Felswände auf beiden Seiten des Gletschers und die gewaltige Masse des Kamet, die das Firnbecken beherrscht. Sie sahen auch den Mukut Parbat, ein Felsmassiv

links vom Kamet. Die einzig mögliche Route dort hinauf schien der Nordwestgrat zu sein, also die linke Silhouette.

Aber der westliche Kametgletscher war keine sehr verlockende Anmarschroute. Sie eilten deshalb zum Haupttal hinunter, wo das Gros der Kulis gerade eingetroffen war. Diese waren in widerspenstiger Stimmung und wollten dort bleiben, um zunächst ihren Brückenbau fertigzustellen, während unserer Zeit, auf unsere Kosten. Wir entschieden uns nun für den Chamraogletscher als Anstiegsweg.

Ich hatte noch mit einer erst langsam besser werdenden Dysenterie zu tun, aber einen Tag später ging auch ich mit Nyima und einem Kuli los, das Saraswatital hinauf, ein trockenes, felsiges Tal mit vereinzelt Grasflecken. Dicht oberhalb Mana passierten wir eine bemerkenswert tiefe und enge Schlucht. Oberhalb des Dorfes gibt es kein Brennholz mehr. Am zweiten Abend trafen wir eine Schar von frierenden, schwatzenden und stöhnenden Kulis auf ihrem Heimwege. Von ihnen hörten wir, wo die andern ein Basislager errichtet hatten. Es ist ein guter Platz in einer Höhe von 4880 m.

Der nächste Morgen war wunderbar. Ein strahlender Kranz von Eisgipfeln erglänzte oberhalb des Gletschers in der Sonne. Mit Hilfe der Karte suchten wir uns drei noch unbestiegene Gipfel von über 6400 m heraus, und dann gab es noch einen grossen Felsklotz, den höchsten hier, den wir als Mukut Parbat erkannten.

Wir hatten in Mana ein Schaf gekauft; Boang Singh, der Obmann der Manaleute, schlachtete es und bekam dafür das Fell. Wir schalteten einen Rasttag ein, denn wir hatten gelernt, dass man sich im Himalaya Zeit lassen muss.

Nun hatten wir die Route den Chamraogletscher hinauf zu erkunden und eine Reihe von Hochlagern vorzutreiben. Von dem Tage an gerechnet, wo wir unser Basislager (4880 m) verliessen, kostete es eine Woche, bis wir so weit waren, die Besteigung selbst in Angriff zu nehmen. Die natürliche Zugangslinie führte über den südlichsten Gletscherarm, der, bogenförmig verlaufend, sich unserer Sicht entzog. Ob dort Schnee- oder Eishänge zum Fusse des nordwestlichen Grenzgrates führen würden oder ob der Gletscher unvermittelt an der grossen felsigen Südwand unseres Berges endete, das blieb die entscheidende Frage.

Die erste Erkundung durch Lowe und Cotter ergab, dass ein auffälliger unterer Eisbruch im südlichen Gletscherarm bewältigt werden konnte. Auch fanden sie einen idealen Platz für Camp I bei 5180 m, einen kleinen Grasfleck mit Blumen und einer Quelle, versteckt am Nordrande des Gletschers gerade unter Punkt 5712; eine wunderbare Entdeckung in einem Meer von Felsblöcken und Eis.

Am nächsten Tage beförderten die Sherpas unsere fünf Zelte und das Gepäck in zwei Etappen nach Camp I, während meine drei Kameraden den südlichen Gletscherarm weit genug hinaufgingen, um einen grossen Eisfall zu entdecken, der aber gangbar zu sein schien. Er führte bis an den Fuss des Mukut-Parbat-Nordwestgrates – eine gute Nachricht.

Sie hatten einen langen, schweren Tag hinter sich, denn sie bestiegen vom nördlichen Arm des Dakkhni-Chamrao-Gletschers aus den noch jungfräulichen Punkt 6196 und begingen den Grat bis zu Punkt 5712 – übrigens bei schlechten Schneesverhältnissen. Zum ersten Male hatte die Expedition einen Gipfel über 6000 m erobert, ein Erfolg, der beim Abendessen mit dem Öffnen einer Dose von Pflirsichen gefeiert wurde.

Am Abend plauderten wir lange über unsere Heimat oder vielmehr über die heimischen Berge: das Leben im Himalaya lenkte unsere Gedanken zurück nach Neuseeland.

Unsere nächste Aufgabe war, Camp II zu erstellen. Sie entwickelte sich wieder zu einem schweren Tag, ganz gegen unser Prinzip, uns «Zeit zu lassen». Es war ein langes Gehen den Gletscher hinauf, noch dazu bei grösster Hitze, aber schliesslich errichteten wir zwei Zelte bei 5800 m in ganz prachtvoller Lage, auf einem Sattel zwischen dem Chamrao- und dem westlichen Kametgletscher, mit Ausblick auf beide.

Während der nächsten zwei Tage brachten die Sherpas weiteres Gepäck herauf (ihre Lasten wogen durchschnittlich 25 kg), und nun waren wir alle in Camp II versammelt. Inzwischen arbeiteten wir eine Route durch den grossen Eisfall aus, hinauf zum Col 6400 m, wo die Besteigung ernstlich beginnen sollte. Der Eisfall sah abschreckend aus, aber es ging leicht. Die Himalayagletscher, mit denen wir es auf dieser Expedition zu tun hatten, waren bei weitem nicht so zerklüftet und spaltenreich wie die Gletscher der Südalpen von Neuseeland.

Vom Sattel aus sahen wir zum ersten Male nach Tibet hinein: rotbraune Berge über 6400 m, aber ohne Schnee. Der stärkste Eindruck dieses Tages war unser Aufbruch um 6 Uhr früh, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, und die unmenschliche Kälte. Als wir in die Sonne kamen, mussten wir schleunigst Steigeisen, Schuhe und Socken abziehen und eine Stunde lang unsere Füsse massieren, um die Zirkulation wieder in Gang zu bringen.

Am nächsten Tage ruhten wir uns aus; am 10. Juli setzten wir uns mit den beladenen Sherpas wieder in Bewegung und errichteten Lager III bei 6400 m auf einer schmalen Terrasse dicht unter dem Sattel, um den kalten Winden zu entgehen, die über den Col fegten. Wir trugen nicht mehr als 15 Pfund, aber die Sherpas schleppten 25 kg und gaben uns eine Stunde Vorsprung. Dieser Tagesmarsch hinauf zum Sattel war für mich das Allerschlimmste. Jeder Schritt eine Anstrengung! Um so überraschender war die Wandlung am nächsten Tage. In der ganzen Zeit war das Wetter beständig, am Morgen immer schön, am Nachmittag etwas neblig. Nur die Berge im Süden steckten jeden Tag in Wolken.

Pasang war sehr darauf aus, die Gipfelbesteigung mitzumachen, und blieb deshalb oben in Lager III. Auch uns war es wichtig, ihn bei uns zu haben, aber das bedeutete, dass drei von uns sich in einem der beiden kleinen Zweimannzelte zu-

sammendrängen mussten, gegen die Aussenwände gedrückt, die während der Nacht vereisten. Ich nahm ein Schlafmittel.

Wir waren jetzt knapp unter 6400 m, hatten also noch 800 bis 900 m bis zum Gipfel zu bewältigen. Der 11. Juli war der grosse Tag. Wir starteten um 8.15 Uhr, nachdem die Sonne das Zelt bereits erwärmt hatte, und zwar gingen wir in zwei Seilschaften: Cotter und ich mit Pasang in der Mitte, Lowe und Hillary am anderen Seil. Vom Sattel aus gab es zunächst eine schwierige Traverse auf weichem, unzuverlässigem Schnee zum Grat; dort aber trafen wir eine harte steile Kante an, auf der wir mit Steigeisen drei Stunden lang vorwärtskamen, bis zu einem Vorgipfel. Der Hauptgegner war nicht die Steilheit, sondern ein starker kalter Wind, beinahe von Sturmstärke. Glücklicherweise wehte er gleichmässig, es gab keine Böen. Wir trugen dauernd unsere Windanzüge. Es war fast unmöglich zu photographieren, denn die Hände wurden sofort gefühllos, wenn man auch nur die Überhandschuhe abzog. Zweimal mussten wir die Schuhe ausziehen und an einem geschützten Platz die Füsse massieren, um die Zirkulation wieder herzustellen. Pasang konnte sich damit aus.

Mittags standen wir auf dem Vorgipfel (ca. 6860 m) und sahen zu unserer Überraschung recht schwierige Arbeit vor uns. Ich schlug zwei harte Eishänge hinunter Stufen bis zu einer kleinen Scharte. Über uns schwang sich ein Steilhang von grünem Eis empor – ungewöhnlich exponiert, direkt über dem gewaltigen Absturz der felsigen Südwand. Lowe und Hillary erschienen hinter uns auf dem Vorgipfel und waren nicht ganz zu Unrecht der Meinung, dass es angesichts dieser Schwierigkeiten nicht möglich sein würde, die Besteigung noch an diesem Tage zu Ende zu führen; sie kehrten um. Da fing Pasang in seinem gebrochenen Englisch an, uns Mut zu machen: «Nicht weit zum Gipfel, langer Weg bis hierher, zwei Stunden zur Spitze!» Tatsächlich kostete es sechs lange, schwere, kampfreiche Stunden bis zum Gipfel, aber wir packten an.

Ich hatte meinen guten Tag; bis jetzt war ich fast ebenso leicht gestiegen wie in der Höhe unserer Neuseeländer Berge. Es gelang uns, das schlimmste Stück der Stufenarbeit im grünen Eis zu vermeiden, indem wir – eine heikle Sache – die Gratschneide genau auf der Kante begingen, den einen steigeisenbewehrten Fuss in Tibet, den anderen in Garhwal.

Dann aber musste ich eine Wächte durchschlagen, was harte Eisarbeit erforderte, und stufenschlagend ging es weiter über den Grat eines zweiten kleinen Gipfels. So kamen wir zu dem spannendsten Teil der ganzen Besteigung: einer scharfen, bröckeligen Felsschneide über einer höchst exponierten senkrechten Felswand. Über mehrere Grathöcker ging es so weiter, was zwar nicht besonders schwierig, aber zeitraubend war. Wieder schien es mir zweifelhaft, ob wir durchkommen würden; aber wir gingen weiter. Als wir diese Passage hinter uns hatten, ging es einen langen steilen Eisgrat hinauf, wobei einige scharfe Schneiden zu

überwinden waren. Dies erforderte viel Zeit, vielleicht zweieinhalb Stunden. Meist mussten wir oben auf der Kante gehen, und ständig hatten wir mit dem Wind zu kämpfen.

Endlich gegen 16.30 Uhr hatten wir diesen Grat unter uns und standen auf der Gipfelschulter. Aber was nun folgte, war noch schlimmer. Wir stiessen auf weichen Schnee. Der Wind kam nun direkt von vorn – denn wir hatten uns gegen Süden gedreht – und war auch viel stärker geworden. Jeder Schritt war ein Kampf, und noch 20 m vor dem Gipfel waren wir nicht sicher, ob unsere Kräfte ausreichen würden.

Um 17.45 Uhr, nach einem Ringen mit dem Schlusshang, standen wir auf der Spitze des Mukut Parbat (7242 m). Ich klopfte Pasang auf die Schulter; er machte eine Art Ehrenbezeugung und schüttelte mir die Hand. Seiner langen Reihe von bergsteigerischen Erfolgen hatte er ein neues Glied hinzugefügt. Er war ja mit Spencer Chapman auf dem Chomolhari (7315 m) gewesen und ausserdem mit Fr. Wiessner 1939 am K2 bis 8380 m, was meines Wissens die grösste Höhe war, die ein Sherpa je erreicht hatte. Gleich darauf trat Cotter zu uns. Eine kleine Vertiefung auf dem Gipfel gab uns praktisch den einzigen Windschutz während der ganzen Bergtour. Hier konnte man sogar ein paar photographische Aufnahmen machen. Wir sahen hinaus in die weiten braunen Hochebenen von Tibet und hinunter zu einem grossen Gletscher in der Tiefe, dem Mangnang. Wir sahen hinüber zum Kamet und auch zu dem langen Eisgrat, der von der tibetischen Seite zum Abi Gamin (7355 m) führt.

Nun war aber keine Zeit mehr zu verlieren. Der Aufstieg hatte neuneinhalb Stunden erfordert, und um 18 Uhr mussten wir spätestens den Rückweg antreten. Wir hatten dann gerade noch zweieinhalb Stunden Tageslicht. Cotter ging beim Abstieg voraus. Ich nahm eine Schlinge des Nylonseiles um das Handgelenk, hielt das Seil straff und passte genau auf Pasang auf; aber er hielt sich tadellos und balancierte auf seinen Steigeisen den steilen Grat hinunter. Wir sicherten uns gegenseitig nur an den schwersten Stellen und beeilten uns nach Möglichkeit. Es war ein Abstieg mit innerer Unruhe; immer wieder schauten wir nach der untergehenden Sonne aus. Der Wind heulte über den Grat, aber er konnte uns nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Nur auf dem scharfen Felsgrat wurde es etwas kritisch. Endlich hatten wir den Vorgipfel hinter uns, und nun konnten wir mit unseren Steigeisen im Renntempo zum Sattel hinunterlaufen. George Lowe war uns bis hierher mit einer Fackel entgegengekommen. Mühsam ging es zum Lager

Bild: Der wild gestufte Grenzgrat (NW) zum Mukut Parbat (7242 m), der in ganzer Länge zum Gipfel verfolgt wurde. Davor der 6400 m hohe Sattel (Lager III). Rechts hinten der Kamet (7756 m). (Photo H. E. Riddiford).

Umstehende Doppelseite: Aussicht von Punkt 5712, zwischen Uttari und Dakkebni-Chamrao-Gletscher (Photo H. E. Riddiford).



6328 m

5962 m

6910 m

6196 m

6428 m

6760 m

Anonym

Mukut Parbat 7242 m

Abi Gamin 7355 m

Kamet 7756 m



Linker Teil: Ganz links und Mitte: die beiden Hauptarme des Uttari (N) Chamrao Gal (Gletscher). Rechts: ein zufließender, auf der Karte namenloser Seitengletscher. Hinter der Bergkette von Punkt 6328 zu Punkt 6910 öffnet sich das Balbala-Bank-Becken mit dem erstmals 1855 überschrittenen Schlagintweit-Pass.

Rechter Teil: Vorn die breite Wasserscheide zwischen Uttari und Dakkhni (S) Chamrao Gal; sie steigt auf zu Punkt 6196 und Punkt 6428 der tibetischen Grenze. Der rechts sichtbare Dakkhni Chamrao Gal führt zu den (unsichtbaren) Lagern II (5800 m) und III (6400 m).



zurück, und glücklich waren wir, als wir uns der Steigeisen, der Schuhe und des Seiles entledigen konnten und erschöpft in die Schlafsäcke krochen. Es war ein denkwürdiger Tag. Etwas später in der Nacht massierte Lowe eine Stunde lang meine Füsse, die noch immer gefühllos waren.

Am nächsten Tage kehrten Pasang und ich nach Camp II zurück; Cotter war schneblind. Lowe und Hillary warteten noch auf eine Gelegenheit, die Besteigung zu wiederholen, aber nach ein paar Tagen kamen sie herunter; sie hatten das Gefühl, dass ihre Form sich verschlechtert hätte. Später verbrachten sie fünf oder sechs Tage auf dem Sattel, als sie Punkt 6760 erstiegen, und stellten keine Minderung ihrer Leistungsfähigkeit fest. Der Prozess der Akklimatisation vollzieht sich allmählich. An den folgenden beiden Tagen zogen wir alle hinunter zu Camp I mit seinem Grün und seinen Blumen. Aber wir fanden, dass 5200 m noch immer zu hoch sind, wenn man sich wirklich erholen will, und darum entschlossen wir uns, für eine Woche nach Badrinath (3122 m) zu gehen. Ich war gesundheitlich noch immer nicht ganz in Ordnung und stellte fest, dass ich 34 Pfund abgenommen hatte. Wir hatten die Absicht, noch einmal in das gleiche Gebiet zurückzukehren, um noch einige verlockende Besteigungen zu versuchen.

Nach fünftägiger Ruhe gingen Cotter und Hillary wieder zum Chamraogletscher, und zwei Tage später folgte ihnen Lowe. Ich blieb noch bis zum 28. Juli in Badrinath. Inzwischen kamen die sechs Mitglieder der französischen Nanda-Devi-Expedition nach Badrinath, und wir assen gemeinsam im Bungalow. Es war eine grosse Freude für mich, Bergsteiger eines anderen Landes zu treffen und kennenzulernen. Um so mehr erschütterte mich der Schicksalsschlag, der ein so grossartiges Unternehmen traf, das auf so tragische Weise enden musste. Sie überliessen uns in Joshimath einigen überzähligen Proviant, der uns auf dem Rückweg von grossem Nutzen war.

Als ich wieder in Camp I eintraf, fand ich, dass ich bisher nicht viel versäumt hatte. Der Monsun hatte Schlechtwetter gebracht, jeden Tag gab es Regen und Nebel. Zwei Felsgipfel am Uttari-Chamrao-Gletscher, beides ausgezeichnete Aussichtspunkte, waren vom Lager I aus erstiegen worden. Lowe und Hillary gingen am 26. Juli auf Punkt 5962 und am 29. Juli mit Cotter auf Punkt 5928. Alle zusammen bestiegen wir auch einmal den Punkt 5712 über Camp I.

Lowe und Hillary hofften immer noch auf den Mukut Parbat und brachen am 31. Juli nach Lager III auf. Dort harrten sie ein paar Tage aus, bei Schnee und – überraschenderweise in dieser Höhe – sogar Regen. Überall kamen Nassschneelawinen herunter. Glücklicherweise schluckte eine grosse Spalte alles, was von

Bild: Hinten links die Schneekuppe Punkt 6760, davor die schöne namenlose Pyramide, die vermutlich vor dem Grenzgrat steht. In der Bildmitte der Dakkni Chamrao Gal. Im Kreislein zu oberst, auf der Wasserscheide zwischen Chamrao und Pachmi Kamet Gal, das Lager II (5800 m).

oben kam. Schliesslich gab es am 5. August eine vorübergehende Wetterbesserung. Da bezwangen sie den Punkt 6760, nordwestlich von Lager III. Es ging über Schnee und Eis gerade hinauf, mit einer prächtigen Aussicht als Belohnung. Am nächsten Tage stiegen sie wieder herunter.

Für die kurze Zeit, die uns noch blieb, beschlossen wir, uns in zwei Gruppen zu teilen. Ich konnte Garhwal nicht verlassen, ohne mir noch einmal die Nilkanta anzusehen, und zwar wollte ich den Nordostsattel und die Nordwandroute näher erkunden. Meine drei Kameraden wollten lieber Punkt 6328 angreifen, was ihnen auch einige Tage später gelang, und zwar von einem Camp am Uttari-Chamrao-Gletscher aus; es war eine schöne Eistour.

Inzwischen hatten Pasang und ich eine recht interessante Zeit. Wir nahmen Thondup und den jungen Gopa Singh von Mana mit und gingen zum Zungende des Satopanthgletschers hinauf. Auf einem sehr luftigen Steig, der über die Wände oberhalb des Gletscherendes führt, erreichten wir die Weiden rund 250 m höher oben und gingen dann noch reichlich 300 m weiter hinauf bis zur Vegetationsgrenze, wo wir lagerten. Wir wären auf eine solche Route nie verfallen, wenn uns nicht Hirten gesagt hätten, dass sie mit ihren Schafen diesen Steig benützten. Übrigens kann man den Nordostsattel der Nilkanta nicht von unserem früheren Basislager aus erreichen, das höher oben auf dem Satopanthgletscher lag; denn dort ist der Zugang durch Steilwände und Plattenschüsse gesperrt. Während der zwei Tage und Nächte, die wir da oben waren, regnete es meist heftig, aber am frühen Morgen gab es doch kurze Aufhellungen, die uns eine überraschende Aussicht boten. Wir sassen hoch oben über dem steilwandigen Tal. Nilkanta und Chaukhamba, beides prachtvolle Berge, beherrschten die Szene. Der Monsun hatte die ziemlich dünnen unteren Hänge des Satopanthtales in leuchtendes Grün gewandelt. Am dritten Morgen hatten wir einige Stunden gutes Wetter, so dass Pasang und ich die Schneehänge bis 150 m unter dem Nordostsattel hinaufgehen konnten. Dabei ergab sich, dass der Eissims an der Nordflanke der Nilkanta bei guten Schneebedingungen eine mögliche Route bieten könnte. Doch schon schloss sich die Wolkendecke wieder; wir stiegen zum Talboden ab und kehrten nach Badrinath zurück, wo wir uns mit den anderen trafen.

Für den Rückmarsch nach Ranikhet nahmen wir Pferde, und zwar folgten wir diesmal der Pilgerroute nach Nandaprayag und trafen erst in Ghat auf unseren alten Weg. Dabei gab es einen bemerkenswerten Zwischenfall:

Am zweiten Tage nach unserem Abmarsch von Joshimath hörten wir aufgeregtes Reden und fanden schliesslich heraus, dass es vorn einen bösen Erdrutsch gegeben hatte. So etwas passiert in der Hauptregenzeit fast täglich, ganz besonders in der tiefen Schlucht der Alaknanda, längs der die Pilgerroute führt. Wir liessen unsere Pferde und das Gepäck in einem kleinen Dorf zurück und gingen los, um uns die Sache einmal anzusehen. Die Rufe hatte sich in einem Seitenbach

in Bewegung gesetzt, und die Sache sah trostlos aus. Nach einem heftigen Wolkenbruch war auf unserer Talseite nichts übrig geblieben als eine Felswand, auf der anderen Talseite die grosse Mure. Der Weg war verschwunden, ebenso die Brücke über den Fluss, dessen schlammige Wassermassen talaus brausten. Alle paar Minuten kamen grosse Felsblöcke und Erdmassen herunter.

Für den Rest des Tages gingen wir in das Dorf zurück, wo Pasang für uns ein bequemes Quartier besorgt hatte. Es war oben in einem Pilgerrasthaus (*chatti*), das wir für unseren ausschliesslichen Gebrauch gemietet hatten, und zwar für die riesige Summe von vier Annas pro Person. Einige Pilger waren von unseren Sherpas mit rücksichtsloser Schnelligkeit an die Luft gesetzt worden. Zwei Einheimische hatten sich nach einer Umgehungsmöglichkeit umgesehen und berichteten am Abend, dass sie 600 m höher oben etwas gefunden hätten, aber die Pferde müssten ohne Lasten gehen. Der Gedanke, doppelte Lasten einen ganzen Tag lang auf unseren eigenen Schultern durch den Wald zu schleppen, war grauenhaft, und darum beschlossen wir, es doch mit der Rufe zu versuchen. Wir brachen früh am Morgen auf. Glücklicherweise hatte der Regen aufgehört, und der Erdstoss war zur Ruhe gekommen. Zuerst musste man längs der Felswand queren und dann versuchen, 50 m zum Fluss hinunter zu gelangen.

Wir zogen unsere Mauerhaken, Karabiner und Hämmer heraus, übrigens zum ersten Male im Verlauf der ganzen Expedition. Ohne die Schlosserei wäre es nicht gegangen. Ich ging angeseilt voraus, hackte mit dem Pickel in den Felsschutt grobe Stufen und trieb Mauerhaken ein, wo es nur möglich war. Pasang folgte mit noch mehr Mauerhaken. Nach einer halben Stunde ziemlich heikler Arbeit waren wir 10 m vorgerückt, und nun würde es für mich möglich sein, mich zum Fluss hinunterzulassen. Der Übergang sah schwierig aus. Ich hatte mich längs der Felswand bis zu einer Stelle geschwungen, wo ich auf einen kegelförmigen Block im Fluss gelangen konnte.

Jetzt blieb noch ein schwieriger Sprung von etwa 2 m zur andern Seite hinüber zu tun, und zwar aus dem Stand, von meinem Felsen aus. Ich glaubte gerade noch eine seichte Stelle einen Fuss vom jenseitigen Ufer entfernt erreichen zu können. Das Seil wurde gelockert, und ich sprang. Das nächste, was ich merkte: ich stak drin bis über den Kopf und wurde vom Wildwasser mit furchtbarer Kraft hinuntergewirbelt. Ich erinnere mich, klar gedacht zu haben: «Das ist das Ende.» In einem Augenblick aber war alles vorbei, und ich taumelte 3 m weiter unten ans jenseitige Ufer, nachdem ich einen kleinen Wasserfall passiert hatte. Augenblicklich war ich etwas durcheinander, hatte Schrammen an Brust, Armen und Beinen und war von Kopf bis Fuss mit Schlamm und Sand bedeckt.

Während dieser Zeit hatten sich auf beiden Ufern eine Menge Zuschauer gesammelt. Ich befestigte das Seil, das ich mit durch den Fluss gebracht hatte, an einem grossen Block und kletterte die Rufe hinauf, um mich zu vergewissern, ob

es auch weiter gehen würde. Dann schlug ich abwärts Stufen. Inzwischen hatte man auf der anderen Seite die Pferdetreiber verständigt, dass sie die Lasten bringen sollten. Ein starkes Seil von etwa 35 m Länge wurde straff über den Fluss gespannt, und an ihm wurden alle unsere Leute und Lasten hinüberbefördert. Das kostete zwei bis drei Stunden und war für die menschlichen Passagiere eine ziemlich aufregende Luftreise, denn sie hingen in einer Schlinge am Seil, das 30 m über dem Fluss gespannt war.

Mittags waren wir in einem kleinen Dorf auf der rechten Seite des Erd-rutsches wieder vereinigt und bereit, unsere Reise fortzusetzen. Die Pferdetreiber kamen erst am Abend; der Umweg war für sie ein harter Tag gewesen. Der Strom der Pilger begann wieder zu fließen. Alle entschieden sich für den Umweg; Freiwillige für unsere Luftseilbahn gab es nicht. Nur wir hatten diese Abwechslung gründlich auskosten.

Bei unserer Ankunft in Ranikhet am 23. August überraschte uns die freudige Nachricht, dass zwei von uns eingeladen seien, sich der britischen Everestkund-fahrt anzuschließen. Lowe und Cotter traten zurück, ein sehr hoch zu bewertendes Opfer ihrerseits. Sie reisten nach Hause, während Hillary und ich durch Indien fuhren, um uns der bereits in Nepal befindlichen Expedition anzuschließen.

Liste der Gipfel, die von der Expedition bestiegen wurden

4. Juli 1951	Punkt 6196	Hillary, Lowe, Cotter
11. Juli 1951	Mukut Parbat (7242 m)	Cotter, Riddiford, Pasang Dawa
26. Juli 1951	Punkt 5962	Hillary, Lowe
29. Juli 1951	Punkt 5928	Hillary, Lowe, Cotter
5. August 1951	Punkt 6760	Hillary, Lowe
? August 1951	Punkt 6328	Hillary, Lowe, Cotter
An verschiedenen Tagen	Punkt 5712	Hillary, Lowe, Cotter, Riddiford

Sämtliche Gipfel wurden vom Chamraogletscher aus bestiegen. Es waren alles Erstersteigungen.

PS Siehe drei weitere Bilder in der «Alpinen Rundschau».

AN DER GRENZE SIKKIM-NEPAL

Georg Frey zum Gedächtnis

Mitgeteilt von G. O. Dybrensfurth

Im Mai 1951 schrieb mir Herr Georg Frey, Sekretär der Handelsagentur Bombay der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung, sein Kontrakt laufe demnächst ab, und als Abschluss seiner dreijährigen Indienzeit wolle er eine kleine, private, höchstens zwei Monate beanspruchende Himalayafahrt machen. Er denke an die nepalische Seite des Kangchendzönga . . . ob ich ihn dabei etwas beraten wolle. Ich sandte ihm einige Exemplare unserer Karte *Das Massiv des Kangchendzönga* 1:100 000, von Marcel Kurz, und machte ihm eine Reihe von Vorschlägen, in denen ich das Gebiet Tseram-Yalunggletscher-Ratong La-Dzongri-Kabur-Gocha La empfahl. Es ergab sich eine rege, freundschaftliche Korrespondenz. Frey war kein erstklassiger Alpinist; immerhin hatte er in seinen Zürcher Jahren eine gewisse bergsteigerische Erfahrung gesammelt. Im Mai 1950 hatte er auch bereits eine dreiwöchige Tour in Sikkim gemacht (Sebu I.a) und Land und Leute kennengelernt. Ohne eigentlicher Wissenschaftler zu sein, hatte er doch reges geographisches Interesse und den lebhaften Wunsch, der Himalayaforschung zu dienen; auch erkannte ich bald, dass er ein sachverständiger und sehr sorgfältig arbeitender Photograph war. Deshalb gab ich ihm allerlei Winke, welche Aufnahmen besonders wichtig seien, auf welche Panoramen es ankomme.

Auch Prof. Ludwig Krenek, «Hon. Local Secretary» des «Himalayan Club» in Darjiling, war ihm in jeder Weise behilflich; mit grosser Freude schrieb mir Frey am 22. September 1951, wenige Tage vor seinem Abmarsch aus Darjiling, dass alles in bester Ordnung sei; er habe ein feines Team beisammen, darunter sogar Hochträger von der Annapurna-Expedition 1950 und den beiden letzten schweizerischen Himalaya-Expeditionen, und als Sirdar den berühmten Tensing Bhotia. Das ist das letzte, was ich von ihm hörte, bis . . . im November die Trauerbotschaft kam, dass Georg Frey am letzten Tage einer bis dahin glücklich verlaufenen Expedition, am 29. Oktober 1951, tödlich verunglückt sei. Die eigentliche Expedition war tatsächlich beendet, von der herrlich gelegenen Alp Dzongri (4030 m) sollte auf viel begangenen gutem Wege der Rückmarsch nach Darjiling angetreten werden. Aber das Wetter war schön, und Frey hatte noch ein paar Tage Zeit, die er für die Besteigung eines kleinen namenlosen Gipfels (P. 19 130 ft. = 5830 m) am östlichen Ratonggletscher verwenden wollte. Tensing Bhotia berichtete darüber später an Prof. Krenek:

«Wir verliessen Dzongri am 27. Oktober und kampierten an diesem Abend bei etwa 4600 m [?]. Am 28. stiegen wir zu einem Lager II am Ratonggletscher auf, das bei etwa 5060 m lag. Frey Sahib wollte von dort den unbenannten Berg Punkt 5830 [etwa 2 km südöstlich vom Koptang] erklettern. Am 29. Oktober früh stiegen wir durch eine steile, fels- und eisdurchsetzte Schneerinne an, und zwar mit Steigeisen. Am oberen Ende des Couloirs war ein sehr steiler Grataufschwung bei etwa 5640 m. Wir gingen noch ohne Seil. Plötzlich glitt Frey Sahib aus und stürzte auf mich zu. Ich versuchte, ihn zu halten, wurde aber selber mitgerissen. Ich wollte mit dem Pickel bremsen, aber es gelang nicht. Im Fallen riss ich Ang Dawa, den anderen Sherpa, aus dem Stand, so dass wir alle drei hinabglitten, Frey Sahib zuerst, dann ich, zuletzt Ang Dawa.

Knapp vor der Rinne konnte ich bremsen. Ang Dawa fiel auf mich, doch mit viel Glück konnte ich ihn halten. Frey Sahib aber stürzte die ganze Höhe der Rinne, etwa 500 m, bis auf den Gletscherboden hinunter. Wir seilten uns an und stiegen ganz vorsichtig ab. Inzwischen war der dritte Sherpa, der in Lager II geblieben war, beim Sahib angelangt. Doch war er schon tot. Zu dritt trugen wir den Leichnam bis zum Ende des Gletschers und begruben ihn neben einem Riesenblock. Wir errichteten aus Steinen ein Grabmal und steckten seine Eisaxt hinein. Ich selbst hatte einen Finger gebrochen und den Ellenbogen verletzt; Ang Dawa konnte kaum gehen. Wir blieben daher im Lager II. Am nächsten Tage ging es uns etwas besser. Wir kehrten nach Dzongri zurück und marschierten in fünf Tagen nach Darjiling. »

Nach der Beschreibung von Tensing ist Prof. Krenek der Ansicht, dass ein Schädelbasisbruch den sofortigen Tod herbeigeführt hatte.

Georg Frey ist der zweite tapfere Schweizer Bergsteiger, der am Fusse des Kangchendzönga ruht. (In einer Lawine kam 1905 Alexis A. Pache ums Leben; ihm wurde ein schlichtes Stein-
denkmal errichtet – «Pache's Grave» – auf einer Felsinsel im oberen Yalunggletscher.) Nach dem tragischen Ende dieser so frohmütig begonnenen kleinen Himalayafahrt übergab mir die Familie Frey-Egli (Zürich), die ihren einzigen Sohn und Bruder verloren hatte, seine Tagebuchnotizen und das reiche Bildermaterial, das Prof. Krenek entwickelt und nach Zürich gesandt hatte. Daraus wurde erst recht ersichtlich, mit welcher liebevoller, geradezu wissenschaftlicher Sorgfalt Georg Frey vorgegangen war. Über jeden Tag hat er sich Notizen gemacht, und für jede Aufnahme wurden Objekt, Standort, Zusammengehörigkeit der Bilder (Panoramen), Tageszeit und Beleuchtungsverhältnisse genau vermerkt. Es wäre mir eine grosse Freude gewesen, das ganze Material mit ihm gemeinsam auszuwerten. Jetzt muss ich mich darauf beschränken, aus seinem Text (in englischer Sprache) einen Auszug und aus seinen Photos eine Auswahl zu geben; es sind Bilder, die vor und nach einer Überschreitung des Ratong La^v (5197 m) vom Yalunggletscher zum Ratong- und Kabrugletscher entstanden.

Aus den Tagebuchnotizen von Georg Frey

«27. September. Darjiling–Tanglu (22½ miles). Von Darjiling über Ghum bis Mambanjang in einstündiger Autofahrt, von dort aus zu Fuss; doch wird der Weg bis Phalut jetzt für Kleinwagen fahrbar gemacht. Abmarsch in Mambanjang um 11 Uhr, Ankunft im Bungalow von Tanglu (3063 m) um 14.30 Uhr. Die 32 Kulis waren schon am 26. September von Darjiling abmarschiert, so dass am 27. September, abends, alles in Tanglu war. [Auch ein Mr. Lewis, der einzige europäische Gefährte Freys. G. O. D.]»

28. September. Nach Sandakphu (14 miles), Marschzeit etwa acht Stunden. In Sandakphu ist ein hübscher neuer Bungalow (3586 m).

29. September. Nach Phalut (3600 m). Weiter längs dem Singalilakamm (12½ miles), guter Weg, etwa sechs Stunden Marschzeit, prachtvoller Blick auf die Kangchendzönga- und Everestgruppe. Guter Bungalow.

30. September. Über Singalila (3685 m) nach Chiya Banjang (3142 m), Halbtagesmarsch, nur etwa drei Stunden. Erstes Zeltlager.

1. Oktober. Nach Barma Pokri (3408 m), 2,7 km südwestlich von Lampheram (3903 m) [oder Dhond, Δ 3897 m]. Wieder nur ein dreistündiger Marsch. Die Trä-

ger hatten Schwierigkeiten der Wasserbeschaffung vorgeschützt, um zu zwei (voll bezahlten) Halbtagesmärschen zu kommen – ein beliebter Trick.

2. Oktober. Nach Megutang (4402 m), östlich vom Kangrang La. Etwa vier-einhalb Stunden Marschzeit, an der Rhododendrengrenze, nebliges Wetter.

3. Oktober. Über den Garakhet La (4280 m) und den Dain La, der auch Danphebir (4631 m) genannt wird, nach Gombatang [Gopetang, ca. 3800 m]. Sehr hübscher Lagerplatz im Talgrund.

4. Oktober. Über den Chumbab La [Chongpa La, 4496 m] nach Zemaphu (etwa 4270 m), acht bis neun Stunden Marschzeit.

5. Oktober. Über den Semo La (4660 m) ins Kangla-Mangma-Tal (4200 m). Bei Überschreitung des Flusses fiel ich hinein, doch ging dieses Abenteuer gut aus. Weiter nach Tseram (3810 m). Sechs bis sieben Stunden Marschzeit. Die Hütten von Tseram scheinen ganz verfallen zu sein. Auszahlung und Entlassung der Lokaltäger, von denen sich besonders die Frauen gut bewährt hatten. Sie tragen dieselben Lasten wie die Männer und sind immer lustig und guter Dinge.

6. Oktober. Zum Upper Ramser (ca. 4400 m), wo das Basislager errichtet wurde, zweieinviertel Stunden von Tseram entfernt. Es ist ein hübscher Grasplatz zwischen der rechten Seitenmoräne des unteren Yalunggletschers und den steilen Hängen der nördlichen Talseite. Vier Hochträger gingen zurück, und bei den beiden Sahibs blieben nur noch vier: Tensing Bhotia, Ang Dawa [IV], Ang Tsering und Gyaltsen („Mickchen“).

7. und 8. Oktober. Besteigung von Punkt 5715, auf der Südseite des Yalung- und des westlichen Ratonggletschers. Um für ein Gipfelpanorama das Schönewetter der Morgenstunden zu haben, wurde am 7. Oktober ein Zwischenlager bis über 5000 m vorgeschoben. Die Überquerung des von einer mächtigen Oberflächemoräne bedeckten Yalunggletschers machte – wie üblich – ziemlich viel Mühe. Dann ging es reichlich zwei Stunden lang über steile Blockhänge hinauf. Während Tensing und Ang Dawa an einem vor Steinschlag sicheren Platz die Plattform für die Zelte herrichteten, erkletterte ich eine kühne Felsnadel in der Nähe des Lagerplatzes. Lewis, der stets ziemlich langsam ging, kam erst wesentlich später an.

Über Nacht schneite es, doch am nächsten Morgen war es wieder schön, ganz klar und ziemlich kalt. Lewis fühlte sich nicht wohl und blieb mit Ang Dawa zurück, aber Tensing und ich waren um 9.40 Uhr auf dem bisher unerstiegenen Gipfel. Es war eine nicht schwierige, hübsche Bergfahrt, die auch photographisch gute Ausbeute lieferte. Kaum waren die Aufnahmen beendet, als auch schon die Nebel kamen. Der Abstieg zum Zwischenlager und der Rückmarsch zum Basislager verliefen ohne Zwischenfälle. [Später schreibt Frey, der Punkt 5715 sei anderswo und nicht erreicht worden].

9. Oktober. Zum Yalung-Camp I („Tso Camp“, 4880 m), etwa sieben Stunden Marschzeit. Bei schönem Wetter ging es am rechten Ufer des Yalunggletschers

talaufwärts, an zwei kleinen Seen vorbei. Etwas heikel war die Überschreitung des Tsogletschers, der von Norden in den mittleren Yalunggletscher einmündet und dessen Eisfall öfters grosse Eislawinen entsendet. Auch auf der Kabruseite waren wiederholt Lawinen zu hören. Der Lagerplatz an der auf der Kurz-Karte bezeichneten Stelle war gut zu finden, aber zurzeit gab es dort keinen See und überhaupt kein Wasser, so dass Tensing im Rucksack ein paar Eisblöcke vom Gletscher holen musste.

10. Oktober. Zum Yalung-Camp II (5050 m, nördlich ‚Nao Camp‘), vier bis fünf Stunden Marschzeit. Wieder war es morgens wolkenlos, eine günstige Zeit zum Photographieren, noch vor dem Start. Dann in östlicher Richtung über den Hauptgletscher hinüber. Der Yalunggletscher trägt hier noch immer viele Hügel von Oberflächenmoräne, aber auch zahlreiche kleine Seen und Spalten, was die Überquerung mühsam macht. Längs der linken (südöstlichen) Seitenmoräne talaufwärts zum neuen Lagerplatz. Am Nachmittag noch 300 m hinauf, um einen besseren Standort für die Aufnahmen zu gewinnen, und zurück zum Camp.

11. Oktober. In nördlicher Richtung zu einer auf den Karten nicht eingetragenen [?] Felsinsel im Becken des Yalunggletschers, südwestlich von ‚Pache’s Grave‘, etwa 5400 m hoch, von wo aus eine Panoramaaufnahme gemacht wurde.

12. Oktober. Zurück zum ‚Tso Camp‘ und nach einem neuen Lagerplatz etwa 4880 m) auf der Südseite des Tsogletschers.

13. Oktober. Grössere Erkundung im Gebiete des Tsogletschers, südlich des Janu (7710 m). Tensing und ich drangen auf der Südwestseite des Tsogletschers bis etwa 6250 m vor. Interessantes Panorama [photographisch leider nicht vorhanden!]. Inzwischen verlegten die Sherpas (mit Lewis) das Lager bis zu einem Platz gegenüber dem westlichen Ratonggletscher.

14. Oktober. Nach einem neuen Camp am westlichen Ratonggletscher, einer Art von Basislager (ca. 4450 m) für die Überschreitung des Ratong La. Da wir doppelt soviel Lasten als Träger hatten, musste dafür ein Pendelverkehr eingerichtet werden.

15. Oktober. Ich versuchte, von Ang Dawa begleitet, die Ersteigung eines hübschen westlichen Vorberges des Ratong Peak (6679 m) und kam bis etwa 5500 m. Ein kleiner Unfall durch Steinschlag blieb glücklicherweise ohne ernstere Folgen. Wegen vorgerückter Zeit und schlechter Sicht wurde etwa 150 m unter dem Gipfel die Umkehr beschlossen. Am gleichen Tage wurde in einer Höhe von etwa 4820 m Camp I Ratonggletscher erstellt.

16. Oktober. Pendelverkehr vom Basislager herauf und weiter bis unter den Ratong La. Ziemlich schlechtes Wetter, Lagerarbeiten, Schuhreparatur. [Freys Bergschuhe waren bereits in einem ganz traurigen Zustand].

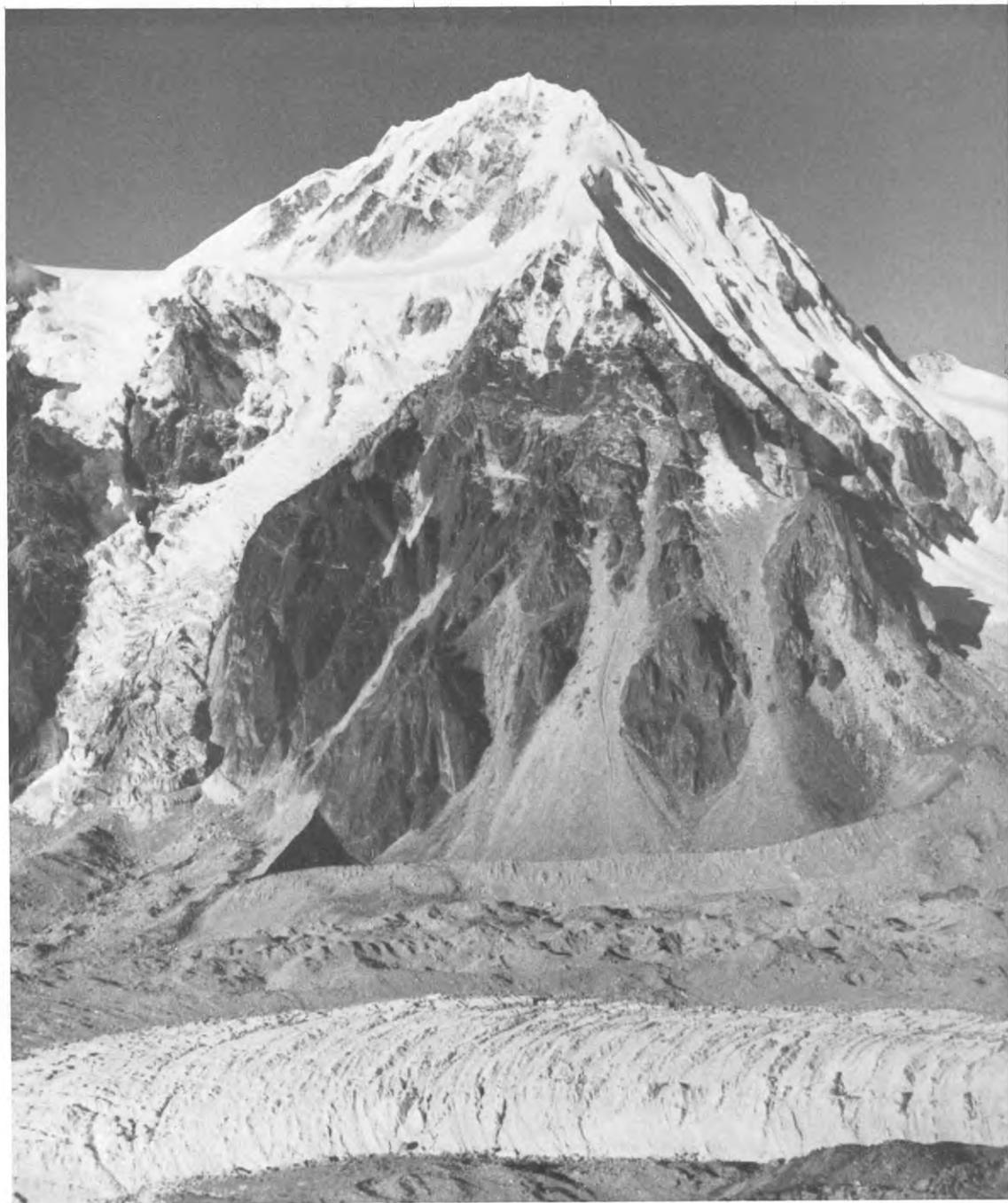
17. Oktober. Über den Ratong La (5197 m) zum Camp I Kabru (4800 m). Es war die zweite Überschreitung des Ratong La, der 1920 von Raeburn und Craw-



Ratong Peak (6679 m) von Nordwesten quer über den in der Tiefe nach rechts hinfließenden Yalunggletscher. Auf der Felsnadel: Georg Frey.



Boktob (5932 m) von Südosten quer über den in der Tiefe nach links hinfließenden Yalunggletscher.



Koktang (6147 m) von Osten vom Camp Kabru I am Ome Cho (See: 4004 m).



Kabru Dome (6600 m) von der östlichen Wanne des Kabrugletschers.

ford eröffnet, aber dann wieder fast in Vergessenheit geraten war. Zwischen dem Ratong La und dem Koktang (6147 m) liegt südwärts ein kleiner Felsgipfel, der den Grat sperrt. Tensing und ich erkundeten ihn bis etwa 5500 m. Dann ging es über den schuttbedeckten östlichen Ratonggletscher zu dem grossenteils aperen Kabrugletscher und zum Camp I Kabru, dem gleichen Lagerplatz, den schon C.R. Cooke bei seiner Kabrubesteigung 1935 benützt hatte. Ein kleiner See [Ome Cho 4804?] und etwas Feuerungsmaterial nahe bei den Zelten sind besondere Vorzüge dieses Lagerplatzes.

18. Oktober. Rasttag in Camp I Kabru (4800 m). Die Träger holten die letzten Lasten vom Ratong La. Vorbereitungen für die Abreise von Lewis. Vom Kabru donnerten wiederholt grosse Lawinen, deren Luftdruck bis zum Lager spürbar war.

19. Oktober. Während Lewis mit Ang Tsering und Lhakpa Gyalpo nach Darjiling aufbrach, machte ich zunächst einen photographischen Beutezug und ging dann mit Tensing und Phutarke zum Camp II Kabru. Dieser Lagerplatz – nach Cooke 5334 m, nach Marsh 5609 m hoch – liegt oben auf der Felsrippe im Kabrugletscher (unter dem Wort Kabru Gl. der Kurz-Karte). Die Zeltplattformen der früheren Expeditionen waren noch gut erhalten; sogar etwas Brennholz war noch vorhanden.

20. Oktober. Während Cooke und auch Marsh von hier aus nordwestlich gegangen waren, verfolgte ich mit Tensing und Phutarke eine Fels- und Schneerippe gegen Nordosten, also in Richtung auf The Dome, was nicht ganz leicht war. Bei etwa 5950 m liess ich den Sherpa Phutarke mit seinem Rucksack zurück und ging mit Tensing angeseilt weiter. Es wurde recht steil, und der Gletscher war zerklüftet. Gegen 10 Uhr wurde es immer nebliger, so dass wir uns in einer Höhe von etwa 6100 m, unter den Steilhängen des Dome, zum Rückzug entschlossen. Als wir wieder den Felsgrat erreichten, wurde das Seil abgelegt. Bei diesem Abstieg gab es einen Zwischenfall: ich glitt aus, wobei es mich überschlug, konnte mich aber gerade noch rechtzeitig auf einem schmalen, grasigen Band halten, bevor es 100 m in die Tiefe ging. Nahe Camp II glitt ich nochmals auf einer Felsplatte aus und verletzte mich etwas mit meinem Pickel. [Schon vorher hatte er sich in seinem Tagebuch wiederholt über den sehr schlechten Zustand seiner Bergschuhe beklagt. Es ist anzunehmen, dass das zweimalige, noch glimpflich ablaufende Ausrutschen am 20. Oktober und auch der tragische Unfall vom 29. Oktober im wesentlichen dadurch zu erklären sind].

Am Nachmittag wurde noch Camp I Kabru geräumt und anderthalb Stunden talabwärts Camp III Ratong (ca. 4400 m) aufgeschlagen.

21. Oktober. Nach Dzongri (4030 m), ungefähr ein vierstündiger Marsch, zum ersten Male wieder auf einem Pfad. Die Yakhirten von Yoksam waren mit ihrem Vieh auf Alp Dzongri.

22. Oktober. Besteigung des Kabur (4810 m) in zweieindrittel Stunden – ein unschwieriger Berg mit prachtvoller Aussicht. Panoramaaufnahme [gut und vollständig]. Die Träger holten inzwischen das restliche Gepäck von Camp III Rationg herunter. Am Nachmittag plauderte ich mit den Yakhirten und bereitete eine Exkursion zum Gocha (Guichak) La vor.

23. Oktober. Nach Onglaktang (ca. 4200 m) im Tal des Parek Chu, ungefähr fünf Marschstunden. Die Überschreitung des grossen Baches machte erhebliche Schwierigkeiten.

24. Oktober. Nach Chematang (ca. 4600 m), ungefähr vier Marschstunden, ziemlich schlechtes Wetter. Spuren des Schneeleoparden, der einen Bharal erlegt hatte.

25. Oktober. Zum östlichen Gocha La (ca. 5160 m) und zurück bis unter Onglaktang. Aufbruch schon um 5.45 Uhr und in sehr raschem Tempo, um den Wolken zuvorzukommen, zum östlichen und höheren der beiden Gochasättel, der die bessere Aussicht bietet. Dann noch 60 m hinauf zu einem Felskopf, dem besten Standort für die photographischen Aufnahmen: Kangchendzönga–Zemu Gap–Simvu–Siniolchu–Chomolhari. Zweieinhalb Stunden Gipfelrast, dann über Chematang zurück bis zur Baumgrenze, etwas unterhalb des Lagers vom 23. Oktober.

26. Oktober. Rückmarsch nach Dzongri, diesmal in nur dreieinhalb Stunden. Da es mir für die Rückkehr nach Darjiling noch zu früh war, beschloss ich, mir nun den hübschen namenlosen Gipfel (P. 19 130 ft. = 5830 m) südöstlich des Koptang vorzunehmen. Im besten Falle werde ich in vier Tagen zurück sein, aber ich nehme Proviant für sechs Tage und die drei besten Sherpas mit. Es wird meine letzte Exkursion sein, bevor ich nach Darjiling zurückkehre. Ich fühle mich sehr wohl und in tadelloser Form.

27. Oktober. Zum Camp I (ca. 4240 m), viereinhalb Stunden Marschzeit, mit Tensing, Ang Dawa und Phutarke. Meine Schuhe werden täglich schlechter. Abends wird es klar, die Kette Kabru–Forked Peak ragt unirdisch hoch in den Sternenhimmel hinein.

28. Oktober. Zum Camp II (ca. 5060 m), dreieinhalb Stunden Marschzeit. Am Nachmittag begab ich mich allein auf Erkundung. Ohne Schwierigkeit zum Fuss des grossen Couloirs, das die gegebene Anstiegsroute bildet. Durch dieses Couloir ein Stück weit Stufen tretend hinauf, dann nach rechts zu einem teilweise schneebedeckten Grat mit einigen leichten Kletterstellen. Auch weiterhin sah die Sache nicht schlimm aus. Zurück zum Lager, Nachtessen und zeitig zur Ruhe. »

Das ist das letzte, was sein Tagebuch meldet. Was weiter geschah, haben wir bereits von seinem getreuen Tensing gehört.

Ehre seinem Angedenken!

HIMALAYA 1947–1950

Von Marcel Kurz

Unsere letzte Chronik (Himalaya 1939–1946) erschien in diesem Jahrbuch in zwei Teilen, und zwar in den Bänden II (1947) und V (1950). Sie wurde von Kennern geschätzt, und dies veranlasst mich, in der gleichen Weise fortzufahren.

Die chronologische Tabelle der Expeditionen, die wir am Schluss dieser Arbeit bringen, enthält einige Nachträge (vergessene Expeditionen) und gibt einen Überblick über die gesamte Tätigkeit der Bergsteiger und Forscher im Himalayagebirge und darüber hinaus im Hindukusch und Sinkiang. Das Jahr 1950 bildet einen Markstein: es ist der grosse Sieg der Franzosen über die Annapurna, den ersten Achttausender. Gegenwärtig wird der Himalaya bestürmt und die Expeditionen werden immer zahlreicher.

In der Periode 1947–1950 hat der Himalaya einen seiner wichtigsten Erschliesser verloren: *Frank Smythe*. Wir trafen ihn zum ersten Male im Januar 1930 in St. Moritz, als sich die Expedition Dyhrenfurth konstituierte. Zu dieser Zeit war sein Ruf erst im Werden. Er hatte eben mit seinem Bergkameraden Graham Brown zwei neue Routen durch die Brenvaflanke des Mont Blanc eröffnet, zwei Wege, die seither berühmt geworden sind («Sentinelle Rouge» und «Voie Major»). Als offizieller Korrespondent der *Times* konnte er einen beträchtlichen finanziellen Zuschuss zu den Expeditionskosten beisteuern. Diese erste Himalayafahrung hat offenbar seinem Leben als Forscher und Publizist die Richtung gewiesen. Nach unserem Misserfolg am «Kantsch» bezwangen wir gemeinsam den Jongsang Peak (7459 m), der ein Jahr lang der höchste von Menschenfuss betretene Gipfel war (vgl. *Berge der Welt* II, S. 151–157). Smythe selbst war es, der im folgenden Jahre (1931) mit seinen Kameraden durch die Besteigung des Kamet (7756 m) diesen Rekord brach. Seitdem kehrte er fast alljährlich in den Himalaya zurück, sei es nach Garhwal, um andere Siebentausender zu erobern oder dort Blumensamen zu sammeln (*The Valley of Flowers*), sei es zum Everest (1933, 1936 und 1938), wo er bis fast 8600 m gelangte. Der Ruf des Himalaya war für ihn in jedem Frühjahr unwiderstehlich geworden.

Als er sich im April 1949 in Darjiling zu einer neuen Expedition aufmachen wollte, warf ihn eine geheimnisvolle Krankheit nieder, die ihn schliesslich dahinaraffte. Seine Bücher und seine grossartigen Photographien werden die Erinnerung

an ihn fort dauern lassen. Wir gedenken seiner mit grosser Sympathie. Wenigen Bergsteigern sind so zahlreiche Nekrologe gewidmet worden, wobei der Nachruf von Arnold Lunn bei weitem der beste und vollständigste ist. Alle diese Nekrologe, die wir zusammengestellt haben, werden vielleicht eines Tages für den von Nutzen sein, der die Erschliessungsgeschichte des Himalaya erzählen wird.¹

SIKKIM

Ermutigt durch ihre Erfolge des Jahres 1947 im Gangotrigebiet (s. S. 192), hatten sich Alfred Sutter und Annelies Lohner nichts Schöneres gewünscht, als im Frühling 1949 wieder aufzubrechen.

Unter ihnen befand sich natürlich wieder der dynamische René Dittert, der die treibende Kraft des ganzen Unternehmens wurde.

Ein zweiter Genfer, Dr. Ed. Wyss-Dunant, schloss sich ihnen als Arzt an und zahlte seinen Kostenanteil selbst. So kam er dazu, einen alten Traum zu verwirklichen und seinen weltweiten Wanderungen ein neues Gebiet zu erschliessen.

Die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, die das Patronat über die Expedition übernommen hatte und sie offiziell lancierte, hatte zwei Bergführer ausgewählt: Adolf Rubi (Wengen) und Jakob Pargäzti (Grindelwald). Sagen wir es gleich, dass Rubi – trotz seiner bemerkenswerten bergsteigerischen Laufbahn – von Schlaflosigkeit und Heimweh überwältigt wurde und in Windeseile heimkehren musste. Infolgedessen lasteten alle Obliegenheiten des Bergführers auf den Schultern von Pargäzti, der sich auf der Höhe der Situation zeigte. Er wurde übrigens grossartig von Dittert unterstützt, der alle Qualitäten eines erstklassigen Führers und eines charmanten Kameraden hat. Unter allen Teilnehmern scheint während der ganzen Expedition schönste Harmonie geherrscht zu haben.

Der Bericht über diese Odyssee aus der Feder von Wyss ist im Band V unseres Jahrbuches erschienen, so dass wir unsere Leser einfach darauf verweisen können.² Der Bericht von Wyss ist viel homogener als die Darstellung der Gangotri-Expedition 1947, und trotzdem sagt auch er nicht alles. Als Chronist und Kritiker dürfen wir uns wohl erlauben, etwas hinter die Kulissen zu leuchten.

Ursprünglich, bevor man die Bewilligung für Nepal hatte, beabsichtigte die Expedition, die Erforschung des Zemubeckens (Sikkim) zu vervollständigen und die Besteigung der Twins (7005 m und 7350 m) sowie des Pyramid Peak (7123 m) zu versuchen. Die Erlaubnis der nepalischen Regierung traf erst in elfter Stunde ein und veränderte damit das anfängliche Programm, das dadurch sehr an Interesse gewann. Mit seinem notorischen Optimismus hatte Dyhrenfurth einen Plan ausgearbeitet, den Kangbachan Peak (7902 m) über den Ramtanggletscher und den Grat der White Wave (6960 m) anzugreifen, wobei auch über die Möglichkeit ge-

sprochen wurde, von dort aus die Kammbegehung bis zum Westgipfel des Kangchendzönga fortzusetzen. Ich persönlich habe niemals an die Verwirklichung eines derartigen Projektes geglaubt, und zwar aus guten Gründen. Dagegen empfahl ich einen Angriff auf den Pyramid Peak (und sogar auf den Drohmo, der damals noch als Siebentausender galt), auch eine Erkundung des geheimnisvollen Gebietes westlich des Jongsang Peak. Leider war unsere neue Sikkimkarte noch nicht fertig, und die Expedition musste ohne sie starten. Sie hatte nur die Karte zur Verfügung, die ich 1930 aufgenommen hatte. Auf ihr ist das Grenzgebiet zwischen Nepal und Tibet auf Grund der Rekognoszierungen der «Survey of India» bloss skizziert und mit Fragezeichen übersät. Die Expedition war mit rein touristischen Zielen (Eroberung einiger Siebentausender) ausgerüstet, gelangte aber zwangsläufig dazu, diese bisher fast jungfräuliche Region zu erkunden, von der man nur fehlerhafte Aufzeichnungen besass. Sie war wissenschaftlich auf diese Aufgabe nicht vorbereitet, und die photographischen Dokumente, die sie heimbrachte, waren nur unter grossen Schwierigkeiten zu koordinieren und auszuwerten. Dank der Geschicklichkeit des Kartographen Hans Bossart (Bern) konnte die Sikkimkarte in ihrer Nordwestecke ergänzt werden, und zwar zum Nupchu (7028 m) und bis auf die tibetische Seite. Diese Karte (1:150000) ist auf Weihnachten 1951 erschienen.

Das Basislager wurde sehr günstig in Lhonak (4657 m) eingerichtet. Es lag am rechten Ufer des Kangchendzöngagletschers, ganz zentral, so dass die Kundfahrten leicht nach allen Seiten ausstrahlen konnten. Bis hierher war man genau dem Itinerar der Expedition Dyhrenfurth von 1930 gefolgt. Übrigens ist dies eine klassische Route, die in dem Bericht von Dr. Wyss etwas zuviel Raum einnimmt – während man über die Forschungsarbeit selbst gern mehr Einzelheiten gehört hätte. Gerechterweise muss man anerkennen, dass Wyss nicht an allen Besteigungen teilnehmen konnte und ziemlich stark unter der Höhe gelitten hat. Er konnte also nicht beschreiben, was er nicht selbst gesehen hatte, und die Berichte, die ihm seine Kameraden lieferten, waren recht mager. Für künftige Expeditionen wäre es wünschenswert, dass die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen von vornherein jeden Expeditionsteilnehmer vertraglich verpflichtet, sich an der literarischen Auswertung zu beteiligen.

Während Sutter und Rubi den Broken Glacier von Kellas in Augenschein nahmen, begaben sich Dittert und Pargätzi zur Erkundung auf den Ramtanggletscher, den sie viel zerklüfteter fanden, als die Karte angibt. Die White Wave (6960 m) ist sicher über diesen Gletscher zugänglich, aber der Verbindungsgrat zum Kangbachen (7902 m) schreckte sie ab, so dass sie unverrichteter Dinge nach Lhonak zurückkehrten. Auch der Drohmo (6850 und 6970 m) sieht durchaus nicht leicht aus, und so war schliesslich der Pyramid Peak der Siebentausender, der die meisten Erfolgsaussichten bot. Ich habe niemals verstanden, warum er nicht direkt von Süden angegriffen wurde, entweder über den Süd-Südwestkamm oder über

den Pyramidgletscher und den Südostgrat, der ihn mit dem Tent Peak verbindet. Dittert zog es vor, einen riesigen Umweg nach Norden zu machen, den Ginsang- und dann den westlichen Langpogletscher hinaufzugehen und so zum Langpo La (6400 m) zu gelangen, um von dort aus die Sphinx (6824 m) zu überschreiten und den Gipfel über den nordöstlichen Grenzgrat zu bezwingen. In seinem letzten, obersten Abschnitt trägt dieser Grat Eisgendarmen, die sich als unüberschreitbar erwiesen; so musste sich das Trio Sutter-Dittert-Pargätzi mit dem Nordostgipfel (ca. 7100 m) begnügen, was bei strenger Beurteilung bedeutet, dass der Pyramid Peak selbst noch jungfräulich ist. Sicher wird er eines Tages über seinen Südostgrat erobert werden. Vom Standpunkt des Forschers aus gesehen, wäre dieses Itinerar viel interessanter gewesen, weil es noch gänzlich unbetretene ist, während der Nordostgrat bis zur Sphinx bereits 1936 von einer englischen Seilschaft be- gangen worden ist.

Nach ihrer Rückkehr ins Basislager von Lhonak (nicht zu verwechseln mit dem wirklichen Lhonak, das in der Nordwestecke von Sikkim liegt) ruhte sich die Mannschaft aus und bereitete sich vor, unbekanntes Gebiet zu erkunden. Um einen allgemeinen Überblick in dieses jungfräuliche Land zu gewinnen, erkundete und bestieg man einen prachtvollen Aussichtspunkt, der später Tangkongma Peak (6210 m) getauft wurde und einen grossartigen und höchst instruktiven Blick nach allen Seiten gewährte. Der ganz nahe Drophmo erwies aufs neue seine Unzugänglichkeit von dieser Seite her. Dagegen erblickte man weit hinten, im Nordwesten, die ganze Chabuk-Nupchu-Gruppe und konnte die Gletscherströme erraten, die dorthin führen. Die Karte dieser Region war grundfalsch.

Die ganze Expedition ging den unbekanntem Gletscher – später Lhonakgletscher getauft – hinauf, überschritt die Grenze am Chabuk La (6150 m) und entdeckte den Dzanyesee. Den Tibetern war dieses Gebiet nicht unbekannt, und der Chabuk La scheint im vergangenen Jahrhundert von einem Panditen überschritten worden zu sein. Auf der Karte der «Survey of India» ist er 7 km zu weit östlich eingezeichnet.

Das Trio Sutter-Dittert-Pargätzi versuchte nun die Besteigung des Nupchu Peak (7028 m), indem es bis zum Beginn des Chabukgletschers aufstieg und den tibetischen, wäcchtenreichen Nordwestgrat gewann; seine Besteigung erwies sich indessen als so gefährlich, dass sie bei 6800 m aufgegeben werden musste.

Einige Tage später bestieg die ganze Gruppe, auch Frau Lohner, einen hübschen, nicht ganz so hohen und leichteren Gipfel, den Dzanye Peak (6710 m), eine Firnkuppel auf der Grenze Nepal-Tibet östlich des Chabuk La. Ausnahmsweise einmal war die Höhe grösser, als sie das Aneroid angab (6600 m)³.

Anfang Juli traten Dr. Wyss und der Verbindungsoffizier Rahul den Rückmarsch über Khunza an. Sie folgten dem Lauf des Char Chu und dem Itinerar von Freshfield (1899).

Nach einigen Rasttagen im Basislager erforschte das bekannte Trio noch den Tsisimagletscher, einen östlichen Zufluss des Lhonakgletschers. Seine beiden oberen Firnfelder treten bis nahe an die nepalisch-tibetische Grenzkette heran; die Berge zwischen diesem Kamm und dem Lhonakgletscher sind gerundet und leicht. Der wichtigste davon ist 6370 m hoch, wurde aber infolge des Monsuns nicht versucht.

Am 18. Juli trat das Gros der Expedition seinerseits den Rückweg an. Das Anschwellen der Flüsse zwang sie, von Khunza über den Nango und den Marsang La nach Walung zu gehen, um dann dem Lauf des Tamur zu folgen und die Handelsroute zu erreichen, die von Taplejung über Sandakphu nach Darjiling führt.

Am 7. August, bei stärkstem Monsun, war die ganze Expedition wieder in Darjiling vereint, das sie am 1. Mai verlassen hatte. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Expedition sind: die physiologischen Beobachtungen von Dr. Wyss, die Karte des Jongsang-Nupchu-Gebietes auf Grund der Photographien und der Farbfilm von Sutter, der sich dabei als ein ausgezeichnete Kameramann erwies.

Im Juni 1949 ist noch die dritte Besteigung des Pauhunri (7127 m) zu melden, und zwar durch einen Franzosen, Dr. Robert Walter, Arzt in Pondicherry, Mitglied der Sektion Paris des CAF. Eine Leistung, die es verdient, erwähnt zu werden⁴. Aus unserer Chronik kann man ersehen, dass die Erstersteigung durch Kellas im Juni 1911 gemacht wurde, die zweite durch Noyce Ende September 1945. Der Pauhunri, der sich auf der tibetischen Grenze erhebt, in der Nordostecke von Sikkim, ist wahrscheinlich der am leichtesten zugängliche Siebentausender von Darjiling aus.

Die besten Träger waren mit der Expedition Sutter-Lohner gegangen, so dass für ihn nur ein trauriger Rest blieb: ein schlechter Sirdar an der Spitze von sieben bis acht Kulis aller Rassen, die einen penetranten Gestank verbreiteten (es lohnt sich, den Originalbericht zu lesen). Das von vornherein festliegende Itinerar ist immer das gleiche: Gangtok-Lachung-Dongkya La und der langsam fortschreitende, monotone, nicht enden wollende Aufstieg zum Gipfel über den breiten nördlichen Grenzkamm (nicht Westkamm, wie der Autor schreibt). Walter war um 4.15 Uhr morgens von seinem oberen Lager (6000 m) aufgebrochen, gelangte aber erst um 20.30 Uhr zum Gipfel, nachdem er seine beiden erschöpften Träger Dawan(?) und Pardiman(?) zurückgelassen hatte – beides für uns unbekannte Namen. Er gibt sogar zu, nicht ganz den höchsten Punkt betreten zu haben, aber seine Anstrengungen und seine Zähigkeit bleiben trotzdem bemerkenswert. Madame Walter begleitete ihren Mann bis zum Basislager nahe dem Lhamo Cho oder Tso Lamo.

Sicher wird es noch einige Jahre dauern, bis Touristen sich entschliessen werden, eine neue Route auf den Pauhunri zu eröffnen. Es scheint, dass man von der

Samdong-Klubhütte aus, ohne den Umweg über den Donkya La zu machen, den Südgrat erreichen und so die erste Überschreitung ausführen könnte. Alle andern Gipfel des Massivs sind noch unbetreten, und mindestens zwei von ihnen sind Siebentausender. Dies allen Liebhabern zur Kenntnis!

T. H. Braham (Kalkutta) ist eines der aktivsten Mitglieder des «Himalayan Club» und zurzeit sein «Honorary Secretary». Jedes Jahr, mit Vorliebe im Herbst, nach dem Monsun, zieht er auf Kundfahrt aus. 1949 hatte er sich den Kangyonggletscher ausgesucht, der genau die Südflanke des Pahunri einnimmt.⁵

1949 hatte sich der Monsun verspätet. Es regnete bis Ende Oktober, aber im November beruhigte sich das Wetter und wurde prachtvoll. Diese Jahreszeit entspricht ungefähr den Monaten Januar oder Februar unserer Alpen. Es ist empfindlich kalt, was aber durch den strahlenden Sonnenschein am Tage ausgeglichen wird. Braham ging zusammen mit dem berühmten tschechischen Skiläufer Hruska (Lampenfabrikant in Kalkutta, Mitglied des «Himalayan Club»), der natürlich seine Skier mitgenommen hatte. In Gangtok engagierte er Angtharke als Sirdar und die Sherpas Dawa Thondup, Ajiba, Sona [welcher?] und Mingma Sitar.

Am 31. Oktober setzte sich die ganze Karawane nach Lachung in Bewegung, und zwar mit vier Maultieren, die eine Proviantreserve zur Hütte des «Himalayan Club» in Mome (Yume) Samdong beförderten. 4 km jenseits, also nördlich von Lachung, teilt sich das Tal: der Weg nach Yumtang und Samdong bleibt links, man geht rechts (nordöstlich) das Tal des Sebo Chu (oder Sebozung) hinauf. In Dombang (3060 m) findet man eine ausgezeichnete kleine Hütte, die 1936 erbaut wurde – Braham sagt nicht, von wem. Der Wächter (Chowkidar) gibt zu, dass dies im Verlaufe seiner vierzehn Dienstjahre die erste Expedition sei, die hier einkehrte! Das Tal ist fast unbewohnt – in Dombang lebt nur eine einzige Familie –, es ist tief eingeschnitten, die Sonne kommt erst spät, und um 17 Uhr ist es schon dunkel und kalt. Das sind die Unannehmlichkeiten der Nachsaison.

Der Talweg führt dann nach Chubaka (4032 m, einige Hütten), wo er sich wiederum gabelt. Links gelangt man zum Karpo La (5383 m), der nach Samdong führt. Der rechte Weg wendet sich ostwärts und endet am Gora La (5248 m), einem Sattel auf der tibetischen Grenze. Braham benutzte diese Piste, um die Zunge des Kangyonggletschers (4444 m) zu erreichen. Schon bevor man dort anlangt, enthüllt sich das grossartige Amphitheater zwischen den mächtigen Graten des Pahunri; man ahnt das Gletscherbecken oberhalb des Eisfalles, der in das Tal herunterstürzt – ein prachtvoller Anblick. Braham errichtete sein Lager 1,5 km oberhalb des Gletscherrandes und gibt als Höhe ungefähr 4270 m an (während die Gletscherzunge mit 4444 m kotiert ist?). In der Nacht sank das Thermometer bis -12°C («seventeen degrees of frost»! Wann wird man endlich bei der Uno das Dezimalsystem einführen?). Die Sherpas waren demoralisiert. Nach einer ersten



Die unerstiegene Nilkanta (6596 m) westlich von Badrinath (Garhwal), vom Kuaripass (Kuanri Khal) aus gesehen (Telephoto M. Kurz, 1932).



«Badile» 6850 m Nupchu 7028 m Chabuk 6960 m
 Chabuk La 6150 m Tsisima Pk. 6370 m
 Dzanye Pk. 6710 m

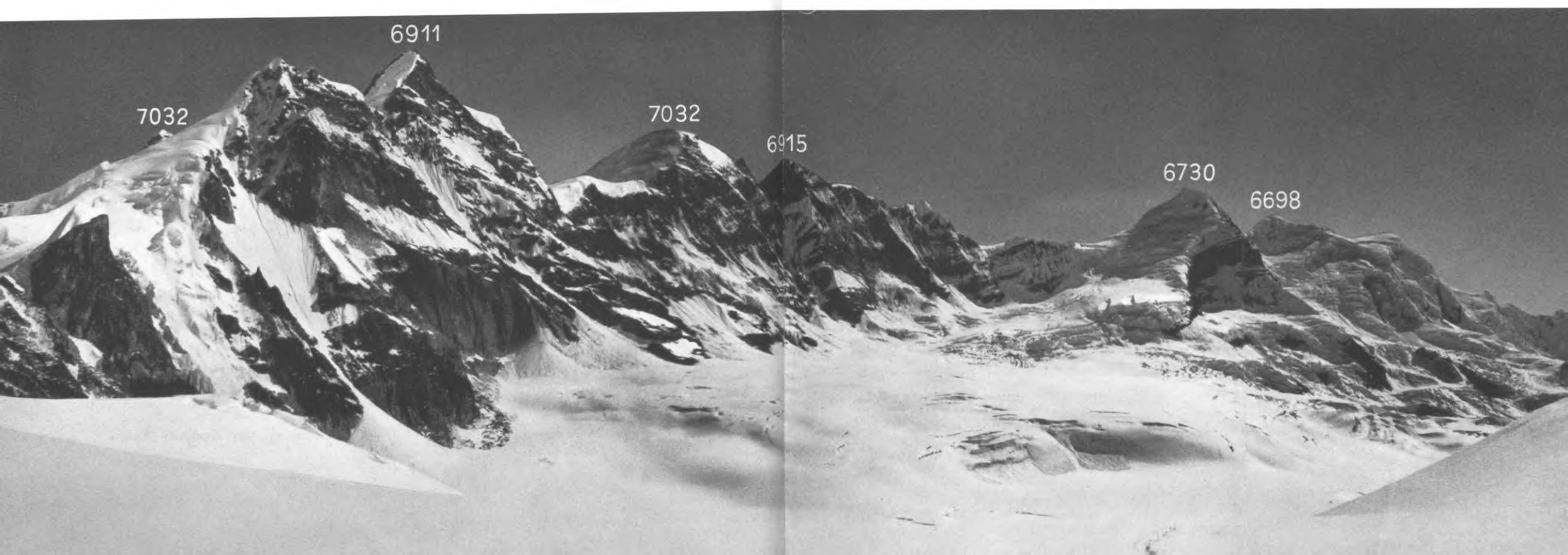
I II III
 Lashar

P. 6020 7090 m 7020 m
 Outlier

Jongsang Pk. 7459 m

Oben: Panorama vom Tangkongma Peak (Photo Dr. Ed. Wyss-Dunant, 1949).

Unten: Grenz-kamm zwischen Sikkim und Tibet südlich des Paubunri, vom Kangkyongletscher aus gesehen. Sikkimseite (Photo T. H. Braham, Nov. 1949).



7032 6911 7032 6915 6730 6698



Die unerstiegene Nilkanta (6596 m) westlich von Badrinath (Garhwal), vom Kuaripass (Kuanri Kbal) aus gesehen (Telephoto M. Kurz, 1932).

Erkundung stieg die ganze Expedition die rechte (westliche) Ufermoräne hinauf. Diese Moräne endet in einer Felstrippe, die sich höher oben in den Firnfeldern vor dem oberen Plateau verliert. Das rechte Ufer bildet die einzige Zugangslinie, welche die Séraczone des Kangyonggletschers vermeidet. Leider lag tiefer Pulverschnee auf der Moräne und machte den Marsch sehr mühsam. Weiter oben ging man lieber auf dem Gletscher selbst. Da Hruska an Bergkrankheit litt, brauchte man nicht weniger als drei Gletscherlager, bis man das obere Plateau erreichte. Im Norden wird es von den furchtbaren Felswänden des Grenzkammes beherrscht, im Osten von Hängegletschern. Dagegen scheint die Schulter von Punkt 6911 im Westen leicht, und der Sattel 6280 würde zweifellos die Möglichkeit bieten, auf den Gletscher (Tista Kangse) hinüber zu gelangen, der die Tista speist. Aber die Gruppe fühlte sich nicht imstande, Besteigungen zu versuchen, besonders bei derartigen Schneesverhältnissen. Auf dem Gletscherplateau sank man bis zu den Knien ein. An seinem Westende, unmittelbar nördlich von Punkt 5901 beschloss man, auf einer Insel von rötlichen Felsen zu biwakieren.

Am nächsten Tage überschritten sie den Oberlauf des Tembawa Kangse und entdeckten an seinem rechten (nördlichen) Ufer einen Sattel (ca. 5800 m) zwischen Punkt 5873 und Punkt 6626. Dieser Col wurde «Hidden Pass» getauft, weil er vom Gletscherplateau des Kangyong nicht sichtbar ist. Bei wolkenlosem Himmel bot sich von da oben eine prachtvolle Aussicht.

Nachdem Hruska seine Skier drei Wochen lang mitgeschleppt hatte, konnte er sie nun endlich für eine Abfahrt benützen, die kaum eine halbe Stunde dauerte, aber die Sherpas köstlich amüsierte.

Man hätte direkt nach Zadong durch ein Seitental absteigen können, aber der kleine Gletscher, der den obersten Teil dieses Tales erfüllt, ist sehr zerklüftet. Man hielt sich also südwestlich und ging lieber über den Gletscher und durch das Tal des Jaktang Chu, um so zur Hütte von Samdong zu gelangen; dort gönnte man sich endlich einen Rasttag.

Da Hruska sich nicht sehr wohl fühlte, ging dieser mit Sona nach Gangtok zurück. Sona wurde durch einen Tibeter ersetzt. Braham lenkte nun seine Schritte zum Kangchengyao (6889 m), der seit der Eroberung durch Kellas im Jahre 1912 nicht mehr bestiegen worden war. Kellas hatte die Nordseite benützt, jedoch den Aufstieg über den Nordostgletscher empfohlen, der in den See 5279 fließt.

Seinem Rate folgend verließ Braham am 14. November mit seinen fünf Mann Samdong und überschritt den Dongkya La (5495 m). Das Wetter blieb unverändert schön, aber der Schnee war sehr tief. Deshalb musste er das Lager bei den Seen aufschlagen und konnte den Pass erst am nächsten Tage überschreiten. Am Abend dieses Tages gelangte er bis zum Yumcho (blauer See) und machte eine einsame Erkundung bis zum oberen See von Gurudongmar (5279 m). Was er dort vom Kangchengyao und seinem Nordostgletscher sah, war durchaus nicht ermu-

tigend. Dieser Gletscher muss sich seit 1912 stark verändert haben – oder war Kellas zu optimistisch?

Braham verzichtete auf diese Route und folgte lieber den Spuren seines Vorgängers als seinen Ratschlägen. Er stieg also mit seiner Kolonne nach Leten ab, 4 km oberhalb von Donkung, und ging dann im Süden zu einem Pass hinauf, von dem er annahm, dass es der von Kellas erreichte sei. Er lagerte bei etwa 4900 m. Am nächsten Tage brach er mit Angharke und seinen beiden besten Sherpas um 9.30 Uhr auf (eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang). In drei Stunden kamen sie bis zum Col (ca. 5330 m), der sich über dem Shaku Chu(?) im Süden erhebt. (Wahrscheinlich handelt es sich um den Col 5550 unserer Karte.) Dort erkannte Braham seinen Irrtum. Der Westgrat des Kangchengyao schien ihm unmöglich; so trat er den Rückzug nach Donkung an (vgl. die schöne Tafel XXXVII von *Berge der Welt*, Bd. V).

Nach einem Rasttage gelang es ihm, seine drei Sherpas zu überreden, am 19. November zu einem neuen Angriff zu starten. Er lagerte bei etwa 5800 m, nahe bei den beiden kleinen, natürlich gefrorenen Seen, am Nordfuss des Kangchengyao. Die Nacht war sehr kalt, vor allem wegen des Windes, der unaufhörlich über diese Seite des Berges fegt. Der Aufbruch erfolgte erst um 9.30 Uhr, mit der Absicht, das Zelt bis auf den Sattel vorzuschieben, den Kellas 1912 erreicht hatte (ca. 6400 m). Der Schnee war glücklicherweise durch den Wind hartgepresst. Der Hang wurde steiler und bildete eine Art Couloir, das auf der Ostseite durch eine Felswand begrenzt wird. Die Seilschaft gelangte bis 200 m unter den Sattel; doch war die Kälte so gross, dass man Erfrierungen befürchten musste. Angharke war trotzdem bereit, weiterzugehen, aber Braham gab schliesslich doch schweren Herzens den Rückzugsbefehl. Am gleichen Abend erreichten sie wieder Donkung und am 26. November Gangtok.

NB. Die Route über den Nordostgletscher war bereits im Juli 1919 von Tom-bazi versucht worden, aber er war nur bis ungefähr 6100 m gekommen. Er hatte wegen schlechten Wetters verzichten müssen (*HJ*, II, S. 10, blosse Erwähnung).

Wann wird es die zweite Besteigung des Kangchengyao geben? Oder die erste von Nordosten? Und die erste Überschreitung?

Auf der Rückkehr von einer archäologischen Tibet-Expedition überschritt Fosco Maraini (dem wir schon 1937 in diesen Gebieten begegnet sind) mit einigen Trägern den Tangkar La (4895 m) von Yatung (Chumbi) nach Lachung (Sikkim). Er beschreibt ausführlich und recht amüsant die tibetischen Sitten. Nachdem er auf dem Sattel gelagert hatte, bestieg er einen Gipfel von ungefähr 5500 m im Norden, ohne aber beim herrschenden Nebel irgendeine Aussicht zu haben.⁶

Gegenwärtig (1952) ist Sikkim für alle Forscher und Touristen fast vollständig verschlossen (siehe den Brief unseres Korrespondenten von Darjiling).

NEPAL

In unserer letzten Chronik (1939–1946) hatten wir über Nepal nichts zu sagen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es während der ganzen Dauer des grossen Krieges vollständig gesperrt war. Seitdem hat sich vieles geändert: die Engländer haben Indien freigegeben, Tibet ist in die Hände der Kommunisten gefallen, und in diesem psychologischen Augenblick hat Nepal seine Pforten geöffnet.

Merkwürdigerweise waren die ersten, die aus diesen günstigen Umständen Nutzen zogen, die Amerikaner. Im Winter 1948/49 kam eine ornithologische Expedition aus den USA und besuchte die südlichen Gebiete von West- und Ostnepal. Sie verfolgte jedoch keinerlei orographische Ziele⁷.

Das Jahr 1949 brachte den Bergsteigern die offizielle Öffnung von Nepal und ist damit für die Erschliessung des Himalaya ein Markstein geworden.

Wir sahen bereits, dass im Frühjahr (1949) die Expedition Sutter-Lohner die Erlaubnis erhalten hatte, in den Nordostwinkel von Nepal einzudringen. Wenn wir diese Kundfahrt in die Rubrik «Sikkim» eingeordnet haben, so geschah dies, weil ihr Itinerar auf unserer Karte «Sikkimhimalaya» erscheint. Es war übrigens nicht die erste Expedition in diesem Gebiet nordwestlich des Kantsch.

Zur gleichen Zeit verliessen Tilman und Lloyd Katmandu, um den Langtang- und Ganeshhimalaya zu erforschen. Diese englische Expedition war für einen Angriff auf den Gosainthan (8013 m) zu schwach, und ausserdem hatte sie kein günstiges Wetter. Einen kurzen Bericht darüber verdanken wir unserem Korrespondenten Krenek (s. *Berge der Welt*, Bd. V, S. 238)⁸.

Schliesslich hat unser grosser Landsmann und Weltreisender Arnold Heim in *Berge der Welt*, Band V, Seiten 107–115, von seinem Besuch in Katmandu (September bis Oktober 1949) und von seinem Erkundungsflug erzählt, der ihn in das Gebiet des Dhaulagiri und bis zur tibetischen Grenze trug. Er brachte die ersten guten Aufnahmen, von uns veröffentlicht, aus dieser Gegend mit. Diese Erkundung war von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen finanziert. Bekanntlich möchte Heim seit 1936 ein geologisches Querprofil des Himalaya aufnehmen. Er hofft, es noch machen zu können, indem er das Aruntal hinaufgeht; übrigens steht dieses Projekt auch auf dem Programm der nächsten deutschen Expedition zum Chomo Lönso.

Schon vor diesem Flug hatten die Franzosen um die Genehmigung nachgesucht, den Dhaulagiri (8172 m) im Jahre 1950 anzugreifen, und sie auch erhalten. Seit dem Misserfolg am Hidden Peak (8068 m) im Jahre 1936 wartete Frankreich auf die Gelegenheit zu einer Revanche. Der CAF, die FFM (Fédération Française de la Montagne) und der GHM (Groupe de Haute Montagne du CAF) hatten das Glück, an ihrer Spitze einen einzigen Mann zu haben, und was für einen Mann! Durch seine Energie, seinen Mut, seine Zähigkeit und seinen Glauben hat Lucien

Devies den französischen Alpinismus geformt und seine Equipe in die erste Reihe aller Gipfelstürmer gestellt. Er selbst hat an der Expedition nicht teilgenommen, aber wie ein General hat er es verstanden, die Operationen von seinem Kommandoposten aus zu leiten – vor, während und nach dem Sieg.

Trotz den ziemlich günstigen Prognosen von Heim erwies sich der Dhaulagiri als «unzugänglich», aber die Franzosen vermochten in elfter Stunde über einen fast unbekanntem Nachbarn zu triumphieren, die Annapurna (8078 m), die sich gerade gegenüber erhebt, auf der anderen Seite der mächtigen Schlucht des Krishna Gandaki. Man hat viel über diese Expedition geschrieben, mehr als über jede andere. Louis Lachenal, einer der beiden Sieger, hat in unserem letzten Jahrbuch (*Berge der Welt*, Bd. VI, S. 57–73) berichtet, was er uns anvertrauen wollte. Hier die anderen Berichte in chronologischer Ordnung⁹:

Ebenso wie 1936 am Hidden Peak wurde auch diese Expedition grossartig gestartet. Eine nationale Subskription brachte die runde Summe von 15 Millionen französischer Franken zusammen; sie war sogar noch nicht einmal in dem Augenblick abgeschlossen, als das Flugzeug am 30. März 1950 in Le Bourget aufstieg.

Es war die stärkste Mannschaft, die Frankreich aufstellen konnte: Maurice Herzog, Ingenieur, 31 Jahre alt, ein Athlet von 80 kg, aus freien Stücken Chef, aber gleichzeitig auch guter Kamerad, streng mit sich selbst, ein ausgezeichneter Organisator, von stärkster Vitalität und mit einem unerschütterlichen Siegesglauben; Marcel Ichac, 43 Jahre alt, Himalayaveteran von 1936, ein erstklassiger Pionier der Kamera, eine wirkliche Forschernatur, der das Tagebuch der Expedition führte und die notwendigen Dokumente für die Karte beschaffte; Jean Couzy, 27 Jahre alt, Flugzeugingenieur, der Benjamin der Equipe, und sein ständiger Gefährte Marcel Schatz, 29 Jahre alt, kräftig, vorsichtig, methodisch. Dann drei Städter, die zu Berufsbergführern grosser Klasse geworden waren: Louis Lachenal von Annecy, Lionel Terray von Grenoble, beide passioniert, begeistert, Kletterer der schärfsten Richtung, und Gaston Rébuffat von Marseille, überlegter und abwägender; Dr. Jacques Oudot, ausgezeichneter Chirurg und Bergsteiger, und schliesslich Francis de Noyelle, junger Diplomat der französischen Gesandtschaft in Delhi, als Verbindungsoffizier, der sich in Indien anschliessen sollte.

Damals konnte man noch nicht direkt in Katmandu landen. Heute besitzt die Hauptstadt ihren Flugplatz; die Gesandten von Grossbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten in Indien sind dort akkreditiert. Der Gesandte von Frankreich ist kein anderer als der Sohn von Sylvain Levi, dem berühmten Sanskritforscher, der lange Zeit in Katmandu gelebt und drei Maharadschagenerationen persönlich gekannt hatte.

Die Verzollung erfolgte in Delhi mit einigen Schwierigkeiten. Von dort brachte sie ein indisches Flugzeug nach Lucknow. Weiter fuhr man mit der Bahn nach Nautanwa, der Endstation an der nepalischen Grenze, 200 km westlich von

Katmandu. Acht Sherpas von Darjiling unter dem Kommando des berühmten Sirdars Angtharke fanden sich dort am 4. April ein: Phensing («Pansy», Veteran), Dawa Thondup (ein alter, undurchsichtiger Schlaukopf, der gern etwas trinkt), Aïla, Ajiba, Sarki (sehr schnell und widerstandsfähig), der junge Angdawa IV (Chota) und Phutharke.¹⁰ Die Expedition ging nicht über Katmandu. Sie querte in Lastwagen den Terai (32 km) mit sechs Tonnen Gepäck und gelangte nach dem glühend heißen Butwal (336 m), am Fuss der ersten Hügel. Für den Transport wurden 200 Kulis verpflichtet. Der Gurkhaoffizier G. B. Rana meldete sich, vom Maharadscha gesandt, zur Begleitung der Expedition.

Von Tansing aus, der 1400 m hoch gelegenen kleinen Hauptstadt (5000 Einwohner) mit ihren roten Häusern, wo man sich drei Tage aufhielt, konnte man zum ersten Male über dem Dunst die zarten Profile des Dhaulagiri und der Annapurna ahnen, die im Blau des Himmels thronen, eine Vision in weiter Ferne, 100 km nördlich. Zwischen diesen blendend weissen Gipfeln hat sich das tiefe Tal des Kali (oder Krishna) Gandaki eingeschnitten, das manchmal kurz «die Krishna» genannt wird. Es kommt von Tibet, und der uralte Handelsweg zwischen Tibet und Nepal führt an diesem Fluss talaufwärts. Es ist ein leicht zu begehender Weg, für Ponies oder Maultiere gerade recht. Er folgt natürlich nicht ständig dem Wasserlauf, sondern geht dauernd auf und ab, unter Vermeidung der Schluchten, die Kämme und Täler querend, die einander unablässig folgen. Keine Bungalows, sondern nur Polizeistationen säumen den Pfad.

Über Baglung, Beni, Dana und Ghasa erreichte man in fünf Etappen Tukucha (21. April). Man brauchte also vierzehn Tage, um Nepal von Süden nach Norden zu durchqueren. Tukucha (sprich Tukutscha) zeigt bereits die Armut, die Nacktheit und die Öde Tibets: Kiesebenen, ungeheure kahle Hänge... aber welche Grösse in den Linien, welche Harmonie in den Farben! Dort am Ostfuss des Dhaulagiri, in einer Höhe von 2580 m, wurde das Basislager für etwa zwei Monate eingerichtet. Das Tal ist breit und steinig, von wüstenhaftem tibetischem Charakter. Hunderte von Gebetsfahnen umflattern einen roten buddhistischen Tempel. Wie fast überall hat auch hier die tibetische Bevölkerung ihre südlichen Grenzen überflutet.

Tukucha besteht aus einem Labyrinth von Gässchen und Karawansereien. Es ist ein wichtiger Umschlagsplatz auf dieser Handelsroute (Reis, Gerste und Tee aus Indien gegen Salz und Borax aus Tibet). Man kann dort einige Lebensmittel auftreiben, unter anderem frisches Fleisch. Ichac installierte seinen Radio, der täglich die Wetternachrichten der BBC registrieren sollte. Er verfügte auch über kleine tragbare Sende- und Empfangsgeräte mit einer Reichweite von 2 km, die unterhalb von 5000 m recht nützlich waren.

Am 23. April begannen die Erkundungen auf der Ostseite des Dhaulagiri. Es stellte sich sehr bald heraus, dass die Karte der «Survey of India» voller Fehler ist.

Ebenso war es auf der Nordseite. Alle Gewässer dieser Flanke fliessen westlich am Dhaulagiri vorbei und vereinen sich schliesslich im Mayangdi Khola. Der berühmte Ostgletscher (auf Tafel XXIX unseres Bandes V gut sichtbar, aber leider seitenverkehrt!) wurde mehrmals angegriffen. Man gelangte fast bis zum oberen Plateau, zwischen dem Nordost- und dem Südostgrat des Dhaulagiri, doch konnte man auf dieser besonders gefährlichen Route nicht weiter kommen (häufige Séracstürze). Vom «Sommet Blanc» (ca. 5000 m), einer vorgeschobenen Erhebung des Südostgrates, erschien die Südwand gleichfalls unmöglich. Das Wetter war im allgemeinen schön, mit kleinen gewittrigen Störungen am Nachmittag; doch erhielten nur die Gipfel Niederschläge, während die Einwohner von Tukucha Bittprozessionen um Regen veranstalteten! In den Mittagstunden war es furchtbar heiss, selbst in der Höhe.

Nach der Rückkehr von der letzten Rekognoszierung musste man leider feststellen, dass kaum noch eine Hoffnung bestand, den Dhaulagiri zu bezwingen. Diese schlechte Nachricht wurde noch durch das Gerücht verstärkt, dass Tilman das Marsyandital heraufmarschiere, um die Annapurna von rückwärts anzugreifen. . . ein kleiner französisch-britischer Wettstreit.

Vom 7. bis 14. Mai konnten Herzog, Ichac und Rébuffat mit dem Sirdar, zwei weiteren Sherpas und einigen einheimischen Trägern eine interessante Kundfahrt durchführen. Der Tilichopass, so wie er auf Blatt 62 P der «Survey of India» eingetragen ist, existiert nicht! Das war bereits am 27. April erkannt worden, dem Tage, an dem Couzy und Schatz den Annapurna-Nordgletscher entdeckt hatten sowie die untere Schlucht, die von dort herabzieht (Miristi Khola). In Wirklichkeit befindet sich der Tilichopass 10 km weiter nördlich. Die Gruppe ging also in dem öden Tal der Krishna bis zu dem armseligen Dörfchen Tinigaon hinauf und wandte sich dann ostwärts dem Pass zu. Es ist ein Doppelpass: die gewaltige Senke zwischen den beiden Sätteln füllt ein gefrorener See aus, dem er seinen Namen verdankt (Cho = Tsho = See). Nach Ichac wäre es der grösste See von Nepal (?). Die Kolonne überschritt den See in seiner ganzen Länge; es sind mehr als 8 km von einem Col zum anderen. Vom östlichen Tilichosattel (ca. 5000 m) muss man noch sieben Stunden nach Manangbot absteigen; es geht über endlose Moränen, Grashänge und sogar durch einen dichten Wald. Der Pfad beginnt erst kurz vor Khangsar. Dieser ganze Übergang wurde bei schönem Wetter gemacht, aber die Annapurna bekam man nicht zu Gesicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie hinter der mächtigen Kette verborgen ist, die von den Franzosen «Grande Barrière» getauft wurde (übrigens von den indischen Topographen völlig falsch dargestellt).

In Manangbot (ca. 3500 m) fand man keine Spur von Tilman. Das Dorf ist sehr arm¹¹. Herzog entdeckte drei schöne Gipfel, als deren Namen er angibt: Ganga-Purna («magnifique sommet triangulaire»), Tschongor und Sepchia. Diese

Namen gibt es nicht einmal auf der $\frac{1}{4}$ -Zoll-Karte. Nach Mason (*HJ* 1934, S. 86) entspricht die Gangapurna (= «reich an Bächen») dem Punkt 24 858 ft. = 7577 m (Annapurna III) und markiert den Gebirgsknoten, an dem sich gegen Südsüdwesten der Querkamm ablöst, der zum Machapucharé (oder fälschlich Morshiadi, 6997 m) führt.

Inzwischen gingen Ichac und Angharke am 12. Mai vom östlichen Tilichosattel in nördlicher Richtung über einen Gletscher bis zum Kamm des Muktinath Himal, den sie bei etwa 6250 m betraten. Sie erbauten dort zwei Steinmänner. Ichac bemerkte 40 km weiter östlich einen prachtvollen Berg, den Manaslu (8125 m), den er als «einen der stolzesten Gipfel des ganzen Himalaya» bezeichnete. Er hoffte, die Annapurna über die Grande Barrière hinweg anpeilen zu können, aber Nebel verhinderte es; so musste er zum Sattel zurückkehren. Dort fand er Herzog vor, der allein von Manangbot heraufgekommen war, während Rébuffat und «Pansy» über den Thorungse nach Muktinath hinübergingen. (Wir wissen nichts Näheres von diesem Itinerar, das etwas später von Tilman wiederholt wurde. Es scheint jedoch keine Schwierigkeiten zu bieten).

Da die Grande Barrière unüberschreitbar ist, beeilten sie sich, auf der gleichen Route am 14. Mai nach Tukucha zurückzukehren. Grosser Kriegsrat! Die Lage schien verzweifelt. Im Deduktionsverfahren kamen sie zu der einzigen möglichen Lösung: die von Couzy und Schatz am 27. April entdeckte Route wieder aufzunehmen und die Annapurna über den Nordgletscher anzugreifen. Dafür hatten sie bis zum Beginn des Monsuns nur noch drei Wochen Zeit.

Deshalb starteten sie sofort, das Tempo überstürzte sich förmlich: es wurde ein Blitzangriff. Leider war das Wetter durchaus nicht mehr so günstig, es regnete fast jeden Tag.

Von Tukucha mussten sie das Krishnatal hinuntergehen bis nach Lete, wo sie den Fluss überschritten, um das Dörfchen Choya zu erreichen. Von dort führt ein kümmerlicher Pfad in zwei Tagen durch dichte, üppige Vegetation (Bambus, Himalayazeder, Rhododendron und eine Art von rötlicher Birke, deren Saft man trinken kann) zu der Scharte («Col du 27 avril»), wo sie den mächtigen Grat überschreiten konnten, der von den Nilgiri (Blaue Berge) herabzieht. Undeutliche Steigspuren im dauernden Auf und Ab, mit Steindauben markiert, führen auf Grasbändern bis zu einem leichten Couloir, durch das man zum Miristi Khola absteigen kann, jenseits seiner unpassierbaren Schluchten. Sie mussten eine Brücke über den reissenden Bach bauen und gingen dann an dessen linkem Ufer aufwärts bis zum Nordgletscher der Annapurna. Der Talboden ist von riesigen, sehr unangenehmen Moränen bedeckt. Trotzdem hat man ihn mit dem berühmten «Sanktuarium» der Nanda Devi verglichen.

Nach einigen tastenden Versuchen auf einem nordwestlichen Seitensporn entschieden sie sich, der natürlichen und am wenigsten steilen Route zu folgen, das

heisst dem Verlauf des Gletschers, der von der Annapurna herunterfliesst. In seinem unteren Teil bildet dieser Gletscher einen Eisfall, den man aber auf den Felsen des rechten, nördlichen Ufers vermeiden kann. Die grosse Erkundung ging unvermittelt in den definitiven Angriff über. Um Zeit zu sparen, trugen die Sahibs ihre Lasten selbst.

Am 24. Mai wurde das Basislager bis an den Fuss der Grande Barrière vorgeschoben; es stand dort bei 4400 m in recht gefährlicher Lage. Die beiden ersten Hochlager wurden rekognosziert und besetzt. Zwischen Camp II und III erforderte eine Eismauer heikle Kletterei und ein fixes Seil. Lager III stand bei 6400 m geschützt in einer Spalte, war aber auch hier der Lawinengefahr sehr ausgesetzt. Es schneite jeden Nachmittag, und jeder Morgen bescherte einen erschöpfenden Aufstieg in tiefem Neuschnee unter den sengenden Sonnenstrahlen. In diesem Gletschertrichter gibt es keine Luftzirkulation. Lager IV wurde unterhalb, später auf der «Sichel» errichtet, einer eigenartigen, bogenförmigen Barriere aus rötlichem Fels, die man nur an dieser Stelle leicht überschreiten kann. Camp IV bis war gleichfalls den Lawinen sehr ausgesetzt, die tagsüber häufig herabdonnerten. Herzog, der fast dauernd an der Spitze war, hatte von Camp III an alle Hochlager selbst eingerichtet. Am Abend des 1. Juni war er mit Lachenal in Camp IV bis (ca. 7000 m). Am nächsten Morgen kamen Angtharke und Sarki (welche die Nacht in Lager IV verbracht hatten) mit einem Zelt zu ihnen herauf, und zu viert brachen sie nun auf, um Lager V bei 7400 m zu errichten. Von da an ist das Terrain leicht – eine weite Gletschermulde mit ungefähr 40 Grad Neigung. Das Wetter war schön und kalt. . . aber für den 5. Juni hatte man in Kalkutta den Einbruch des Monsuns vorausgesagt.

Im Camp V konnte das Zelt an die untersten Felsen (rosa Kalk) einer langen, schmalen Rippe angelehnt werden, die vom Gipfel herabzieht. Herzog schlug Angtharke vor, hier über Nacht zu bleiben und am nächsten Morgen zusammen mit ihnen zum Gipfel hinaufzugehen, aber der Sirdar lehnte dieses Angebot ab und stieg mit Sarki zum Lager IV ab. Es war eine furchtbare Nacht; der Wind brauste und piff. Sie fanden keinen Schlaf.

Der grosse Tag, der 3. Juni 1950, ist da! Bei Morgengrauen lässt der Wind nach. Zu faul, um sich einen Tee zu kochen, starten sie mit Steigeisen, *ohne Seil*, gegen 6 Uhr (nach Ichac waren die Uhren stehengeblieben). Jeder hat nur eine Tube Kondensmilch und ein paar Nougats bei sich – offenbar lieben sie Süssigkeiten. Das Wetter ist schön, doch bissig kalt. Sie beginnen mit einem langen monotonen Aufstieg in der Diagonale über den «Gletscher der Sichel». Der Schnee ist sehr wechselnd, bald hartgeweht, bald Pulver, in den man bis zu den Knien einsinkt. Die Kälte setzt ihnen sehr zu, die Füsse sind eisig, der Kopf glüht. Lachenal zieht mehrmals die Schuhe aus, um die Füsse zu massieren. Er schlägt sogar vor, aufzugeben. Herzog lehnt ab, aber er stellt es ihm frei, sie sind ja nicht

angesiebt. Jetzt scheinen sie leichter zu steigen. Herzog schreibt sogar den ungewöhnlichen Satz: «Die Anstrengung ist aufgehoben, wie wenn es keine Schwerkraft mehr gäbe.» Endlich sind sie am Fuss der obersten Felsbank. Ein breites Couloir öffnet sich. Sie steigen direkt hinauf. Der Schnee ist hart und gut gängig. Sie biegen bei starkem Wind auf den Gipfelgrat aus. Wo ist der höchste Punkt? Sie wenden sich nach links. «Der Gipfel ist ein überwachteter Eisgrat.» Es ist 14 Uhr. Das Aneroid zeigt 8500 m! «Nichts mehr über uns! Wolken ziehen in halber Höhe des Berges dahin. Der Dhaulagiri sieht aus wie eine ungeheure Pyramide.»

Die verklemmte oder eingefrorene Kinekamera ist im Lager geblieben, aber Herzog hat noch seine «Foca». Er reicht sie Lachenal und lässt sich mehrmals photographieren, schwarz-weiss und farbig, mit der französischen Flagge, die er – an seinem Pickel befestigt – über seinen Kopf hält. Anscheinend ist keine Aufnahme von geographischem Interesse auf dem Gipfel der Annapurna gemacht worden! Lachenal wird ungeduldig. Einen Steinmann kann man nicht erbauen, da es keine Steine gibt, aber man hätte eine Panoramaaufnahme machen können! Lachenal ist schon losgezogen. Herzog folgt verwirrt und eilig. Er verliert seine Handschuhe, sein einziges Paar! Unbewusste Euphorie. . . Der Himmel bedeckt sich. Alles wird grau und trübe. Wind kommt auf. Der Monsun bricht los, der Wettlauf mit dem Tode beginnt.

Das folgende Drama ist noch in aller Gedächtnis. In Lager V wird Herzog von Rébuffat und Terray empfangen, die sich seiner annehmen. Doch wo ist Lachenal? Kurz vor dem Zelt hat er einen Fehltritt getan und ist in den Abgrund geglitten; Terray geht ihn holen. Die Nacht vergeht mit unermüdlicher Massage. Am nächsten Tage steigen sie in zwei Seilschaften zu zweit im Schneesturm ab und verirren sich im Nebel. Camp IV bleibt unauffindbar; sie müssen die Nacht bei 7000 m in einer Spalte zubringen. Am 5. Juni kriechen sie erschöpft wieder heraus. Es klart auf, das Wetter wird prachttvoll. . . aber die Bergsteiger sind völlig erschöpft. Sie geben Signale und rufen laut um Hilfe. Herzog und Lachenal haben Hände und Füße erfroren; die beiden anderen sind schneblind. In diesem Augenblick erscheint Schatz als Retter vom Camp IV her; wie durch ein Wunder ist die Verbindung wieder hergestellt. Langsam vollzieht sich an diesem Tage, dem 5. Juni, der Abstieg. Man passiert nacheinander die verschiedenen Lager. Überall erregt Herzog Mitleid. Seine Worte erschüttern: «Es kommt mir vor, als sei ich mit dem Schnee durch zwei Fremdkörper verbunden, hart, steif, wie Stelzen: meine Beine. . . » Gegen Mittag wird die Sonnenwärme und ihre Rückstrahlung vom Schnee fast unerträglich. Unheimliche Ruhe, lastendes Schweigen, brennende Hitze herrschen unter einem tiefblauen Himmel. Plötzlich, nahe bei Camp III, erfasst sie eine Lawine! Es gelingt ihnen mit unsäglicher Mühe, sich herauszugraben; sie kehren zum Lager II zurück.

Nun ist es an Dr. Oudot, sein Möglichstes zu tun und zu retten, was noch zu retten ist; seine Diagnose ist furchtbar und unerbittlich: Herzog wird seine Hände und seine Füße verlieren, Lachenal einen Teil seiner Zehen. Der Berg hat sich an seinen Besiegern gerächt!

Der Rückzug erfolgte bei vollem Monsun und sollte fünf Wochen dauern. Die Verwundeten wurden zunächst auf Schlitten transportiert, dann auf dem Rücken getragen. In prasselndem Regen und im Nebel ging es über Moränen mit ihrem Sand und ihren rutschenden Steinen, hinweg über die in ihren höllischen Schluchten tosende Miristi, dann im Aufstieg zum «Col du 27 avril», im Abstieg in den feuchten Urwald zur Krishna hin – unerhörte Strapazen für die Träger und fast unerträgliche Leiden für die Verletzten.

Der Zustand von Herzog hatte sich eher noch verschlechtert. Er hatte 20 kg abgenommen und war erschreckend mager. Trotz Penicillin höhnte ihn das Fieber aus. Er ass nichts mehr, reagierte auf nichts mehr und wünschte sich brennend den Tod und die Erlösung. Immer wieder musste er operiert werden. «Die abgestorbenen Finger fielen einer nach dem andern ab.»

Ihr Leidensweg führte sie weiter durch endlose Reisfelder. In Beni war die Cholera ausgebrochen, man musste das Dorf vermeiden. Am 3. Juli waren sie in Tansing, am 6. in Nautanwa, wo ein Sonderzug sie erwartete. Herzog, Ichac, Noyelle und Oudot hatten noch beim Maharadscha in Katmandu einen Besuch zu machen. Sie gelangten dorthin auf dem normalen Wege über Raxaul (Eisenbahn, Jeep, Dandy oder Pferd und schliesslich Auto), obwohl die Hauptstadt jetzt mit der Ebene durch eine 30 km lange Schwebebahn verbunden ist, die längste der Welt. Am nächsten Tage, bei der Feier des Grossen Durbar, wurde Herzog mit dem Orden der «Starken rechten Gurkhahand» dekoriert, der höchsten nepalischen Auszeichnung.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass diese Expedition ihr Ziel in elfter Stunde erreicht hat und dass sie ihren Sieg dem raschen Entschluss, dem schnellen Tempo und der Kühnheit verdankt – drei ausgesprochen französische Eigenschaften. Zum ersten Male wurde der Gipfel eines Achttausenders betreten und zum ersten Male auch ein Sieg trotz offenkundigen Gefahren so rasch errungen. Das durch Deduktion gewählte Itinerar ist wahrscheinlich das beste und das am wenigsten schwierige, aber es ist dauernd von Lawinen bedroht. Eigenartig ist es, dass die Sieger anscheinend nicht unter der Höhe und der dünnen Luft zwischen 7000 und 8000 m zu leiden hatten: «Die Anstrengung ist aufgehoben, wie wenn es keine Schwerkraft mehr gäbe.» Wer selbst unter diesen Höheneinwirkungen gelitten hat, wird sich darüber mit Recht wundern! Waren sie durch ihren Erfolg beerauscht, oder verdankten sie ihre Euphorie den eingenommenen Drogen? Vielleicht wissen sie es selbst nicht, und sie sagen ja auch nichts darüber. Lachenal hat uns gestanden, dass er jede Erinnerung an diesen letzten Tag verloren habe. Es

wäre interessant, genau zu wissen, welche Drogen sie einnahmen. Man hat von Maxiton gesprochen, und Terray berichtet, dass sie Lachenal nervös, ungeduldig, verrückt und ganz hysterisch gemacht hätten. Das sind seine eigenen Worte. Andererseits ist es wahrscheinlich, dass die in grossen Dosen verabreichten Schlafmittel die Blutzirkulation verlangsamt und die Erfrierungen begünstigt haben.¹²

Es ist auch erstaunlich, dass eine so gut ausgerüstete Expedition für die erste Erkundung kein Flugzeug benützt hat, was ihr gestattet hätte, die besten Anmarschwege festzustellen. Mit einigen Flugstunden hätte man sich wochenlange Hin- und Rückmärsche ersparen können.

Ichac hat ernsthafte topographische und photographische Beobachtungen gemacht, «etwa dreissig Stationen, davon fünfzehn mit dem Theodoliten» und mehrere in 6000 m Höhe. Dank diesen Dokumenten konnte er eine Reliefkarte im ungefähren Massstab 1 : 190 000 skizzieren, die von dem Kartographen Lucien Dubresson sehr hübsch gezeichnet und in Sepia und Blau koloriert wurde. Diese Karte ohne Höhenlinien, noch rudimentär, aber vollkommen übersichtlich, umfasst das ganze Gebiet zwischen Dhaulagiri und Annapurna, sogar bis in die Umgebung von Manangbot. Dagegen ist sie sehr sparsam mit Koten. Auf 300 km² gibt es nur sieben, davon eine einzige neue von Tukucha. Man hätte sie durch zahlreiche hypsometrische Beobachtungen ergänzen können. Ichac stimmt darin mit Heim überein, dass in diesem ganzen Massiv die Gletscher schwach entwickelt sind. Der grösste ist der Annapurnagletscher. Die Felsen sind im allgemeinen schiefbrig und stark verwittert. Botanische und geologische Beobachtungen werden nirgends erwähnt und haben offenbar keinerlei Rolle gespielt.

Der persönliche Bericht von Herzog in seinem Buch ist sehr originell und gibt die Atmosphäre der ganzen Expedition gut wieder.

Es wird unsere Leser vielleicht interessieren, die Meinung von Sirdar Angtharke über diese französische Expedition kennenzulernen, die er unserem Korrespondenten in Darjiling anvertraute:

«Die Franzosen hatten es furchtbar eilig. Sie arbeiteten wie verrückt. Vielleicht wollten sie Tilman zuvorkommen, dessen Gruppe im Nebental arbeitete. Jeden Tag gingen wir bis um 5 oder 6 Uhr nachmittags. Es war immer schon fast dunkel, wenn wir die Zelte aufschlugen. Wie soll man da Zeit zum Kochen haben, wann soll man da sein eigenes Essen zubereiten? Mit Tilman war es ganz anders. Da hielten wir immer schon so gegen 3 oder 4 Uhr an; da hatte man für alles Zeit. . .

„Yeh France log bahut tez hain; hamko to scharm agaya“ – diese Franzosen sind sehr schnell, wir haben uns richtig geschämt, da wir kaum mit ihnen Schritt halten konnten. Sie haben immer sehr schnell den besten Weg durch Gletscherbrüche und über schwierige Stellen gefunden; wir haben uns um das Wegfinden überhaupt nicht zu kümmern brauchen. . .

Im Camp V fragten mich die Sahibs, ob ich mit ihnen auf den Gipfel gehen wolle. Ich sagte nein; meine Schuhe waren ein bisschen eng; ich hatte Angst, ich würde mir die Füsse erfrieren. Sarki und ich bauten Camp V auf (7400 m), gingen aber am selben Tag noch nach Camp IV zurück.

Am nächsten Morgen kamen Aïla und Phensing zusammen mit vier Sahibs vom Lager III. Sie hatten nur ganz leichte Rucksäcke, nur ein wenig Essen. Ich fragte: ‚Wo geht Ihr hin?‘ Aïla sagte: ‚Die Sahibs wollen direkt auf den Gipfel, ohne in Camp V zu schlafen.‘ Ich antwortete: ‚Wenn Ihr ohne Zelt und Schlafsack da hinauf geht, werdet Ihr und die Sahibs dort oben sterben. Lasst das Essen da – man kann einen oder zwei Tage ohne Essen, aber man kann dort oben nicht ohne Schlafsack sein – und nehmt Zelt und Schlafsack mit.‘ Schliesslich folgten sie meinem Rat. Am Nachmittag begann es so stark zu schneien, dass eine Lawine unsere Zelte, deren Öffnungen sich gegenüberstanden, ganz verschüttete. Ich sagte: ‚Machen wir zwei tiefe Gruben in den Altschnee und stellen wir die Zelte so hinein, dass nur der Eingang herauschaut.‘

Am nächsten Morgen, als die Sahibs vom Gipfel herunterkamen, brauste eine zweite Lawine nieder (wahrscheinlich durch das Gehen der Sahibs ausgelöst; der Schnee war über einen Meter hoch und ganz leicht); sie verschüttete uns ganz. Fast wäre ich erstickt. Die Tür des Zeltes war weggerissen. Ich schrie nach Aïla und Phensing, die im andern Zelt waren. Keine Antwort. Mit der Schaufel gruben Sarki und ich. Endlich fanden wir sie. Sie waren noch am Leben.

Zwei von den Sahibs konnten nicht gehen, drei waren blind. Wir mussten sie langsam und sorgsam hinunterführen. Zwischen Lager III und II rutschte einer der Sahibs aus und nahm Aïla und Sarki mit. Sie rutschten sehr weit, bevor sie zum Stillstand kamen. Das Lager III wurde ebenfalls von einer Lawine getroffen. Da liessen wir alles im Stich und rannten so schnell wie möglich hinunter. Später wollten wir nochmals hinauf, um unsere Sachen zu holen. Herzog Sahib aber sagte: ‚Geht nicht hinauf, alles wird Euch ersetzt werden.‘

Fünf- oder sechsmal pendelten wir zwischen Camp II und I hin und her, bis wir alle Sahibs sicher hinuntergeleitet hatten. Den ganzen Rückweg mussten wir Herzog Sahib und Lachenal Sahib tragen. Sie waren wie kleine Kinder. Wir mussten sie füttern und anziehen, nichts konnten sie allein machen. Sie haben uns wirklich leid getan. Sie waren gute Sahibs und haben immer darauf geachtet, dass es uns Sherpas gut ergehe.»

Und Phensing fügte stolz hinzu: «In Katmandu haben wir im Haus des Maharadschas gewohnt. Der Sahib hat dort vom Maharadscha zwei grosse Medaillen bekommen.» Und nach kurzer Überlegung: «Aber was helfen ihm die Medaillen? Die Zehen werden ihm nicht mehr nachwachsen, dem armen Sahib.»

Als ich einwarf, schreibt Krenek, dass es jetzt so gute Prothesen gäbe, dass man Hände und Füsse wieder benutzen könne, meinte Phensing: «Ja, für die

Sahibs, aber nicht für uns. Ich bin froh, dass ich nicht ganz hinaufgegangen bin, sonst könnte ich vielleicht mein ganzes Leben lang keine Arbeit mehr tun. . . »

Am gleichen Tage, an dem die Franzosen den Tilichosee und die gleichnamigen Sättel entdeckten, reiste die Expedition Tilman von Katmandu ab, um dem Lauf des Marsyandi talaufwärts zu folgen und ihr Basislager in Manangbot (ca. 3500 m) am Nordfuss des Annapurna Himal aufzuschlagen. Über diese Expedition hat Prof. Krenek, unser Darjiling-Korrespondent, in unserem letzten Jahrbuch (*Berge der Welt* VI, S. 250–251) kurz berichtet; es ist nicht mehr viel beizufügen.¹³

Der Annapurna Himal und das Manaslumassiv erheben sich in der Hauptaxe des Grossen Himalaya, aber die Wasserscheide und die Grenze zwischen Nepal und Tibet befinden sich 20 bis 30 km weiter nördlich und fallen stellenweise mit der sogenannten Ladakkette zusammen. Die eigentlichen Gletscher sind verhältnismässig klein. Die Grande Barrière hat wenigstens den Vorteil, dass sie Manangbot und das obere Marsyandital einigermaßen vor den Einwirkungen des Monsuns schützt. Die Einheimischen bewässern ihre Kulturen durch «Bissen», was für Bergsteigeraugen immer ein erfreulicher Anblick ist – es bedeutet günstiges Wetter. Dieses Gebiet ist viel trockener als zum Beispiel das Miristi Khola, das den Südwestwinden offensteht.

Das Expeditionsprogramm enthielt wohl einige hohe Ziele, aber die Mannschaft war nicht stark genug, um den Manaslu (8125 m) anzugreifen; die Annapurna selbst (8078 m) verbarg sich hartnäckig hinter ihrer Grande Barrière. Tilman ist vor allem Forscher; er hat es auch diesmal bewiesen, indem er die unbekanntesten Gebiete der Grenze Nepal–Tibet durchwanderte. Leider fand man in ganz England keine Möglichkeit, ihm einen leichten Phototheodoliten zu leihen, mit dem er das für dieses ganze Gebiet so irreführende Kartenbild wesentlich hätte verbessern können. Tilman und Roberts waren die einzigen, die schon Himalayaerfahrung hatten. Durch ihren Versuch auf Annapurna IV (7524 m) haben sie gezeigt, dass dieser Gipfel gut zugänglich ist und dass man ihn wahrscheinlich traversieren könnte, um Annapurna II (7937 m) zu erreichen; diese entspricht vielleicht einem der Gipfel, die Herzog von Manangbot aus beobachtet hat.

Der Manaslu von Nordwesten sieht mit seinem Gipfelfirnplateau wie eine gigantische Wiederholung unseres Alphubels aus, doch er stürzt 4000 m tief in das Tal des Dudh Khola (Milchbach).

Schliesslich ist noch die Herbstexpedition der Houstons zu erwähnen, die erste offizielle Rekognoszierung der südwestlichen Zugänge zum Everest, zu der Tilman eingeladen wurde.¹⁴ Warum wohl mag diese amerikanische Expedition, die über so grosse Mittel hätte verfügen können, so bescheiden und platonisch aufgezogen worden sein?

Seit langem hatte Dr. Oscar Houston (New York) den Wunsch gehabt, Nepal zu besuchen, aber die Bewilligung wurde ihm erst spät im Jahre 1950 erteilt. Sein Sohn Charles, der den Angriff auf den K2 im Jahre 1938 so hervorragend geleitet hatte, interessierte sich natürlich viel mehr für den Everest als für Nepal selbst.

Ende Oktober 1950 trafen sich die Expeditionsmitglieder in Jogbani, der Endstation der indischen Eisenbahn, an der Südgrenze von Nepal. Die Houstons und Mrs. Cowles (New York) kamen von Katmandu, wo sie einen Monat als Gäste des Maharadschas verbracht hatten. Tilman kehrte von seiner Kundfahrt zu den Quellen des Marsyandi zurück. Der Reverend Anderson Bakewell (ein einflussreiches Mitglied der «American Geographical Society») stieg von Kurseong (in der Nähe von Darjiling) herunter, wo er seit 1947 wohnt. Er brachte eine Anzahl berühmter Sherpas mit: Gyalgen («Mikchen»), Pa Norbu, Da Namgyal II, Sarki und dessen Frau Dicky, welche die Gesellschaft nach Namche¹⁵ Bazar führen sollten.

Die Expedition hatte nur 36 Tage Zeit für die Kundfahrt zum Everest hin und zurück; die Tage waren bereits kurz. Von Jogbani fuhren sie 8 km im Auto nach Biratnagar, einem wichtigen Industriezentrum von Nepal; hier war der eigentliche Ausgangspunkt der Expedition. Am 1. November querten sie mit Autocars die fiebergefährliche Teraizone, so schnell es die schlechten Wege erlaubten (64 km in acht Stunden!). In weiter Ferne und hoch in den Himmel ragend glänzte das Everestmassiv in den ersten Sonnenstrahlen, 200 km im Nordwesten. In Dharan Bazar waren sie am Fuss der Vorberge, wo sie das Auto gegen Ponies und fünfzehn Kulis für den Gepäcktransport eintauschten. Ein Pass von 1200 m Höhe führt in das Tal des Tamur, der in den Gletschergebieten des Kangchendzönga entspringt und die ganze Nordostecke von Nepal entwässert. Sie überschritten ihn auf einer Hängebrücke und gelangten nach Dhankuta, einer reizenden kleinen Stadt mit etwa 4000 Einwohnern, deren Häuser längs einem Kamm verstreut liegen. Dhankuta ist Sitz der Regierung dieses Distriktes; der Gouverneur stellte lebenswürdigerweise der Expedition eine ständige militärische Eskorte zur Verfügung.

In dem nun folgenden Aruntal wurden sie durch einen Erdbeben gezwungen, ihre Ponies zurückzuschicken und die Reise zu Fuss fortzusetzen. Dieses Tal ist nachmittags sehr warm, aber es gibt dort köstliche Orangen, um den Durst zu stillen. Drei Tage lang ging es hier talaufwärts. (Jenseits des Arun hat bisher noch niemals ein Weisser gewagt, gegen den Everest hin vorzustossen . . .) Sie verliessen das Aruntal durch ein westliches Seitental, das Irkhua Khola, welches nach Phedi führt? (Das Itinerar, das von vier verschiedenen Personen verschieden beschrieben wurde, ist auf den Karten schwer zu verfolgen, sogar auf der ¼-Zoll-Karte von 1930. Es sieht so aus, als wäre es kürzer gewesen, über Dingla zu gehen [?].) Von dort führen drei über 3000 m hohe Pässe (darunter der Salpa La, 3600 m) in das

Tal des Dudh Kosi, nachdem man zuvor zwei Quertäler (Hongu und Inukhu) überschritten hat. Dieses ständige Traversieren von Pässen demoralisierte die Kulis, die desertierten und die Expedition in die grössten Schwierigkeiten brachten; denn es war sehr schwierig, wenn nicht unmöglich, sie zu ersetzen.

Allmählich weichen die Hindutempel den buddhistischen *Gompas*; die Dörfer sind von Sherpas tibetischer Abkunft bewohnt. Die klaren Wasser des Dudh Kosi kommen direkt vom Everest herab. Sie folgten seinem Lauf talaufwärts und gelangten am 14. November nach Namche Bazar (3450 m nach Wyss). Es ist eine Ortschaft mit 30 Häusern und 400 Einwohnern, die Heimat der berühmten «Tiger» und ein wichtiger Handelsplatz zwischen Nepal und Tibet. Man empfing die Expedition mit allen ihr zukommenden Ehren; diese Vertreter der weissen Rasse waren die ersten, die in dieses Gebiet vorgedrungen waren.

Ein Schneefall unterbrach zeitweise die Reihe strahlend schöner Herbsttage. Nach einer kalten Nacht heiterte es wieder auf, und sie stiegen 10 km talaufwärts zum Kloster Thang Boche, einem reizenden kleinen Gegenstück zu dem allmählich so berühmt gewordenen Rongbuk Kloster auf der anderen Seite des Everest. Thang Boche (auch Tyang Bochi geschrieben) ist schon von weitem sichtbar; es liegt auf einem Sattel, halb Wiesen, halb Fichten- und Birkenwald, in einer viel freundlicheren Landschaft als Rongbuk, und beherrscht den Zusammenfluss des Imyia Khola und des Dudh Kosi. So ist es fast wie eine Vision des berühmten Shangri La, dieser letzten Oase des Friedens in einer Welt voller Trübsal. Prachtvolle Gipfel erheben sich rundum, ihre kühnen Spitzen ragen in den Himmel, darunter Ama Dablam (6800 m), der etwas an den Mustagh Tower im Karakorum erinnert. Der Everest selbst ist fast vollkommen durch die riesige Quermauer Lhotse-Nuptse verdeckt und macht keinen Eindruck; man sieht von ihm nur die oberste Gipfelpyramide mit ihrer charakteristischen weissen Feder.

Beim Kloster teilte sich die Expedition: Charles Houston und Tilman mit vier Sherpas und Proviant für nur sechs Tage brachen am 16. November auf, um die Zugangswege über den Khumbugletscher zu rekognoszieren. Während dieser Kundfahrt blieb das Wetter vollkommen klar, aber es war sehr kalt. Zuerst musste man dem Imyia Khola 5 bis 6 km talaufwärts folgen bis zu dem Punkt, wo das Tal sich gabelt. Man geht am Kloster Pangboche vorbei, lässt dasjenige von Dingboche rechts und hält sich links an das Tal namens Lobuyia Khola. Weiter tritt man auf eine grosse Kiesebene, einen alten Seeboden. Diese Ebene ist von riesigen Moränen eingeschlossen. Gegen Mittag gelangten sie zur Alp Phalong (4300 m), wo sie sich in einer Hütte einrichteten. Dann gingen sie zur Erkundung auf die Hänge der Nordwestseite, in der Hoffnung, einen Blick auf den Mount Everest werfen zu können – aber sie wurden enttäuscht, sie waren noch zu tief. Über Dingboche erhebt sich ein Gipfel, der ganz unzugänglich aussieht und den sie «Matterhorn» taufte – wegen seiner Ähnlichkeit (wir können keine entdecken!). Später

identifizierten sie ihn mit dem Tamasurmu (6400 m), einer Eiskathedrale. Als Gegenstück dazu steht auf der anderen Seite des Tales, im Westen, der Taweche (21 390 ft. = 6520 m), der ebenfalls abschreckend aussieht.

Am nächsten Tage erreichten sie schliesslich den Khumbugletscher und stellten fest, dass er sich in vollem Rückzug befindet. Houston schätzt seine Länge auf 15 km bis zum Fuss des Lho La, was sehr stark von der besten bisher existierenden Karte abweicht («Everest and Environs», 1930)¹⁶. Sie lagerten etwas oberhalb des Gletscherendes, etwa 6 km von Phalong. Am Nachmittag gingen sie den von Moränen bedeckten Gletscher hinauf, in der Hoffnung, endlich das berühmte Western Cwm (Westkar oder westliches Gletscherbecken) sehen zu können, das noch immer vom Sockel des Nuptse verdeckt war. 6 km oberhalb des Zungenendes verringerte sich die Oberflächenmoräne des Khumbugletschers, und lange Streifen von weissem Eis kamen zum Vorschein, besetzt von riesigen Türmen (halb Penitentes, halb Séracs) in der gleichen Art, wie sie auch auf dem Rongbukgletscher zu finden sind. Einige dieser Zacken erreichten bis zu 70 m Höhe. Aber das Western Cwm blieb noch immer unsichtbar, und bei sinkender Nacht kehrten die beiden Kundschafter erschöpft zum Lager zurück.

Am folgenden Morgen, dem 19. November, schickten sie ihre Sherpas nach Phalong zurück und nahmen den Gletscher und seine Moränen ein zweites Mal in Angriff. Auf dem westlichen Ufer kamen sie leichter vorwärts und hielten gegen den Pumori (7070 m) zu, den Mallory einst zu Ehren seiner Tochter so getauft hatte (Pumo = Tochter). Gegen Mittag machten sie auf den Südhängen dieses Berges bei etwa 5800 m halt. Der Lho La, 3 km nordöstlich, war sehr gut sichtbar. Der Übergang sieht schwierig und gefährlich aus wegen der Lawinen, die hier häufig herunterstürzen. Über diesen Sattel und den westlichen Rongbukgletscher könnte man den North Col und die normale tibetische Route erreichen, aber das wäre ein gewaltiger Umweg. Der Everest selbst schien sehr ausgeapert und durch die Westwinde freigefegt. Das gut erkennbare «gelbe Band» setzt sich quer durch die ganze Südwand fort, und der Fels des Süd-Südostgrates ist günstig gebankt. Vom Western Cwm war nur der untere Teil sichtbar, ein wild zerrissener Eisfall zwischen zwei ungangbaren Felswänden. Schon auf den Bildern der Expedition von 1921 sah er wie ein erstarrter Niagara aus. Darum stimmt Houston der Meinung von Mallory zu: «Sehr schwierig, wenn nicht unmöglich – jedenfalls ist das keine vernünftige Route, den Everest zu bezwingen.» Und Tilman überbietet das noch: «Wenn die besten Bergsteiger der Welt auf der tibetischen Route gescheitert sind, wer sollte dann auf einem noch schwierigeren Itinerar Erfolg haben?» Nach diesen Feststellungen kehrten die beiden dem Berge den Rücken und gingen nach Thang Boche zurück.

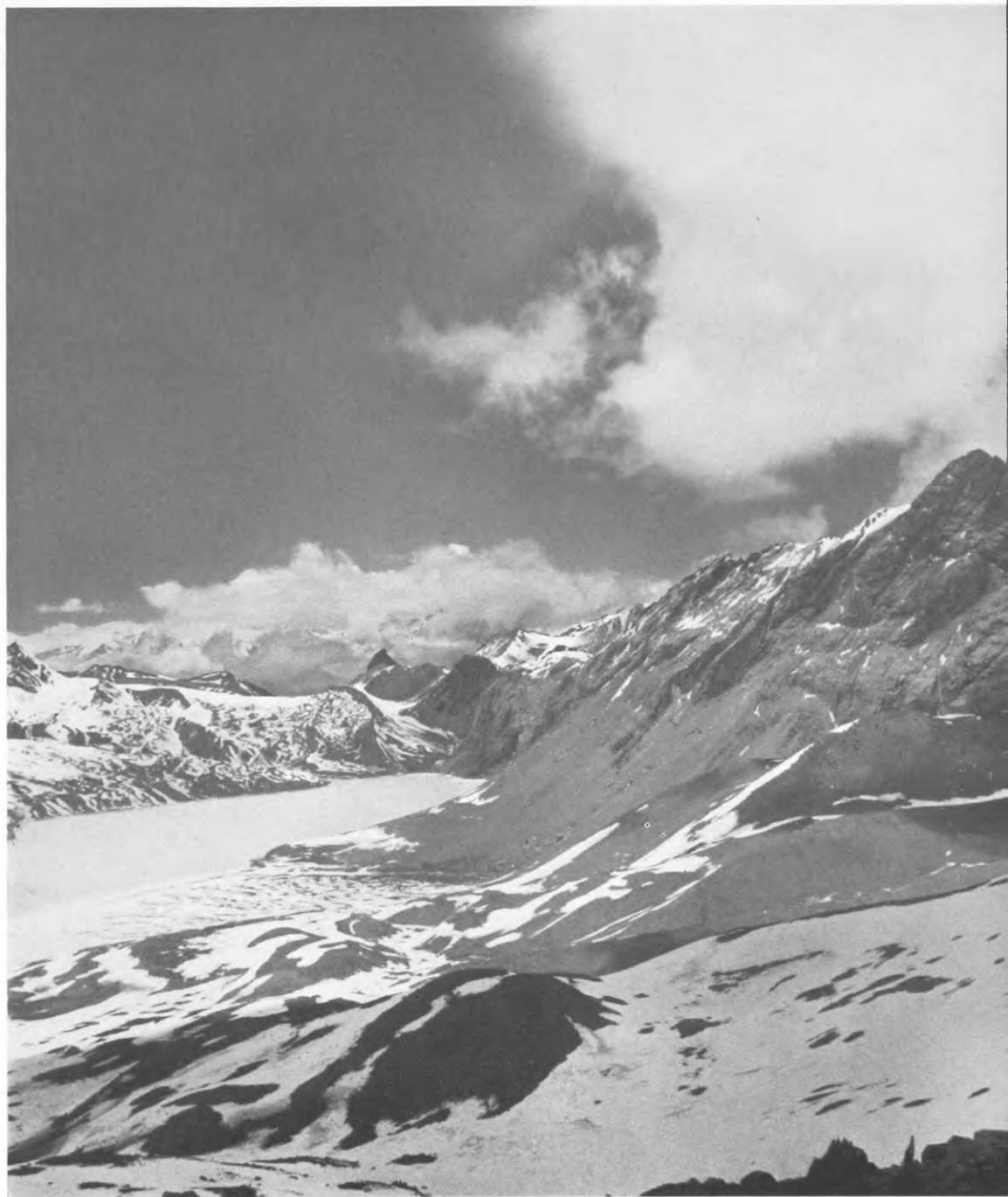
Inzwischen war Bakewell überaus tätig gewesen und hatte die nähere Umgebung erkundet, wobei er zahlreiche prachtvolle Aufnahmen machen konnte. Am



Der unerstiegene Manaslu (8128 m), der Alphubel des Nepalhimalaya, von Norden, aus dem Gebiet des oberen Dudh Khola gesehen (Photo H. W. Tilman, 1950; aus Dybrenfurth: «Zum dritten Pol»).



Seite links : Nepal. «La Grande Barrière», Tilichosee. Seite rechts : Ein Vorberg des Muktinath Himal. (Photo M. Ichac, 1950).



Umstehende Doppelseite : Annapurna von Norden. Rechts der Nordwestsporn, links der Ostgrat mit zwei Vorgipfeln. Bildmitte oben: «Sichelgletscher»; hinter der Lawinenwolke Lager II. (Photo M. Ichac, 1950).





Nordflanke des Dhaulagiri (8172 m). Der Westgrat (rechts) steigt aus dem Mayandi Khola auf und scheint begehbar. (Photo J. Oudot, 1950).





Garhwal : Bandar Punch II oder «White Peak» (6315 m) mit dem erstiegenen langen Südostgrat (rechts), von Hanuman (Bin Gad) aus gesehen (Photo J. T. M. Gibson ; mit Erlaubnis des «Alpine Journal»).

4. Dezember war die Expedition wieder in Biratnagar, genau 34 Tage nach ihrem Aufbruch.

Houston gibt ein etwas optimistischeres Urteil ab. «Die nepalische Route hat gegenüber der tibetischen gewisse Vorteile: sie ist kurz (fünfzehn Tage bis zur Basis) und quert ein fruchtbares und bevölkertes Land, in dem man nicht den Winden und dem Staub der tibetischen Hochebenen ausgesetzt ist und den verschiedenen Übeln, die sich daraus ergeben. Aber die oberen Täler sind nur vor oder etwas nach dem Monsun gangbar wegen der in der Regenzeit sehr stark anschwellenden Flüsse. (Das dürfte wohl mehr Theorie sein). Eine bequeme Basis könnte in Phalong (4300 m) eingerichtet werden und wäre von Namche aus leicht zu versorgen, auch mit dem Flugzeug. (Man könnte eventuell auf dem alten Seeboden landen). Die vorgeschobene Basis könnte am Westufer des Khumbugletschers erstellt werden.» Houston ist davon überzeugt, dass die beste Jahreszeit, um den Everest zu versuchen, der Monat November sei, sobald das Wetter stabil geworden ist.

Tilman dagegen ist pessimistisch: der Monsun würde ebenso heftig wie in Sikkim sein, wie die Üppigkeit der Flechten dies bewiese. (Der indische meteorologische Dienst hat übrigens einen Regenmesser in Namche aufgestellt; man kann also jetzt die Niederschläge leicht kontrollieren). Die Gletscher sind bemerkenswert klein. Er schätzt die Länge des Khumbugletschers auf kaum 10 km. Er behauptet, dass der nepalische Anmarsch nur um eine Woche kürzer sei als der von der tibetischen Seite(!) und dass man an Stelle von Maultieren oder Yaks zahlreiche Kulis brauche, die in einem so armen Lande schwer zu ernähren seien. Auch sei der tibetische Staub nicht so schlimm wie die nepalische Malaria, und der rasche Aufstieg auf der nepalischen Seite verhindere eine fortschreitende Akklimatisation der Sahibs.

Zwischen diesen beiden einander widersprechenden Ansichten wird man am besten den Mittelweg wählen. Wie unser Korrespondent Krenek betont, scheint Namche Bazar dazu bestimmt, das Zermatt von Nepal zu werden. Es liegt an der Schwelle zu mehreren fächerförmig ausstrahlenden Tälern, es ist umgeben von einem Kranz jungfräulicher Sechs- und Siebentausender. Überdies ist es von den Sherpas bewohnt, die gern bereit sind, als Träger oder sogar als Führer zu dienen. Welch ein Paradies für zukünftige Forscher!

GARHWAL

Die Nilkanta (6596 m) gilt als einer der schönsten Berge von Garhwal – wenn nicht als der schönste. Schlank und isoliert, hat sie von jeher alle bezaubert, die das Glück hatten, den KuariPASS (Kuanri Khal, 3700 m) bei schönem Wetter zu

überschreiten oder die Quellen des Ganges und die Umgebung von Badrinath zu besuchen. Sie ist umschwärmt und oft fotografiert worden; trotzdem wissen wir von ihr sehr wenig, ausser, dass sie bisher jungfräulich geblieben ist. Seit 1940 ist sie auf den ½-Zoll-Karte topographiert und auf Blatt 53 N/NW der «Survey of India» sehr gut dargestellt worden¹⁷.

Im August 1937 machten Smythe und Oliver einen Versuch mitten im Monsun durch das Kiraotal und über den Südostgrat. Dieser weist zahlreiche Gendarmen und zwei schwierige Steilstufen auf. Sie folgten dem Grat bis zur Höhe der ersten Steilstufe (ca. 6000 m) und mussten dann wegen schlechten Wetters den Rückzug antreten. In seinem Bericht (*Alpine Journal*, Mai 1938, S. 77–78) hält sich Smythe dabei nicht lange auf. Der Krieg vereitelte sicherlich seinen weiteren Versuch.

Im August 1947 stand die Nilkanta im Programm der Expedition Roch (SSAF). Wenigstens wurde es so angekündigt in den *Alpen* (Juli 1947, S. 278–279), obwohl es immer gefährlich ist, von seinen bergsteigerischen Plänen zu sprechen und das Fell des Bären im voraus zu verkaufen.

Schon im Mai war ein dritter Bewerber heimlich am Werk.¹⁸

1947 war Wylie Major in einem Gurkhabataillon der indischen Armee. Er gehört dem «Himalayan Club» seit 1941 an und war eben in den «Alpine Club» aufgenommen worden. Zu seiner Expedition stiessen: der Pilot Peter Munden, zwei berühmte «Tiger» vom Everest – Dawa Thondup und Gyalgen Mikchen –, der Gurkha Purkabahadur (der Roberts 1946 am Sasir Kangri begleitet hatte) und ein Garhwal Rifle, den Oliver mitbrachte, Netasing Chawan, der einzige, der die Gegend kannte.

Auf der Pilgerroute gelangten sie am 10. Mai nach Badrinath, wo sie ihre Niti-kulis gegen Manaträger austauschten. Anstatt über Kirao zu gehen wie Smythe und Oliver, stiegen sie ganz natürlich durch das enge Tal hinauf, das sich bei Badrinath öffnet und von einem dieser zahlreichen «Rishi» durchflossen wird. Vom Bungalow aus gesehen erscheint dieses Tal wie eine düstere Schlucht, über der sich die weisse Spitze der Nilkanta erhebt. Dieses Tal ist nicht so schrecklich, wie es aussieht, und an seinen blumigen Ufern kann man in Wiesen lagern, die von Iris übersät sind.

Sie erstellten ihr Basislager am Fusse eines Sattels, der sich im Südostgrat befindet und die tiefste Einsenkung zwischen der Spitze und Punkt 17 950 ft. = 5471 m bildet. Nach Wylie ist dieser Sattel bereits von Holdsworth und Dawa Thondup überschritten worden, aber er gibt das Datum nicht an; wir haben nirgends eine Erwähnung dieses Überganges finden können. Wahrscheinlich fand sie während des Krieges statt.

Von diesem Basislager (ca. 4570 m) schickten sie die Manaträger zurück und trugen ihre Lasten selbst. Sie stiegen nicht direkt zum Sattel auf, sondern betraten

den Südostgrat 300 m höher oben und etwa 1,5 km weiter westlich. Dann folgten sie dem Grat eine halbe Stunde lang bis zum Fuss eines ersten Aufschwunges, der südlich umgangen wurde. Sie errichteten ihr Camp I (vorgeschobenes Basislager) bei etwa 5030 m nahe einem Firnfeld, das sich unter dem Grat entlangzieht.

Am folgenden Tage – die Sherpas holten inzwischen den Rest der Lasten – erreichten Wylie und Munden den Grat oberhalb des Aufschwunges und folgten der Kante bis zu einer Reihe abweisender Gendarmen – zweifellos dieselben, von denen Smythe in seinem Bericht spricht. Trotzdem fanden sie einen geeigneten Platz für ihr Camp II auf dem Grat selbst. Am 18. Mai machten Wylie und Gyalgen eine Erkundung längs dem Grat, aber sie kamen bald zu der Überzeugung, dass er für beladene Träger zu schwierig sei. Wylie vergleicht ihn mit dem Peutereygrat und an Schwierigkeiten mit dem Viereselsgrat: «Wir hatten zu unserer Rechtfertigung einwandfrei festgestellt, dass dieser Grat über die Fähigkeiten einer Seilschaft hinausgeht, die nicht darauf vorbereitet ist, eine Belagerungstaktik anzuwenden – darum kehrten wir um.» Sie verzichteten also auf diese Route und stiegen nach Badrinath ab.

Sie hatten noch soviel Zeit, den Westgrat ihres Berges zu erkunden. An Mana vorbei folgten sie der Alaknanda talaufwärts bis zu ihrer Quelle, dann dem Satopanthgletscher und lagerten 1,5 km unterhalb der Wiesenoase von Majna. Im Westgrat gibt es einen Sattel, dessen Zugang nicht schwierig aussieht, und der Grat selbst scheint viel leichter(?) zu sein als der Südostgrat. Man entschied sich also, dort anzugreifen, aber dafür brauchte man noch zusätzliche Lebensmittel und eine Verlängerung des Urlaubs. Inzwischen errichteten sie ihr Basislager auf einem kleinen Seitengletscher, von wo sie – nach siebenstündigem mühsamem Aufstieg in tiefem Schnee – den Sattel (ca. 5500 m) erreichten und dort ein Lager erstellten. Am nächsten Tage bezwangen Wylie und Munden mehrere Türme des Grates, der tatsächlich die beste und kürzeste Route zu sein scheint. Leider begann es zu schneien, und so stiegen sie zum Sattel ab. Dann wurde das Wetter endgültig schlecht, so dass sie ihr Projekt aufgaben.

Diese Kundfahrt ist sicher für die Nachfolger von Nutzen gewesen; aber man hat doch den Eindruck, dass sie mit mehr Energie hätte weiter vorgetrieben werden können. Im Mai sind die Felsen noch sehr verschneit; es wäre vorzuziehen, etwas später, knapp vor dem Monsun, zu kommen.

Drei Monate später, Ende August 1947, zog die Expedition Sutter-Lohner auf ihrem Rückweg von Gangotri und dem Balbala durch Badrinath, aber von einem Angriff auf die Nilkanta war keine Rede mehr (siehe S. 193).

Nach einem persönlichen Schreiben an unsere Stiftung kam im Juni 1949 eine kleine amerikanische Gruppe, die aus drei sehr jungen Leuten ohne grosse Erfahrung bestand (Bill Unsoeld, French und Rickert), ebenfalls bis zu dem Sattel

(5500 m) westlich des Gipfels. Man folgte ungefähr dem gleichen Itinerar wie die Expedition Wylie, lagerte auch an den gleichen Plätzen und brauchte achteinhalb Stunden von der Basis bis zum Sattel; dort kamen sie völlig erschöpft an und gingen nicht weiter.

Anfang September 1950 dachte die Expedition Dittert, die soeben den Abi Gamin (7355 m) bezwungen hatte, ebenfalls an einen Angriff auf die Nilkanta. Infolge des wenig günstigen Wetters kam man nicht einmal bis zum Westsattel (5500 m). Der Bericht über diesen Versuch ist in diesem Jahrbuch erschienen (Bd. VI, S. 44 ff.). Die Nilkanta stand auch auf dem Programm der Expédition lyonnaise 1951, aber nach dem Nanda-Devi-Drama wurden alle anderen Pläne fallen gelassen.

Auch der Bericht von Riddiford (siehe s. S. 129 ff.) erwähnt einen Versuch über die Nordflanke und den Nordostgrat.

Der «Blaue Berg» von Garhwal ist mehr als jeder andere umworben worden, aber bis jetzt hat er alle Versuche abgewiesen und ist in seiner «splendid isolation» jungfräulich geblieben. Fast möchte man sagen: Bravo!

Bereits im Jahre 1930 hatte mir Alexander Graven, einer der besten, wenn nicht der beste Zermatter Führer, versichert, er werde einmal wenigstens in den Himalaya gehen. Graven ist ein guter Stratege mit grosser Energie und einem harten Kopf. Man konnte sich auf sein Wort verlassen. Er brauchte nur etwas Zeit, einen oder mehrere Klienten für diesen Zweck zu finden, die für eine Finanzierung wohlhabend genug waren. Er werde sie dann schon dirigieren. Der Krieg behinderte seine Pläne, brachte ihn aber mit einem Industriellen in Verbindung: Alfred Sutter von Münchwilen. Ferner entdeckte Graven unter seinen Berggängern eine elegante junge Frau bayerischer Abstammung, die auch vor schwierigen Klettereien nicht zurückschreckte: Frau Annelies Lohner in Grindelwald. Sie ist leicht wie eine Feder und hatte als Paten und Protektor einen der reichsten Industriellen des Oberlandes, Gustav Hasler, der seinerzeit ein grosser Bergsteiger war. Graven ging bald mit dem einen, bald mit der anderen, variierte die Touren und steigerte allmählich die Schwierigkeiten, und das während der ganzen Dauer des grossen Krieges. Wenn ihr alpiner Ehrgeiz einmal gestillt und die Feindseligkeiten an den Fronten beendet sein würden, dann würde es für ihn leicht sein, ihnen ein weiteres und noch verlockenderes Ziel vorzuschlagen, den Traum jedes Bergsteigers, den Himalaya!

Da Graven keine eigene Erfahrung in diesem Gebirge besass und sich nicht auf ein Abenteuer einlassen wollte, ohne alle Trümpfe in der Hand zu haben, zog er den berühmten André Roch als Instruktor bei einem Führerkurs zu, den er leitete, und überredete ihn, mitzugehen und die Leitung der Expedition zu übernehmen. Roch, der schon 1939 im Auftrag der Schweizerischen Stiftung für Alpine

Forschungen eine Garhwal-Expedition geleitet hatte, setzte sich mit ihr in Verbindung. Ernst Feuz war gern bereit, alle diplomatischen Schritte zu unternehmen, die zu dieser Zeit, unmittelbar nach dem Kriege, noch recht heikel waren. Dank seiner Geschicklichkeit und unserer Neutralität erreichte er schliesslich, was anderen wahrscheinlich verweigert worden wäre.

Da Roch sich gegenüber dem deutschschweizerischen Trio in der Minorität fühlte, sah er sich begreiflicherweise in Genf nach Verstärkung um und freute sich, seinen Freund René Dittert bewegen zu können, ihn zu begleiten – eine ausgezeichnete Acquisition in jeder Hinsicht.

Das Hauptziel der Expedition war die ergänzende Erforschung des Gangotri-massivs in Garhwal. Diese Berggruppe war bis dahin nur von einer einzigen grossen Expedition besucht worden, der österreichischen von 1938.¹⁹

In dieser Gangotrigruppe gab es noch schöne Gipfel zu bezwingen, darunter ihren Kulminationspunkt, den Chaukhamba (7138 m), an dem die Expedition Roch 1939 fast von einer Lawine vernichtet worden wäre, den Satopanth (7075 m), den Kedarnath (6940 m) und den Shivling (6543 m), das grossartige Matterhorn von Garhwal. Wenn alles gut gehen sollte, würde man über Badrinath heimkehren und noch versuchen, die berühmte Nilkanta mitzunehmen. Dieses Programm wurde übrigens von unserem grossen Orientalisten Robert Fasy ausführlich und enthusiastisch erläutert, und zwar im offiziellen Organ des SAC (*Die Alpen* 1947, S. 275–280).

Die Expedition selbst ist in unserem Jahrbuch beschrieben worden (Bd. II, S. 17–114). Wir kommen deshalb nicht noch einmal darauf zurück. Wenn man die beiden Dokumente, die Pläne und die Ergebnisse, miteinander vergleicht, muss man feststellen, dass nicht alle Vorhaben verwirklicht worden sind, bei weitem nicht – aber das ist verständlich. Man brauchte sich nur die Aufnahmen der österreichischen Expedition anzusehen, um zu erkennen, dass beispielsweise der Shivling fast hoffnungslos aussieht. Der erste Teil des Programms verzögerte sich dadurch, dass der Gipfel des Kedarnath, mit dem die Expedition beginnen wollte, erst am 11. Juli erreicht wurde, also einen vollen Monat nach der Ankunft im Basislager; dreimal musste man anpacken, um ihn endlich zu besiegen.

Der Chaukhamba wurde von Roch und Dittert vom oberen Gangotrigletscher aus versucht, aber er erwies sich als ebenso abschreckend und gefährlich wie 1938. Wahrscheinlich muss man die Route von 1939 wieder aufnehmen, wenn man ihn besteigen will. Der Satopanth (7075 m) ist und bleibt der schönste Sieg der Expedition.

Der Abi Gamin (7355 m) wurde damals durch den Balbala (6416 m) ersetzt, eine leichte Kuppe auf der tibetischen Grenze, und bei der Ankunft in Badrinath verzichtete man gleichfalls auf die Nilkanta – der Monsun war bereits ausgebrochen.

Gegen Ende der Expedition gab es noch eine schöne und glänzend durchgeführte Eroberung: die beiden Genfer bezwangen mit ihrem Sherpa Ang Tensing die Nanda Ghunti (6309 m). Auf die wissenschaftlichen Resultate der Expedition warten wir immer noch²⁰.

T. H. Braham, Mitglied des «Himalayan Club» seit 1946, der bei der soeben besprochenen Expedition Transportoffizier war, sah sich Mitte August 1947 genötigt, sie vorzeitig zu verlassen und nach Kalkutta zurückzukehren. Aber nicht auf dem kürzesten Wege! Begleitet von den Sherpas Ang Tensing und Thondup überschritt er den Kalindi Khal oder Birniepass (5946 m) und begab sich nach Badrinath, wo er drei Tage verbrachte. Er engagierte dort drei Manaträger, ging nach Pandukeshwar hinunter und stieg dann den Bhyundar hinauf, den Smythe mit seinem Buchtitel *Valley of Flowers* unsterblich gemacht hat. Ein Hirte zeigte ihm das Grab einer Engländerin, Joan Margaret Legge, die 1939 in diesen Gefilden gestorben war, als sie Blumen und Samen für eine schottische Gesellschaft sammelte. Infolge des schlechten Wetters hatte er einige Mühe, den Bhyundarpass (5090 m) zu finden und zu überschreiten, um den Bankungletscher auf der Niti-seite zu erreichen. Nachdem er in Thur Udiar biwakiert hatte, stieg er am nächsten Tage mit Ang Tensing den Bankungletscher hinauf, passierte Eri Udiar (wo er einige Hirten traf) und ging von dort aus auf einen kleinen Felsgipfel (ca. 5500 m) über dem linken (nördlichen) Ufer. Das ganze Gebiet wurde 1937 von A. R. Gardiner topographiert; auf unserer Karte Garhwal-Ost ist es recht gut dargestellt. Dann zog er das Dhaulital hinunter, überschritt den Kuaripass (Kuanri Khal) bei Nebel und gelangte am 9. September nach Ranikhet²¹.

Im Herbst 1947 nahmen A. D. Malcolm und H. L. Pryce, beide Mitglieder des «Alpine Club», sechs Wochen Urlaub und starteten im Flugzeug nach Delhi. In Ranikhet trafen sie sich mit den beiden Sherpas Pasang Dawa und Gyalgen Mikchen und ergänzten ihre Ausrüstung und ihren Proviant, der nicht leicht zu beschaffen war, weil damals in dieser Gegend die Lebensmittel rationiert waren. Sie mussten zum sehr teuren schwarzen Markt Zuflucht nehmen. Dreizehn Dotials (aus Doti, in Westnepal) wurden als Träger engagiert.

Mitte September brachen sie von Ranikhet auf und folgten dem üblichen Wege über Gwaldam, überschritten den Pindar und wanderten das Tal der Kaliganga²² hinauf, die vom Trisul herabfließt. Bei etwa 4000 m wurde auf der Moräne des Bidalgwargletschers (früher auf der ¼-Zoll-Karte Kurumtoli) ein Lager errichtet. Leider war das Wetter miserabel, fast jeder Tag brachte Gewitter und Schneefall; trotzdem gelang es ihnen, den Baroltoli Peak (17 308 ft. = 5275 m) zu besteigen, einen leichten Gipfel, der sich unmittelbar im Südwesten des Tharkot (oder Simsaga) erhebt. Dieser wurde 1944 von Noyce erobert (siehe unsere Chronik in *Berge der Welt*, Bd. V, S. 162).

Eine Erkundung über den Bidalgwargletscher spricht dafür, dass es östlich des Trisul keinen Übergang zum Trisulgletscher gibt. Alle ihn umgebenden Wände sind sehr steil und scheinen unbegebar. Die Mannschaft ging auf dem gleichen Weg nach Ranikhet zurück. Das schlechte Wetter hielt bis zum letzten Tage der Expedition (6. Oktober) an. Die beiden guten Bergsteiger hätten sicher mehr Wetterglück verdient.²³

1950 beschlossen vier Schotten, Mitglieder des «Scottish Mountaineering Club», den östlichen Teil von Garhwal zu erforschen. Ihre Namen sind: W. H. Murray (AC seit 1949; HC seit 1950), T. D. MacKinnon (AC seit 1948), Douglas Scott und Tom Weir. In der Zeitspanne von vier Monaten machten sie eine recht wechselvolle und komplizierte Rundreise von mehr als 700 km durch schwer zugängliche Gebiete.²⁴

Keiner von ihnen kannte den Himalaya. Kein Sherpa wurde engagiert. Sie hatten die Absicht, jungfräuliche Gipfel im Gebiet zwischen den Flüssen Dhaulim im Westen und Darma im Osten zu erobern und dann den Panch Chuli (6904 m) in der Südostecke von Garhwal, nahe der nepalischen Grenze, zu versuchen. Das Programm war so gedacht, dass man vor, während und nach dem Monsun tätig sein wollte, also vom Mai bis Oktober; in der Folge wurde es jedoch abgekürzt; schon Ende August kehrten sie zurück.

In Ranikhet hat Mrs. Ferguson (Essex House) Mrs. Brown in ihrem Amt als «Schutzengel» abgelöst. Sie engagierten als Träger achtzehn Dotials (zu drei Rupien täglich plus eine Rupie zusätzlich bei Gebirgsmärschen) und scheinen mit ihnen sehr zufrieden gewesen zu sein. Sie richteten sich darauf ein, ganz einfach von den Landesprodukten zu leben, und hatten nur 450 kg Proviant mit, der für die Hochlager reserviert war.

Sie verliessen Ranikhet am 11. Mai, fuhren im Autobus bis zur Endstation Garur (kurz vor Baijnath) und erreichten das auf unserer Karte dargestellte Gebiet beim Sattel von Gwaldam (1932 m). Weiter ging es auf der klassischen Route über den «Kuari» (Kuanri Khal, 3700 m), um das Dhaulital bei Tapoban zu erreichen. Dort konnten sie noch billig Lebensmittel einkaufen (Ata, Dal und Reis). Ata kostet in Tapoban genau die Hälfte weniger als in Joshimath!

Versehen mit Proviant für drei Wochen, gingen sie die Schluchten des Rishi hinauf, lagerten am 24. Mai in Lata Kharak auf der schon bekannten Route und erblickten hier zum ersten Male ihr nächstes Ziel: den Bethartoli Himal (6352 m), den nördlichen Ausläufer des Trisul, auf den wir schon in unserem Band V, Seite 166, angespielt haben. Er sieht durchaus nicht leicht aus (siehe S. 205). Sie schafften an einem Tage den Übergang nach Dibrugheta über den wirklichen Latapass, der noch stark verschneit war, wobei 50 kg Ata durch die Nachlässigkeit eines Kulis verloren gingen.

Murray gibt an, den Rishi bei Duti erreicht zu haben, aber das ist wahrscheinlich eine Verwechslung mit Deodi. Dort legte er ein Lebensmitteldepot für den Rückmarsch an und sandte alle seine Dotials zurück, ausser den sechs besten, die für die ganze Expeditionsdauer (vier Monate) verpflichtet wurden. Sie stammten von Tsimpu (Westnepal). Dann stiegen sie am rechten (nördlichen) Ufer unter allerlei Schwierigkeiten empor (vier Stunden für 1,6 km!). Die Überschreitung des Rishi erforderte den Bau einer Notbrücke (drei Bäume). Am nächsten Tage ging es zur Trisul Nala hinauf, wo man das Basislager zwischen Bethartoli (3822 m) und dem gleichnamigen Gletscher erstellte. Dann stiegen sie über diesen Gletscher hinauf, um Camp II²⁵ bei 4420 m zu errichten, am Fuss eines Felsgrates, der von einem nördlichen Vorgipfel des Bethartoli herunterzieht. Leichter Schneefall in der Nacht.

Gegenüber ihren Zelten, auf der anderen Seite des Rishi, reckte sich der phantastische Obelisk des Changabang (6864 m) zwischen dem Dunagiri und dem Rishi Kot empor, eine herrliche, besonders bei Sonnenuntergang farbig leuchtende Vision.

Sie beschlossen nun, dem Felsgrat zu folgen, der sich mit dem Nordgrat (wahrscheinlich bei Punkt 5831 oder sogar noch weiter nördlich) vereinigt, aber dieser Grat erwies sich als länger und schwieriger, als sie vorausgesehen hatten. Nachdem sie ihre Träger zurückgeschickt hatten, schlugen sie ihr Camp III bei 5425 m in einer Einsenkung dieses Grates auf. Bald danach konnten sie wegen einer senkrechten Steilstufe nicht weiter und mussten den Rückzug antreten.

Murray klagt über die Hitze und den schlechten Schnee, der schon von 9 Uhr morgens an weich wird. Der Ostgrat des Bethartoli würde mindestens vier Tage erfordern. Sie mussten also darauf verzichten und ihre Pläne ändern. Sie warfen ihre begehrliehen Blicke auf den Hanuman (6075 m), der sich gerade gegenüber als mächtiger südwestlicher Ausläufer des Dunagiri erhebt²⁶.

Sie gingen also über den Rishi zurück und kampierten bei 4880 m am Ostfuss dieses Berges. Trotz Schnee und Kälte nahmen sie den Südostgrat in Angriff, aber 300 m vom Gipfel entfernt fanden sie ihn durch eine für sie unüberwindliche Steilstufe gesperrt. Überdies war das Wetter schlecht; schweren Herzens mussten sie verzichten.

Am 10. Juni waren sie etwas deprimiert wieder in Tapoban. Aber sie liessen sich durchaus nicht entmutigen. In Lata engagierten sie (zu ihren sechs Dotials) noch zwölf Träger (zu fünf Rupien pro Tag) und gingen die Schluchten des Dhauli drei Tage lang aufwärts. Bei der Brücke von Ruing verliessen sie den Talweg, zogen ostwärts das Dunagirital hinauf und erreichten das gleichnamige Dorf (3615 m; 60 Häuser).

Von dieser neuen Basis aus wollten sie die Lampakgruppe erforschen, deren Gipfel (6181 m und 6325 m) sich im Nordosten erheben, als westliche Vorberge

des Tirsuli (nicht zu verwechseln mit dem Trisul). Diese Gruppe weist ein Dutzend Gipfel auf und war bisher noch niemals erforscht worden. Die dem Monsun vor-
ausgehende Bewölkung erschwerte ihre Erkundungen sehr. Murray und Weir er-
stiegen Punkt 17 380 ft. = 5297 m, eine Schneekuppe, die auf unserer Karte nicht
verzeichnet ist. Am 16. Juni gelang den beiden Teilnehmern Scott und MacKinnon
im Süden des Dorfes, das ihre Basis bildete, eine prachtvolle Kletterei in hellem
Granit. Diese wurde einige Tage später durch die beiden andern wiederholt. An
diesem Tage sah man endlich während einer Aufhellung die abschreckenden Steil-
wände der Lampakgruppe. Murray vergleicht sie mit der Nordwand des Matter-
horns – «aber viel höher» – und gibt jeden Gedanken an einen Versuch auf.

Sie wandten sich also nordwärts dem trockeneren Tibet zu. Auf einer Art
Höhenweg über den Kanari Khal (4151 m) und den Kalla Khal (4508 m) gelangten
sie am 20. Juni mit fünf Zos (Kreuzung zwischen Yak und Kuh) zum Dorf Malari
(3021 m). Es war ein viel angenehmerer Weg als die staubige Dhauli-Handelsroute.

In Malari ergänzten sie ihren Atavorrat und gingen dann am 23. Juni in öst-
licher Richtung mit achtzehn neuen Kulis und achtzehn Ziegen, die das Ata in
Säcken trugen, und ausserdem noch mit einer Kuh, deren Milch zweifellos das
schottische Porridge verbessern sollte.

Sie folgten einem guten Pfad, der über den Pass namens Suranska Dhura und
die nördlichen Ausläufer der Lampakgruppe führt, um den gleichnamigen Lager-
platz (4100 m) im Siruanchtal zu erreichen; es öffnet sich im Norden des Tirsuli
und bildet ein gewaltiges Amphitheater. Dort am Gletscherende errichteten sie
ihr neues Basislager, gerade gegenüber dem Uja Tirche (6202 m), einem schön ge-
formten Gipfel, auf den sie ihr Auge geworfen hatten (siehe S. 205).

Das nächste Lager (ca. 5300 m) stand auf einer Schutterrassse. Von dort er-
reichten sie den Nordgrat, der etwa zehn abschreckende Gendarmen aus Sediment-
gestein trägt. Da die Schotten ausgezeichnete Kletterer sind, machten sie ihnen
nicht allzu grosse Mühe. Man kann sie übrigens fast alle auf Bändern der West-
seite umgehen. In drei Stunden gelangten sie bis zu dem Punkt, wo der Grat
schneeig wird und sich breit oder verwächtet zum höchsten Punkt hinaufzieht.
Um 14 Uhr standen die vier triumphierend auf diesem prächtigen Gipfel.

Infolge des aufgeweichten Schnees auf harter Eisunterlage war der Abstieg
mühsamer. Erst um 23 Uhr, bei hellem Mondschein, waren sie wieder bei ihrem
Zelt. Das Datum dieser Eroberung ist nicht angegeben, aber dieser Tag bedeutete
für sie eine grosse Genugtuung. Während dieser Besteigung konnten sie das Huf-
eisen des Siruanch Gal genau einsehen – Murray nennt es Uja Tirche Glacier –
und auch die ganze Lampakgruppe, die sich gerade gegenüber auf der entgegen-
gesetzten Talseite erhebt. Vom Kulminationspunkt (6325 m) dieser Gruppe zwei-
gen im Osten drei lange Felsgrate ab, von denen der südlichste in seinem oberen
Teil leicht zu sein scheint. Am Fusse dieses Grates kampierten sie vier Tage

später auf einer Alp der linken Talseite. Auf diesem Grat wurde bei ungefähr 5485 m das obere Lager (III) aufgeschlagen, aber das schlechte Wetter hielt sie dort zwei Tage fest, und schliesslich mussten sie aufgeben, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Ein zweiter Versuch war nicht glücklicher.

Am 9. Juli kehrten sie nach ihrer Basis zurück, um den vierten Teil ihres Programmes in Angriff zu nehmen, der darin bestand, von Malari über die Girtiganga und den Unta Dhura nach Milam hinüberzugehen. Den Weg haben Ziegenherden bei ihren Wanderungen hartgetreten. Am 13. Juli, bei herrlichem Wetter, setzte sich die Karawane mit elf Kulis zusätzlich und sieben Ziegen, welche das Ata trugen, in Marsch. Es ging im Bogen um die Nordecke des Uja Tirche herum, wo alle Hänge von duftenden Blumen in leuchtenden Farben übersät sind, dann hinein in die tiefe Kerbe des Girthi Ganga, über dem sich die phantastischen Türme des Ramba Kot erheben. In diesem ganzen Gebiet sind Landschaft und Vegetation wunderbar. Sie querten die waldigen Hänge der südlichen Talseite 300 m oberhalb des Baches; höher oben muss man acht Seitentobel überschreiten. Der Weg wird allmählich heikel, so dass man nur noch sehr langsam vorwärts kommt. Bei 3700 m findet man noch Kartoffelfelder der Bauern von Malari. Bei Regen und Schnee überschritten sie schliesslich den Unta Dhura (5377 m), wo wir 1936 schon Heim und Gansser begegnet sind, und erreichten am 18. Juli Milam (3423 m)²⁷. Hier ruhten sie sich eine Woche aus und erfreuten sich der Gesellschaft des Arztes und Missionars Major Moules (HC 1945), der in dieser Gegend wohnt und ihnen wertvolle Auskünfte über die Bhotias geben konnte. MacKinnon musste nach Schottland zurückkehren; das noch verbleibende Kleeblatt setzte sein Programm fort: die Überschreitung des Ralampasses (5630 m) bei vollem Monsun. Er ist ein komplizierter, vergletscherter Col; schon anderen Forschern sind wir dort begegnet (Longstaff 1905, Ruttledge, Somervell und Wilson 1926, Heim und Gansser 1936). Der Pass liegt nördlich der Panch Chuli²⁸.

Am 25. Juli brachen sie mit ihren sechs Dotials und elf Kulis von Milam auf. Zunächst folgte man dem Lauf des Ghorī talabwärts bis zu dem Dörfchen Tola (3438 m); dann querten sie den Birjeganjpass (4666 m) hinüber nach Ralam (3648 m), etwa zwanzig Häusern in einer Landschaft, die nach der Öde von Milam geradezu lieblich erscheint. Statt von Shunkalpa den gleichnamigen Gletscher hinaufzugehen, der einen gewaltigen Bogen nordwärts beschreibt, überschritt man direkt den Yankchar Dhura (ca. 5030 m) zum Yankchargletscher und gelangte über diesen zum Westfuss des Ralampasses. Sie hatten einen herrlichen Vormittag und das seltene Glück, über diesen Pass ohne allzuviel Mühe gehen zu können. Der Sattel liegt zwischen zwei noch unbestiegenen, abschreckend aussehenden Spitzen. Der Abstieg auf der anderen Seite ist komplizierter, als die Karte vermuten lässt. So gelangt man schliesslich in das lange Tal des Lassar Yankti (parallel zur Darmaganga) und zum Dorfe Sipu (3438 m), wo die Vege-

tation eine Wohltat für die Augen ist. Dort ruhten sie sich zwei Tage aus und marschierten dann das ganze Tal hinunter bis zur Vereinigung mit der Darma in Sona (gerade ausserhalb unserer Karte), am Ostfuss der Panch Chuli.

Diese «Fünf himmlischen Herdfeuer» haben schon oft bewundernde und begehrlche Blicke auf sich gelenkt, aber bisher haben sie allen Angreifern Trotz geboten. Gibt es wirklich fünf? Oder gehört dies zur buddhistischen Pentalogie wie der Kangchendzönga (fünf Schatzkammern des grossen Schnees)? Nach der Karte sind es mehr als fünf Gipfel. Es ist ein ganzes Massiv, das wichtigste im Südostwinkel von Garhwal, dessen höchste Erhebung mit 6904 m kotiert ist.

Von Sona aus ging man natürlich den Sona Gad hinauf. In der Tiefe dieses Tales, am linken Ufer des Bergbaches, errichtete das Trio seine Basis. Murray spricht von *sechs* Gipfeln, die alle nicht leicht aussähen. Vom Standlager aus sieht man nur vier, der Kulminationspunkt liegt ganz rechts. Die drei anderen sind von Nordwesten nach Südosten kotiert: 6312 m, 6634 m und 6437 m. Rechts und links vom Kulminationspunkt senkt sich je ein Schneesattel ein, von denen ein Gletscher herabfliesst, der weiter unten einen Eisfall bildet: der Sona Gal im Norden und der Meola Gal im Süden. Sie werden durch einen gewaltigen Felsvorsprung getrennt – anscheinend die natürlichste Route, wenn man die Séracs vermeiden will.

Am 5. August wurde Camp II bei 3720 m auf einer kleinen Alpweide erstellt, die sich an die grosse Felsbastion zwischen den Gletschern anlehnt (wahrscheinlich nahe dem Punkt 3743 unserer Karte). Höher oben muss man zwischen den Eisfall des Sona Gal und die Felsen eindringen. Das Vorrücken wurde durch die Nebel des Monsuns verzögert, und so konnte man erst zwei Tage später nach einem langen Aufstieg Camp IV bei 5790 m im oberen Becken des Sona Gal errichten, am Ostfuss des «Sona Saddle» oder Nord-Col (6355 m). Aber dieser Sattel wird durch eine Felsbarriere von 300 m Höhe verteidigt, wie Murray berichtet, ferner durch einen Bergschrund und durch einen steilen Eishang. Das ist mehr als genug, um die drei zu entmutigen.

Es ist hier landschaftlich herrlich. Das Licht ist so intensiv, dass sie sogar im Inneren des Zeltcs Schneebrillen brauchten! Dann stiegen sie in einem Tagesmarsch zum Camp II (3720 m) ab. Von dort aus machten Murray und Scott, die unermüdlichen, eine Erkundung gegen den Col hin, der sich südlich des höchsten Gipfels befindet. Auf der Felsbastion bis 4875 m aufsteigend, konnten sie auf den Meola Gal hinübergehen. Der Südsattel, den man «Meola Saddle» nennen könnte, blieb allerdings unsichtbar, aber Murray glaubt, dass er zugänglich ist und dass man von dort aus und über den Südgrat den höchsten Gipfel der Panch Chuli angreifen müsste. Dafür braucht man aber Sherpas. Befriedigt von dem, was sie gesehen hatten, kehrten sie nach Sona zurück, gingen die Darmaganga hinunter und traten den Rückmarsch nach Almora an.

Da wir nun einmal bei den Panch Chuli sind, wollen wir die chronologische Folge unterbrechen. Murray scheint nicht zu wissen, dass der Zugang zum Südsattel bereits im Oktober 1949 von A. F. Charlton-Thomas (HC 1948) erkundet wurde. Thomas ist ein in Darjiling gut bekannter Neuseeländer und hatte einige Sherpas mit. Unser Korrespondent Krenek hat in seinem Brief 1949 (*Berge der Welt* V, S. 234) kurz davon gesprochen. Leider stimmt die Beschreibung nicht mit der Karte überein: der Sonagletscher kommt vom Nord-Col herunter, nicht vom Süd-Col. Schon vorher hatte derselbe Thomas die Zugänge zur Südwestseite erkundet, aber er scheint darüber nichts publiziert zu haben.

Gerade als Murray nach Almora zurückkehrte, beging die Karawane K. E. Snelson (HC 1949) und J. de V. Graaf (HC 1951) mit dem berühmten Pasang Dawa Lama und zwei anderen Sherpas die gleiche Route in umgekehrter Richtung und zog die Darmaganga hinauf. Am 1. September wurde das Basislager oberhalb des Zusammenflusses des Sona- und des Meolagletschers bei 3180 m errichtet. Erst am 9. September konnten sie den Sonaeisfall überwinden, und am nächsten Tage konstatierten auch sie, dass die Felswand (200 m) des Nord-Col unüberwindlich sei. Das schlechte Wetter jagte sie zu ihrem Basislager hinunter. Erst Ende September gelang es ihnen, den Süd-Col (ca. 6100 m?) zu erreichen und auf den Grat auszusteigen, der steil zum Hauptgipfel hinaufzieht. Snelson und Pasang stiessen noch etwa 100 m gegen den Gipfel zu vor, mussten dann aber wegen Lawinengefahr umkehren. Trotzdem glaubt Snelson, dass dieses Itinerar das beste ist, um den höchsten Punkt der Panch Chuli zu erreichen.

Am 2. Oktober kehrte die Expedition zu ihrer Basis zurück. Dann ging sie das ganze Lassartal (parallel zum Darmatal) hinauf und versuchte den Chiring We (6559 m) und den Lalla We (6123 m) zu erklimmen.²⁹

Am 18. Oktober gelang ihnen die Besteigung eines Felsgipfels von 5800 m auf der Wasserscheide zwischen Darmaganga und Lassar Yankti (vielleicht Punkt 5815 m, gegenüber dem Lalla We?). Die Karte scheint für dieses Gebiet nicht sehr genau zu sein; oder vielleicht konnten unsere Forscher sie nur nicht richtig lesen? Über diese Expedition hat unser Korrespondent Krenek in *Berge der Welt*, Band VI, Seiten 252–253, berichtet.

In einem anderen Brief des gleichen Korrespondenten (siehe S. 282 dieses Bandes) findet man einen Bericht über den letzten Versuch durch Heinrich Harrer und Charlton-Thomas, ausserdem auf Seite 284 den Originalbericht von Harrer. Dieser Angriff erfolgte von Westen her, und Harrer scheint bis zum Süd-Col und bis zum Nord-Col (6355 m) gelangt zu sein, aber die Gipfelgrate waren bei den derzeitigen Verhältnissen zu steil für einen Versuch. Immerhin ist jetzt die Route gefunden, und da der Panch Chuli der wichtigste noch jungfräuliche Berg nahe bei Delhi ist, darf man annehmen, dass er demnächst erobert werden wird – obwohl ja Delhi nicht gerade eine Forscher- und Bergsteigerzentrale ist.

Man verwechselt mitunter Bandar Punch und Panch Chuli, und doch haben diese beiden Namen nichts miteinander zu tun. Wie wir schon wissen, bedeutet Panch Chuli «Fünf himmlische Herdfeuer», während Bandar Punch «Affenschwanz» heisst.

In unserer letzten Chronik (*Berge der Welt* V, S. 167–173) haben wir ausführlich vom Bandar Punch und von den zahlreichen Versuchen gesprochen, welche die in Indien wohnenden Engländer an ihm unternommen haben: Gibson, Holdsworth, Leakey, Leyden, Macdonald, Martyn usw., fast alle Säulen des «Himalayan Club».

Seit 1946 war dieser schöne Gipfel anscheinend für die Lehrer der «Doon School» in Dehra Dun reserviert. Im Juni 1950 kam endlich die Nachricht ihres Erfolges. Leider hat der Bandar Punch aber zwei Gipfel (I und II), und es handelte sich nur um den niedrigeren (II oder White Peak, 6316 m), während also der Kulminationspunkt (I oder Black Peak, 6387 m) noch immer jungfräulich ist. Übrigens ist der White Peak ein leichter Berg, und man hätte ihn schon längst besteigen können, wenn die Gipfelstürmer besser trainiert gewesen wären. Es galt nur, den letzten Schneekamm zu bewältigen. Wir wollen also dieser Eroberung keine grössere Bedeutung beimessen, als sie verdient.

Obgleich er nicht selbst auf den Gipfel gelangt ist, hat Gibson über diese Besteigung berichtet⁹⁰. Gibson (Mitglied des HC seit 1938 und des AC seit 1947) ist einer der ältesten Anwarter auf diesen «Affenschwanz». Er hat ihn schon dreimal versucht. Er unterscheidet sorgfältig zwischen den beiden Gipfeln und behauptet, dass der Name Bandar Punch sich ausschliesslich auf den White Peak bezieht, denn nur dieser habe eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Affenschwanz, wenn man ihn von Massuri aus betrachtet – und nur von dort aus ist er sichtbar. Für den Gipfel I (Black Peak, 6387 m), der sich 3 km weiter nördlich erhebt, sollte die «Indian Survey» einen anderen Namen finden.

Gibson berichtet uns, dass im Jahre 1939 der Black Peak, also der Kulminationspunkt, von Major White und Captain Massey (zwei für uns Unbekannte) zu besteigen versucht wurde. Diese Expedition blieb infolge der Kriegserklärung völlig unbeachtet. Gibson sagt auch nicht viel darüber, nur dass sie von Harsil (Bhagirathi) aufgebrochen sei. Es würde uns interessieren, darüber mehr zu hören.

Aber folgen wir Gibson weiter: von Dehra Dun aus über Rishikesh kann man jetzt den Autobus bis Dharasu im Bhagirathital benutzen. Man spart so drei Marschtage. In Rishikesh wurden 35 Dotials und Garhwalis für dreieinhalb Rupien pro Tag engagiert. Von Darjiling waren drei Sherpas gekommen: der berühmte Tensing Bhotia, sein Bruder Kin Chock (ein beurlaubter Soldat, der nicht auf unserer Liste steht) und ein Kusang. Das Itinerar ist dasselbe, das schon von den Vorgängern beschrieben worden ist: Uttarkashi–Agora–Kaldi Gad–Dodi Tal. (Der Weg ist schlechter geworden, und die Ponies können jetzt nicht mehr bis dahin

gelangen; dafür fing man massenhaft Lachsforellen). Das Basislager wurde im oberen Teil des Bin Gad (Hanuman Ganga), also ungefähr bei 3700 m, errichtet, auf demselben Platz, den Leyden (1943) und Holdsworth (1946) benützt hatten. Prachtvolle Flora. Lager I und II ebenfalls an den gleichen Stellen, das letztere bei ungefähr 5500 m auf dem grossen Süd-Südost-Gipfelgrat. Von dort folgten Gibson, Roy Greenwood und Gurdial Singh mit Tensing dem Grate bis zu dem Punkt, den Holdsworth schon 1946 erreicht hatte (nach Gibson nur 5945 m); dann stiegen sie wieder zum Lager II ab. Es bleiben noch 370 Höhenmeter zu bewältigen, viel mehr, als Leakey und Holdsworth schätzten. Die erreichten Höhen von 6200 und 6100 m, wie sie unsere Tabelle (*Berge der Welt* V, S. 212) angibt, betragen also nur ungefähr 6000, beziehungsweise 5900 m.

Am 19. Juni stiegen Gibson und Gurdial Singh nach Camp I ab, während Greenwood mit Tensing und seinem Bruder in Lager II blieben und am nächsten Morgen (20. Juni) um 6.30 Uhr aufbrachen, um Camp III bei 5900 m in einem breiten Schneesattel zu erstellen, an der Stelle, wo der Schlussgrat ansteigt. Schon um 8.30 Uhr waren sie dort, schlugen das Zelt auf und deponierten alles, was sie für den Angriff auf den Gipfel nicht brauchten. Da das Wetter günstig war, beschlossen sie nach kurzer Rast, weiter vorzustossen und ihr Glück zu versuchen. Sie kamen rasch bis zu einigen Felsen vor einem Eishang. Hier mussten sie die Steigeisen anlegen, um diese böse Ecke zu bewältigen. Um 10.30 Uhr beobachtete Gibson von Lager I aus, wie sie in guter Form dem Gipfel entgegenstiegen. Etwa um 11.30 Uhr hüllte dichter werdender Nebel die Schneespitze ein, so dass man sie nicht mehr sehen konnte. Eine Spalte durchschneidet den Grat, aber man konnte sie mühelos umgehen. Tensing ging voraus, von Zeit zu Zeit von seinem Bruder abgelöst. Greenwood begann unter den Einwirkungen der Höhe zu leiden. Der letzte Hang erforderte lange Stufenarbeit, und erst um 12.30 Uhr mittags gelangten sie auf den Gipfel. Greenwood kämpfte mit Atemnot und war sehr erschöpft. Leider gab es keine Aussicht. Trotzdem blieben sie 40 Minuten oben und traten dann in ihren Spuren den Abstieg an. Mit Hilfe eines Hakens konnte der steile Eishang durch Abseilen überwunden werden. Inzwischen war Gibson allein zum Camp III hinaufgestiegen und musste nun mit ihnen die Nacht vom 20. zum 21. Juni zubringen. Es war recht unbequem: sie waren zu viert in einem Zelt, das nur für zwei Personen bestimmt war. Er hoffte, auch seinerseits am nächsten Tage mit Tensing den Gipfel erreichen zu können, aber es schneite die ganze Nacht, und das schlechte Wetter veranlasste ihn, wenn auch schweren Herzens, seinen Plan aufzugeben.

Gibson machte dann noch zwei Versuche auf die Westschulter (6102 m) des Bandar Punch, einmal über die Südseite und das andere Mal über den Westgrat, aber ohne Erfolg. Mehr als jeder andere hätte er verdient, den Bandar Punch zu bezwingen. Wir wünschen ihm einen baldigen Sieg über den Black Peak, also

den Hauptgipfel (6387 m), für den er dann auch einen geeigneten Namen finden möge.

Die Expedition Dittert und die Eroberung des Abi Gamin (7355 m) wurden in Band VI unseres Jahrbuches (*Berge der Welt*, S. 7–56) eingehend behandelt, weshalb wir darauf nicht zurückzukommen brauchen. Der Artikel von Chevalley wird noch durch die Arbeit von Alfred Tissières ergänzt, die in *Alpinisme* im Oktoberheft 1951 (S. 261–271) erschienen ist und noch mehr Einzelheiten über das Itinerar bringt. Dieser Bericht von Tissières hat eine Bildbeilage (S. 271), die in unserem Jahrbuch fehlt und in topographischer Hinsicht wertvoll ist.

Es ist interessant, diese schweizerische Expedition mit der von Riddiford (siehe seinen Bericht in diesem Band, Seite 129 ff.) und den früheren Expeditionen zu vergleichen. Der gewaltige Umweg über den Manapass und den tibetischen Mangnangletscher war besonders vom historischen Standpunkt aus bemerkenswert, aber die von den Engländern gepriesene direkte Route ist viel kürzer. Wenn unsere Landsleute ihr Basislager bei Punkt 5611 am Südwestfusse des Mukut Parbat errichtet hätten, wäre ihre Beute wahrscheinlich viel reicher geworden; sie hätten auf den Abi Gamin und den Mukut Parbat Hand legen können, denn man gelangt leicht vom westlichen Kametgletscher zum südlichen Chamraogletscher. Dagegen hatte ihr tibetisches Itinerar den Vorzug, eine allmähliche Akklimation zu erleichtern, was nicht ohne Bedeutung ist.

Im Juli 1951 hatte ich Gelegenheit, einige Touren um Bonneval herum mit dem berühmten Führer Pierre Blanc zu machen. Er ist jetzt 70 Jahre alt, aber er steigt noch wie einst und erfreut sich eines ausgezeichneten Gedächtnisses. Ich hatte ihm einige Bilder vom Abi Gamin mitgebracht und bat ihn, mir das Itinerar zu zeigen, das seine einstige Expedition eingeschlagen hatte, und auch den höchsten Punkt, der 1912 erreicht wurde. Es ist auffallend, dass Meade und er diesbezüglich nicht der gleichen Ansicht sind. Die von Meade eingezeichnete Route endet am Nordostgrat, wo man den Raikana Gal sehen kann, aber noch ein Stück unterhalb des Lagers V (7000 m) von Dittert, in einer Höhe von ungefähr 6900 m. Die von Blanc skizzierte Route steigt direkt über dem oberen Meade-Camp (ca. 6700 m) in der Nordflanke des Abi Gamin auf und endet ebenfalls bei etwa 6900 m, an einer Stelle, wo zweifellos der Raikana Gal nicht sichtbar ist. Dieses Itinerar scheint nicht so natürlich wie das andere zu sein, aber man muss sich erinnern, dass damals tiefer Pulverschnee den ganzen Berg bedeckte. Es war also besser, trotz der Lawinengefahr, so direkt wie möglich zum Gipfel aufzusteigen.

Bild oben: Garhwal: Uja Tirche (6202 m), links der erstiegene Nordgrat. (Photo A. D. Scott, Juli 1950).

Bild unten: Garhwal: Blick vom Südwestgrat des Dumagiri: 1 Tisul; 2 Bethartoli Himal; 3 Nanda Ghunti; 4 Rontii; 5 Hanuman; 6 Mrigthuni (Trisul East). (Photo André Roch, 1939).





Nepal: Lager am östlichen Tilichosattel und Gangapurna (7577 m); über Manangbot (Photo M. Ichar, 1950).



Nepal: Östlicher Tilichosattel mit «Roc Noir» und «La Grande Barrière» (rechts). (Photo M. Ichac, 1950).



Die Kote 7120 m, die Slingsby 1913 erreicht hat, ist demnach höher als die von Meade. Auch wenn man annimmt, dass sein Aneroid eine zu grosse Höhe angezeigt hat, bleibt es trotzdem wahrscheinlich, dass er bis 7000 m gelangt ist, das heisst ungefähr bis zu der Stelle, wo später Camp V von Dittert stand.

Wie man dem Brief unseres Korrespondenten Krenek (*Berge der Welt* VI, S. 251–252) entnehmen konnte, ist Herbert Tichy, der 1936 die Gurla Mandhata versucht hatte, im Laufe des Sommers 1950 durch Darjiling gekommen, bevor er sich nach Garhwal begab. Dort machte er, nur von einem einzigen Sherpa begleitet, zahlreiche Besteigungen zwischen 5000 und 6000 m. Krenek gibt an, dass Tichy die Absicht habe, ein Buch über diese Campagne zu publizieren, doch konnten wir es bisher nirgends erhalten; wahrscheinlich ist es noch nicht erschienen. Wir verweisen deshalb unsere Leser auf den Brief von Krenek.

KARAKORUM

¶ Zur gleichen Zeit, als die Expedition ins Gangotrigebiet (Garhwal) organisiert wurde, bereitete unsere Stiftung auch die zum Rakaposhi (7790 m) im Karakorum vor. Man musste das Eisen schmieden, solange es heiss war. Unser Sekretariat hatte die ausgezeichnete Idee, sich mit zwei englischen Mitgliedern des «Alpine Club» in Verbindung zu setzen: dem berühmten H. W. Tilman, einem erfahrenen Forscher und Bezwiner der Nanda Devi, und seinem Kollegen Campbell Secord, der bereits 1938 mit seinem Freund Vyvyan den Rakaposhi versucht hatte und also über die Zugangsmöglichkeiten zu diesem Berge am besten informiert sein musste.³¹

Mit einem überschwänglichen Optimismus, der uns immer verdächtig schien, schrieb Secord damals: «Der Rakaposhi ist ein herrlicher und leicht zugänglicher Berg, der mehr Beachtung verdient.» Diese recht gewagte Behauptung wird leider durch die Bilder, die seinen Artikel illustrieren, und durch die 1947 gemachten Erfahrungen widerlegt. Der Rakaposhi ist ganz und gar nicht leicht, und er hat alle Angriffsversuche, die gegen ihn gerichtet waren, bisher abgeschlagen. Und dabei war die von unserer Stiftung aufgestellte Mannschaft ausgezeichnet. Wenn auch unsere Landsleute Hans Gyr (Zürich) und Robert Kappeler (Frauenfeld) den Himalaya noch nicht kannten, so waren sie doch treffliche Alpinisten

Bild oben: Sinkiang-Pamir: Mustagh Ata (7434 m) von Subashi Karaul (ca. 3650 m und 16 km nordnordwestlich) aus gesehen. Rechts der höchste Gipfel; Anstieg über den Grat rechts. (Photo H. W. Tilman, August 1947).

Bild unten: Nepal: Ostseite des Gaurisankar (7145 m; nach General Bruce: «Glorious Impostor») vom Menlungtal aus. (Photo E. Sipton, 1951; mit Erlaubnis der «Times»).

mit einer langen bergsteigerischen Praxis. Das englisch-schweizerische Quartett erwies sich als homogen und harmonisch. Es hat zwar nicht die schwierige Aufgabe lösen können, die es sich gestellt hatte, aber es hat wertvolle und für ihre Nachfolger nützliche Erfahrungen sammeln können. Unsere zwei Landsleute haben dann noch allein ihre Expedition fortgeführt und das Gebiet des Kukua-gletschers, im Südwesten des Baturagletschers, erforscht, wobei sie die Fehler der Karte berichtigten. Darauf haben sie noch eine Kundfahrt zum Haramosh (7397 m) unternommen und den gleichnamigen Col zweimal überschritten.

Den vollständigen Bericht über diese Expedition hat Gyr für unser Jahrbuch verfasst³². Es ist Gyr gelungen, in seinem Bericht eine fremdländische Atmosphäre zu schaffen, die den Leser aus der drückenden europäischen Luft herausführt, in der wir zurzeit ersticken. Sein schlichter Stil bringt uns den wunderbaren Frieden dieser Berge nahe; die Zeit scheint stillzustehen. Die herrlichen Photos von Kappeler ergänzen und bereichern Gyrs Worte; wir können unsere Landsleute nur beglückwünschen.

Diese Expedition hätte offenbar durch eine vorausgehende Erkundung mit Flugzeug wesentlich vereinfacht und erleichtert werden können. Gyr und Kappeler haben am Rakaposhi nacheinander erkundet: den Nordwest- und Südwestgrat, die West-, Süd-, Nord-, Nordost- und Südostflanken, aber sie sind viel weniger optimistisch zurückgekehrt, als sie ausgezogen waren. Der Rakaposhi ist ein schwieriger Berg, der für den Augenblick wenig Erfolgchancen bietet.

Während Gyr und Kappeler ihre Kundfahrt in den Batura-Mustagh fortsetzten und Secord nach England zurückkehrte, brach Tilman nach Kaschgar auf, wo er sich mit seinem Freunde Eric Shipton treffen sollte, um gemeinsam mit ihm den Mustagh Ata (7434 m) zu versuchen. Dieser Berg erhebt sich in der Provinz Sinkiang oder Chinesisch-Turkestan und gehört eigentlich nicht mehr in den Rahmen unserer Studie, aber da diese beiden Forscher eine wichtige Rolle in unseren Himalayachroniken gespielt haben, ist es interessant, hier kurz über ihre Expedition zu berichten. Shipton war damals englischer Konsul in Kaschgar und konnte von dort aus diesen Gipfel sehen, der sich 150 km südwestlich seines Wohnsitzes erhebt. Wir verdanken übrigens auch Shipton den Bericht über dieses Abenteuer.³³

Mit seiner Frau und dem Sherpa Gyalgen VI verliess Shipton Anfang August 1947 Kaschgar und begab sich nach Taschkurghan (der Hauptstadt von Sarikol, im Süden des Mustagh Ata), wo er sich am 6. August mit Tilman traf. Seit neun Jahren hatten die beiden Freunde keine gemeinsame Bergfahrt mehr gemacht, und beide wollten gerne wissen, wie es mit ihren Fähigkeiten in grossen Höhen stände. Die Route zu den Pamiren führt von Gilgit nach Kaschgar und geht am Westfuss des Mustagh Ata vorbei. Den Westgrat hatte Sven Hedin bei seinem dritten Versuch im August 1894 bis zu einer Höhe von 5640 m verfolgt. Seine anderen Ver-

suche führten über einen Grat weiter im Norden, der zum niedrigeren Nordgipfel (7315 m) hinaufzieht. Dasselbe gilt von dem Versuch, den Sir Aurel Stein im Juli 1900 unternahm.

Von Taschkurghan brachen sie am 8. August auf und folgten dem Tal von Tagharma zwischen der Sarikolkette im Westen und dem Mustagh Ata im Osten. Dieses Tal ist fruchtbar und dicht bevölkert. Sie verliessen es im Norden und überschritten am Abend des 9. August einen Sattel (den Ulugh-Rabat-Pass, etwa 4270 m), um auf der entgegengesetzten Seite zu lagern. Am nächsten Tage stiegen sie nach Yambulak auf, einem Kirgisenlager, wo sie Milchprodukte erhalten konnten und auch einen Tragyak mit seinem Treiber. Am 11. August erreichten sie den Westgrat bei 4570 m, indem sie unter der sehr zerklüfteten Gletscherzunge des Yambulak (Bulak = Gletscher) durchgingen. Der Grat bildet bis ungefähr 5200 m einen breiten, felsigen und leicht zu begehenden Rücken. (Die Expedition hatte kein Aneroid mit!) Nach einigen Stunden waren der Yak und sein Treiber schon ausser Gefecht gesetzt. Man musste also die Lasten unter sich aufteilen. Auch Mrs. Shipton trug tapfer ihre Bürde! Es war ein mühsamer und monotoner Aufstieg. Um 15 Uhr war man an der Schneegrenze. Mrs. Shipton und ihr Diener stiegen wieder ab, während das Trio der Bergsteiger das Zelt aufschlug und sich für die Nacht vorbereitete. Die beiden Engländer machten noch am gleichen Abend eine Erkundung. Der Felsgrat verschwindet hier unter der Eiskappe, die höher oben Zackenfirn trägt. Weiter rechts (gegen Südosten) zieht ein Schneegrat in gleichmässiger Neigung herab und würde anscheinend eine leichte Anstiegsroute bilden, aber es wäre schwierig, ihn zu erreichen; so entschieden sie sich schliesslich dafür, den direkten Zugang über den Gletscher zu versuchen.

Am nächsten Morgen brachen sie um 7.15 Uhr auf und erzwangen, so gut es ging, ihren Weg durch die Séracs. Der Schnee war zuerst ausgezeichnet, aber höher oben wurde er weich und ermüdend. Die beiden Freunde wechselten sich beim Spuren ab, während Gyalgen die schwerste Last trug. Um 15.30 Uhr waren alle drei erschöpft und schlugen das Zelt in einer Schneemulde auf, in einer Höhe von wahrscheinlich 6200 m. Es blieben also noch etwa 1200 Höhenmeter zu überwinden. Man entschied sich, das für 6700 m vorgesehene Zwischenlager fallen zu lassen – was sich als ein Fehler erwies.

Am 13. August brachen die beiden Freunde mit ihrem Sherpa nach langen Vorbereitungen um 6.15 Uhr auf; das Wetter war herrlich und der Schnee hart gefroren. In einer Stunde gewannen sie etwa 300 m Höhe, dann wurde der Schnee zu Bruchharsch. Von Anfang an litt Tilman unter heftigen Kopfschmerzen und fühlte sich nicht mehr imstande zu spuren. Also opferte sich Shipton. Es wehte ein starker eisiger Südwind; selbst am Everest sei es nie so kalt gewesen. Um 8 Uhr kamen sie endlich in die Sonne, aber es wurde nicht wärmer. Der Grat ist breit und

bietet keinerlei Schwierigkeiten, aber auch nicht den geringsten Schutz. Sie mussten vorwärts, um nicht zu erfrieren. Gyalgen fühlte sich so wenig wohl, dass er es ablehnte, zu spüren. Shipton dagegen, sehr gut in Form, bestand darauf, weiterzugehen, obwohl die Aussichten, noch am gleichen Tage auf den Gipfel zu gelangen, sehr gering waren. Es war ein langer und mühsamer Aufstieg, ohne irgendeine Abwechslung im Landschaftsbild. Gegen 14.30 Uhr wurde der Hang flacher und ging allmählich in das Gipfelplateau über, das ganz in Wolken eingehüllt war. Die Höhe betrug mindestens 24 000 ft. (= 7315 m). Aber wie weit war es noch bis zum höchsten Punkt? Das konnte man unmöglich sagen! Sie gingen noch eine Stunde weiter, aber dann wussten sie nicht mehr, wohin sie ihre Schritte lenken sollten und machten um 15.30 Uhr kurzerhand kehrt und stiegen ab.

Im Lager musste Shipton feststellen, dass er alle Zehen des linken Fusses erfroren hatte. Am nächsten Morgen warteten sie auf die Sonne, bis sie den Abstieg fortsetzten; noch am gleichen Abend erreichten sie das Lager von Yambulak.

Ihr bedenklicher Zustand nötigte sie, auf jeden weiteren Versuch zu verzichten; sie traten die Heimreise an. Zwei Tage später konnten sie von den Gestaden des Klein-Karakul (3720 m) eine der schönsten Landschaften von Zentralasien bewundern: das Blau des Sees spiegelt den strahlenden Kranz der Schneeberge, besonders im Nordosten die Eisgipfel des Kungurmassivs, in dem kaum ein Fels sichtbar wird.

In nördlicher Richtung absteigend, folgten sie dem Lauf des Karatasch. In Bulunkul ist der ehemalige See fast vollständig ausgetrocknet und der Boden mit Gras bedeckt. Weiter östlich bildet der Fluss namens Gez in dieser Zeit des hohen Wasserstandes eine ungangbare Schlucht. Deshalb musste die Karawane in nordwestlicher Richtung aufsteigen. Diese ganze Gegend ist während des Sommers von kirgisischen Hirten besetzt, die dort mit ihren riesigen Herden lagern.

Von Kunti-imes, das man am 19. August erreichte, überschritt man den Ulughartpass (5063 m), von wo aus man den Pik Stalin zu sehen glaubte, den höchsten Punkt des Transalai. Es handelte sich aber offenbar um den Pik Lenin (7127 m), da der Pik Stalin viel weiter westlich liegt. Ende August gelangte die Karawane über Opal zurück nach Kaschgar.

Man kann sagen, dass der Mustagh Ata praktisch besiegt ist. Es gehörte viel Mut dazu, diese langweilige Eroberung zu vollenden³⁴.

¹ Nachfolgend die Bibliographie: *Die Alpen* (SAC) 1949, Seite 164* (Oechslin) und Seite 167* (Sezlay). *Österreichische Alpenzeitung* 1949, Seite 142 (Werner); 1951, Seiten 193–195 (Jonas). *Bergsteiger* 1949, Seite 39* (A.K.). *Alpine Journal* 1949, Seiten 230–235 (Graham Brown, Beauman und Greene); 1950, Seiten 419–420 (Blakeney). *Himalayan Journal* 1949, Seiten 102–104 (Ruttledge). *The Times*, 26. Juli 1949 (G. W. Young). *Geographical Journal*, Dezember 1949, Seiten 239–240 (Odell). *New Zealand Alpine Journal* 1950, Seiten 289 bis 293 (Bryant). *Alpinisme* (GHM), 1950, Seiten 73–74 (Germain). *Canadian Alpine Journal* 1950, Seiten 127–129 (Odell). *British Ski Year Book* 1950, Seiten 157–165 (Lunn).

² *Berge der Welt* V, Seiten 1–80 (Dr. Ed. Wyss-Dunant: «Schweizerische Himalaya-Expedition 1949 Lohner-Sutter»). Siehe auch: *Bergsteiger* 1949, Seiten 20*, 25–26*, 44* (Berichte); 1950, Seiten 399–402 (Bilder); Seiten 403–404 (Lohner); *Österreichische Alpenzeitung* 1950, Seiten 92–93 (Vortrag Lohner-Sutter in Wien); *Alpinisme* (GHM) 1949, Seiten 309–310 (Dittert), und besonders 1950, Seiten 83–98 (René Dittert: *L'expédition suisse à l'Himalaya 1949*) und Seiten 114–115 (Chatellus, über den gedrehten Film); ferner das Buch von Ed. Wyss-Dunant: *Forêts et Cimes himalayennes*, Rouge, Lausanne, 1950. Abgesehen von der Umgebung von Khunza und dem Rückweg nach Darjiling kann man alle Itinerare der Expedition auf unserer Sikkimkarte 1:150 000 verfolgen, die Weihnachten 1951 erschien und in unserem Band VI, Seiten 259–265, kommentiert worden ist. Deshalb haben wir diese Expedition in die Rubrik «Sikkim» eingeordnet, obwohl sie hauptsächlich nepalisches Gebiet erkundete. Für die Umgebung von Khunza wird man meine Karte 1:100 000 verwenden, die dem Buch *Himalaya* von Dyhrenfurth (1931) beigefügt war. Die Blätter der «Survey of India» sind heute leider nicht mehr erhältlich.

³ Zwischen dem Dzanye Peak und dem Jongsang Peak gibt es auf der Grenze noch mehr als ein halbes Dutzend Gipfel zu erobern, von denen einige die 7000-m-Linie überragen. Alle scheinen gut zugänglich zu sein. Dagegen hat die Gruppe Chabuk-Nupchu mit ihren südlichen Vorgipfeln ein viel abweisenderes Aussehen. Da gibt es noch Arbeit für mehrere Generationen von Forschern.

⁴ *La Montagne* 1950 (Nr. 348), Seiten 28–31 (Robert Walter: «Expériences himalayennes»).

⁵ *Himalayan Journal* 1950/51 (Bd. XVI), Seiten 74–85, und Abbildung Seite 118 (T.H. Braham: «Khangkyong [sic] Plateau and Kangchenjau», mit einer orographischen Skizze und einem Panorama). Frühere Erkundungen waren sehr enttäuschend verlaufen, mit Ausnahme der topographischen Arbeiten, die uns die neue Sikkimkarte zu $\frac{1}{4}$ Zoll einbrachten. Auch Braham hat sie benützt.

⁶ *Rivista Mensile* (CAI) 1948, Seiten 441–452 (Fosco Maraini: «Da Yatung a Lachung per il Tang-Kar La. Sikkim Imälai»). Auf Grund der alten Kartenaufnahmen gibt Maraini seinem Col eine Höhe von ungefähr 4570 m. Bei dem Gipfel handelt es sich vielleicht um Punkt 5377 m, nordöstlich des Sattels. Auf der Grenze in der Umgebung dieses Sattels gibt es keinen Gipfel, der 5500 m erreicht. Diese Exkursion scheint Ende Juli 1948 gemacht worden zu sein – das Jahr ist nicht einmal angegeben! Tibetisch *Tang* = Ebene; *Kar* = weiss; *La* = Pass.

⁷ Man findet ein Résumé dieser Expedition von dem Engländer Francis Leeson im *Himalayan Journal* 1949, Seiten 46–53, mit zwei orographischen Skizzen und einigen interessanten Photos. Siehe auch und vor allem das *National Geographic Magazine* 1949, mit zahlreichen farbigen Tafeln.

⁸ Siehe auch *Alpine Journal*, Mai 1950, Seiten 305–312 (H. W. Tilman: «The Nepal Himalaya»), ohne Bild und ohne orographische Skizze! Ferner vor allem: *Geographical Journal*, Dezember 1950, Seiten 172–182 (Peter Lloyd: «New British Exploration in Nepal»), mit einer kleinen Karte des Langtang Khola und einigen Photos.

⁹ *La Figaro* (Paris) vom 4. bis 14. August 1950: «A la Conquête de l'Annapurna», Reportage von Marcel Ichac (sehr lebendig). *Match* (Paris), Nr. 74 vom 19. August 1950: «Victoire sur l'Himalaya», photographische Reportage (schwarz-weiß und farbig) von Marcel Ichac. *Alpinisme* (GHM), September 1950, Seiten 79–82 (Einführung von de Ségogne); Dezember 1950, Seiten 117–153: «Conception himalayenne» von Maurice Herzog; «A l'Assaut de l'Annapurna» von Lionel Terray (ausführlicher Bericht vom 14. Mai an; «Aperçu géographique» von Marcel Ichac; 1951, Seiten 179–180 (Vorträge und Buch); Seiten 246–247 (verschiedene Anmerkungen); Seiten 273–279 (Marcel Schatz: «Le Matériel de l'Annapurna»); 1952, Seiten 1–2 (Besprechung des Buches von Herzog durch Chatellus). *La Montagne* 1950, Seite 3 (Ankündigung); Seiten 55–56 (Einführung Letort und Photo); Dezember 1950 (Nr. 350), Seiten 77–106 (ausführlicher Bericht von Maurice Herzog). Herzog und Ichac: *Regards vers l'Annapurna*. 15 Seiten (Text) und 84 Tafeln, schwarz-weiß und farbig, Quart. Paris und Grenoble: Arthaud 1951. Maurice Herzog: *Annapurna, Premier 8000*. 293 Seiten und Karte, Oktav. Arthaud 1951 (vollständiger Bericht). Siehe auch: *Bergsteiger* 1950, Seiten 60–62*, 482* (Bilder) und 485* ff. (Dyhrenfurth); 1952, Seiten 63–64* (Besprechung des Buches von Herzog durch Heybrock = «Wart ihr überhaupt oben?»). *Berge und Heimat* 1950, Seiten 325–328 (Flaig). *Scandere* (CAI Torino) 1950, Seiten 22–27 (Biancardi). *Bergids*, April 1952, Seiten 23–24 («Unmotiviertes Wagstück»). *Alpine Journal*, November 1951, Seiten 155–168 (Herzog: «Annapurna»). *Himalayan Journal* 1950/51, Seiten 9–24 (idem). Dyhrenfurth: *Zum dritten Pol*, Seiten 157–185 (München 1952). Im 59. Jahrgang der *Presse Médicale* hat Dr. Oudot zwei Arbeiten veröffentlicht: Nr. 15 (7. März 1951), Seiten 297–300: «Observations physiologiques et cliniques en haute montagne». Nr. 17 (17. März 1951), Seiten 326–327: «Action des inhalations d'oxygène en haute montagne».

Anna-Purna = «Nahrungspendende Göttin». *Dhau-la-Giri* = «Mont Blanc», «Weisser Berg». Die Schreibung *Dawala-Giri* wäre wahrscheinlich besser.

¹⁰ Die meisten dieser Namen sind folgendermassen verstümmelt worden: «Anghthar Kee», «Dawatoun Dou», «Panzi», «Adjiba», «Angawa» oder «Enndawa», «Fouhar-Key». Diese acht Sherpas waren sorgfältig ausgewählte Leute. Siehe weiter unten, was Anghtharke über die Franzosen denkt.

¹¹ Tilman, der vierzehn Tage später dorthin gelangte, beklagt sich über die wenig sympathischen Einwohner. Diese kennen nämlich die Weissen mit allen ihren Fehlern recht gut, denn sie sind ihre Geschäftspartner bei ihren Reisen in Indien, Birma und sogar bis Singaperl!

¹² Auf meine spätere Anfrage hin schreibt mir Lucien Devies folgendes: «Die Annapurna-Expedition hat kein Pervitin verwendet, jedoch in sehr schwachem Masse Orthedrin, Maxiton oder Ephedrin. In der Stadt hatte Herzog bei kontrollierten Arbeitsleistungen Orthedrin gut vertragen, aber davon keinerlei Wirkung verspürt; dasselbe galt für Maxiton. Allerdings handelte es sich dabei um einen blossen Versuch bei jedem dieser Mittel. Dagegen haben er und Lachenal am 3. Juni beim Aufstieg zum Gipfel ein einziges Mal Ephedrin ge-

nommen und eine günstige Einwirkung festgestellt. Aus so begrenzten Erfahrungen einen Schluss zu ziehen, ist schwer. Was die Schlafmittel anbelangt, so ist ihr Einfluss auf die Zirkulation zwar ungünstig, aber sehr schwach und wesentlich geringer als der Sauerstoffmangel. Ruhe und Erholung, die sie verschaffen, sind ein Vorteil für den Allgemeinzustand und gleichen die Nachteile reichlich aus.»

Es ist interessant, diese Erklärung mit dem Standpunkt von Dyhrenfurth zu vergleichen, der in seinem Werk *Zum dritten Pol*, Seiten 173 und 177 (Fussnoten), ausgesprochen wird. Dyhrenfurth hält seine Darstellung nach wie vor für richtig.

¹³ Der Originalbericht von Tilman findet sich im *Alpine Journal*, Mai 1951 (Nr. 282), Seiten 101–108, mit einer Photographie des Manaslu, aber ohne orographische Skizze. Siehe auch: *Geographical Journal*, September 1951, Seite 263 ff. (H. W. Tilman: «Explorations in the Nepal Himalaya»), mit einer kleinen Karte von Westnepal und dem Itinerar von Katmandu aus; ferner Dyhrenfurth: *Zum dritten Pol*, Seiten 185–188.

¹⁴ *American Alpine Journal* 1951 (Bd. VIII, Nr. 1), Seiten 1–21: «North to Everest» (I: Elizabeth S. Cowles: «Eastern Nepal 1950»; II: Charles S. Houston: «South Face of Mount Everest»); *Alpine Journal*, Mai 1951 (Bd. LVIII, Nr. 282), Seiten 108–110 (H. W. Tilman: «Short Trip to the Nepal side of Everest»); *Geographical Journal*, September 1951, Seiten 269–272 (H. W. Tilman: «The southern approach to Everest»); *Appalachia*, Dezember 1951 (Bd. XXVIII, Nr. 5), Seiten 497–508 (Charles S. Houston: «Through Nepal to the South Side of Everest»); *Bergsteiger*, Januar 1952, Seiten 141–142 und 145–150: «Der südliche Zugang zum Everest» von Anderson Bakewell, ins Deutsche übertragen von Ludwig Krenek. Siehe auch: *Berge der Welt* 1951 (Bd. VI), Seiten 254–255 (Brief Krenek).

¹⁵ *Namche* spricht sich *Namtschi*. Aber die Endung *che* ist wahrscheinlich eine abgekürzte Form von *chen* = gross, das sehr häufig im Himalaya vorkommt. Deshalb schreiben wir *Namche* anstatt *Namchi*. *Namche* = grosser Wald. Leider ist dieser Wald fast gänzlich verschwunden.

¹⁶ Auf dieser Karte sind die gebrochenen Höhenlinien gänzlich hypothetisch. Das Lobuyia Khola genannte Tal steigt nicht direkt nördlich auf, sondern beschreibt einen gegen Westen konkaven Bogen. Im Süden des Pumori fehlt ein 12 bis 15 km langer Gletscher, nicht sehr steil, ein bis zwei Meilen breit, ein Zufluss des Khumbugletschers. Nach Houston wären alle Felsen auf dieser Seite granitisch (?).

¹⁷ *Nilkanta* bedeutet wie *Nilgiri* «Blauer Berg», wahrscheinlich, weil ihre Firne das Blau des Himmels reflektieren. Die Nilkanta bildet das Ostende und den Kulminationspunkt eines Querkamms, der sich westlich von Badrinath parallel zum südlichen Teil des Satopanthgletschers erstreckt. Dies ist der Gletscher, dem die Alaknanda (Ganges von Badrinath) entströmt. Vergleiche besonders die Karte von Huber: Garhwal-Himalaya-Ost, 1:150 000, veröffentlicht von der SSAF im Oktober 1950.

Gute Illustrationen findet man in den *Alpen* 1933, gegenüber Seite 376 (Kurz); *Berge der Welt*, Band III, Tafel 19 (Heim; siehe auch sein Buch *Thron der Götter*, Tafeln 201 und 205); Smythe: *Kamet conquered* (Umschlagbild) und *Snow on the Hills*.

¹⁸ *Himalayan Journal* 1947, Seiten 63–71 (C. G. Wylie: «A pre-Swiss Attempt on Nilkanta»). Dieser Band XIV des *Himalayan Journal* ist erst im April 1948 erschienen. Der Bericht wurde geschrieben und publiziert, ohne zu wissen, ob unsere Landsleute den Gipfel versucht oder gar erreicht hätten. Beigegeben ist eine orographische Skizze, die nach der neuen 1/2-Zoll-Karte gezeichnet wurde. Leider wurden einige Namen durch den Zeichner verstümmelt.

¹⁹ Diese ist in unserer Chronik 1938 (*Les Alpes* 1940, S. 30–35) besprochen worden. Bekanntlich war sie sehr tätig und mit meisterlicher Hand von Prof. Schwarzgruber geleitet. Zu den bereits zitierten Berichten muss man noch das Buch von Dr. Rudolf Jonas erwähnen: *Im Garten der göttlichen Nanda*, erschienen bei Seidel in Wien, im November 1948, genau zehn Jahre nach der Rückkehr der Österreicher. Schwarzgruber war im Kriege gefallen, und so war es der Expeditionsarzt, der ihn als Berichterstatler ersetzte.

²⁰ Ausser den genannten Originalquellen zitieren wir noch zur Vervollständigung: *Alpinisme*, September 1948, Seiten 77–89 (A. Roch: «L'Expedition suisse à l'Himalaya») und Seiten 89–96 (R. Dittert: «Le Satopanth»); *Österreichische Alpenzeitung* 1949, Seiten 119–121 (Zusammenfassung von Jonas), Seiten 128–137 (A. Roch: «Kedarnath»); *Himalayan Journal* 1949, Seiten 18–45: «The Swiss Garhwal Expedition of 1947» (abgekürzte Übersetzung des Originalberichtes durch Barbara Tobin); *Berge der Welt*, Band VI (1951), Seite 153 ff., A. Roch: «Messung der Oberflächenbewegung von Gletschern» (Gangotri- und Logangletscher). Unsere Karte Garhwal-Himalaya-West 1:150 000 ist leider noch nicht fertig. Man muss sich deshalb auf die Blätter der 1/2-Zoll-Karte der «Survey of India» stützen.

²¹ *Himalayan Journal* 1949, Seiten 90–95 (T. H. Braham: «From Kalindi Khal to the Bhyundar Pass»).

²² Fälschlicherweise auf der Karte Huber «Kail Ganga» geschrieben.

²³ *Alpine Journal*, Mai 1948, Seiten 292–293 («Alpine notes» von Malcolm).

²⁴ *Alpine Journal*, Mai 1951 (Nr. 282), Seiten 49–66 (W. H. Murray: «Scottish Garhwal and Kumaon Expedition»); *Himalayan Journal* 1950/51, Seiten 38–58 (idem). Ein interessanter und gut geschriebener Bericht in sehr sachlichem Stil. Siehe auch und vor allem Murrays Buch: *The Scottish Himalayan Expedition*, 282 Seiten, 36 Illustrationen, 11 orographische Skizzen. London: Dent and Sons 1951 (SAC-Bibliothek A III 81000). Das ganze Itinerar dieser Expedition kann man auf unserer Karte Garhwal-Himalaya-Ost 1:150 000 verfolgen. Wie wir in unserer «Erschliessung» erklärt haben, rechnen wir Kumaon mit zum Garhwalhimalaya. Dieser Bericht beweist wieder einmal, dass Garhwal ein Paradies für kleine Expeditionen ist. Hier kann man wirklich noch zu seinem Vergnügen reisen!

²⁵ In seinem Bericht bezeichnet Murray das Basislager als Camp I, was nicht der Regel entspricht. – Andererseits hat man den Eindruck, dass diese Schotten die Himalayagipfel nicht anders beurteilen als unsere Alpenberge. So sieht auf dem Bild Seite 205 der Bethartoli durchaus nicht leicht aus. Über seinen Nord- (oder richtiger Nordwest-) Grat scheint man am besten aufsteigen zu können, Dagegen dürfte der Hanuman leichter sein. – Als gute Felskletterer haben die Schotten offenbar die Felsgrate den Firnrouten vorgezogen. Nun sind aber im Himalaya die Felsgrate nur selten leicht; ihnen folgen zu wollen, ist eine falsche Taktik. Man soll im Gegenteil die Gletscher- und Schneerouten aufsuchen, und zwar dort, wo es mit der geringsten Neigung zum Gipfel geht – wie in der goldenen Zeit der Alpeneroberung.

²⁶ Hanuman (der «Aufengott») ist in Band II von *Berge der Welt* auf Tafel 56 unten, gegenüber Seite 217, gut sichtbar. Es ist der Schnekegel vor dem Dunagiri, ein wenig rechts von der Fallinie dieses Gipfels. Er sei noch unerstiegen, schreibt mir Oberst Osma-ton (Survey of India).

²⁷ Die Schluchten der Girthi scheinen bis dahin nur von zwei Europäern durchquert worden zu sein: von Dr. Kurt Boek mit seinem Führer Hans Kerer im Jahre 1890 (Zeitschrift des DÖAV, 1891). Der Juli ist der beste Monat für die Flora.

²⁸ Nach dem Buch von Murray (Seite 225 des angeführten Werkes) soll der Ralampass im Juni 1935 durch einen gewissen Finlay und im Juni 1941 von P. R. Oliver überschritten worden sein. Diese beiden Expeditionen sind in unserer chronologischen Liste nicht verzeichnet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil niemals etwas über sie publiziert worden ist.

²⁹ Oberst Osmaston schreibt mir, dass *Wte* wie das englische *Way* ausgesprochen wird. Wahrscheinlich ein tibetisches Wort, da die einzigen Leute, die dort verkehren, tibetische Hirten oder Händler sind.

³⁰ *Alpine Journal*, November 1951, Seiten 249–255 (J. T. M. Gibson: «The ascent of Bandar Punch»). Wir mussten diesen Bericht mit einem Aufsatz aus dem *Sunday Statesman Magazine* vom 16. Juli 1950 (Autor unbekannt) ergänzen.

³¹ Zum Thema dieses Versuches vergleiche: *Himalayan Journal* 1939, Seiten 156–164; *Alpine Journal* 1939, Seiten 231–242; *Die Alpen* (SAC) 1940, Seite 75, PS.

³² *Berge der Welt*, Band IV (1949), Seiten 3–95 (Hans Gyr: «Karakorum-Expedition 1947»). Bei den Ortsnamen und Koten gibt es leider zahlreiche Widersprüche zwischen dem Text und den orographischen Skizzen. Die letzteren konnten nicht mehr berichtigt werden; es ist deshalb besser, sich an den Text zu halten. Siehe auch den sehr persönlich gehaltenen Bericht von Tilman im *Alpine Journal* 1948, Seiten 329–340. Vergleiche ferner die kurzen Zusammenfassungen von Gyr in *Montagnes du Monde II* (1947), Seiten 99–100; *Berge der Welt II* (1947), Seiten 115–116; *Die Alpen* (SAC) 1949, Seiten 392–396; *Geographical Journal*, September 1948.

³³ *Alpine Journal*, November 1948, Seiten 317–329, leider ohne Bild und auch ohne orographische Skizze. Shiptons Bericht basiert auf Blatt 42 N der ¼-Zoll-Karte (Ausgabe 1925); dieses Blatt ist jetzt sehr schwer zu erhalten. – Siehe auch den amüsanten Bericht von Tilman in *Wayfarers Journal* vom April 1949, wieder abgedruckt im *Himalayan Journal* 1949, Seiten 75–84, mit zwei orographischen Skizzen und vier Photos.

Shipton behauptet: als Sven Hedin nach dem Namen dieses Berges fragte, antwortete ihm sein Führer «Mustagh, Ata», wobei Ata (= Vater) als ehrfürchtige Anrede für den grossen Forscher gegolten hätte. Hedin notierte daraufhin *Mus-tag-ata* (= «Vater der Eisberge»). *Mustag Ata* ist offenbar die einfachste Schreibweise, aber sie ist durch die Philologen kompliziert worden, die jetzt *Muztagb Ata* schreiben. Hier wie auch im Karakorum schreiben wir *Mustagh*, denn das *z* würde von sehr vielen wie *ts* ausgesprochen werden. Die meisten Geographen schreiben noch *tagb* = *dagb* (= Spitze), aber eines Tages wird es sich sicher durchsetzen, dass das Schluss-h fortgelassen wird.

30 km nordöstlich dieses Berges erhebt sich der Kungur (7665 m oder 7680 m), was vielleicht nur eine schlechte Schreibweise von *Kangkar* ist. Andere schreiben *Kungor* oder sogar *Qungur*. . . Zwischen diesen beiden Massiven liegt der kleine Karakul (Schwarzsee; 3720 m), eine der Quellen des Karatasch. Der Kungur ist der Teil einer Kette, die an den Kangchendzönga erinnert, während der *Mustagh Ata* wie ein isolierter Vulkan aussieht. Er wird in dem berühmten Buch von Sven Hedin *Durch Asiens Wüsten* (Bd. I, S. 38 ff., Brockhaus, Leipzig 1922) eingehend geschildert. Sven Hedin hielt ihn für den höchsten Berg des Pamir und einen der höchsten Berge der Erde (daher sein Name) und klotierte ihn mit 7800 m. Seine Firnen strahlen und ziehen den Blick unwiderstehlich an. Wie so viele andere hohe Berge ist auch er heilig. Die Kirgisen knien betend vor ihm, und manche Sagen erzählen vom *Mustagh Ata*.

1894 machte Sven Hedin nicht weniger als vier Versuche durch die Gletschertäler, die westwärts gegen den Sarikol hinunterziehen. Mitte April stieg er über den Jambulak (*sic!*) bis 5336 m (pedantische Präzision!), aber er wurde durch Schneesturm aufgehalten. Eine Augenentzündung zwang ihn, nach Kaschgar zurückzukehren. Im Juli und August erforschte er die Gletscher der Westseite und nahm eine kleine Karte des Massivs auf. Am 6. August trug ihn sein Yak bis 6300 m. Er musste sich überzeugen, dass die Besteigung in einem Tage unmöglich ist. Zehn Tage später kam er noch einmal, und zwar mit einem einheimischen Zelt (Jurte), und verbrachte die Nacht damit, den schönsten Mondschein seines Lebens zu bewundern. Aber am nächsten Morgen brach wieder ein Schneesturm los und verjagte ihn endgültig.

³⁴ 1948 erforschten Shipton und Tilman den *Bogdo Ola* (ca. 6000 m, die östliche Verlängerung des Tian Schan; dann begab sich Tilman auf die Erkundung der Zugangswege zum *Chakragil* (ca. 6700 m), den er schon 1947 vom *Mustagh Ata* aus gesichtet hatte. Aber diese Kampagne beschränkte sich auf mehr oder weniger platonische Versuche und hat mit dem Himalaya nichts zu tun. Wir wollen deshalb alle Interessenten einfach verweisen auf: *Himalayan Journal* 1949, Seiten 9–17 (H. W. Tilman: «Mountains of Sinkiang»), oder besser noch auf das letzte Buch von Tilman: *Two Mountains and a River*, Cambridge University Press, London 1949). – Siehe auch *Alpine Journal* LVII (November 1950), Seiten 467–480 (E. E. Shipton: «Bogdo Ola»), und Diana Shipton: *The Antique Land* (Hodder and Stoughton, London 1950). – Nicht ohne zu lächeln liest man die Beurteilung der Russen dieser zwei letzten Expeditionen, die ihre Grenzen fast berührten. In *Besiege Höben* 1951 steht von I. Ermschew: «Unter dem Deckmantel alpinistischer Forschungen hatten die Engländer ganz andere Interessen, nämlich die Grenzen der SSSR und Afghanistans zu sondieren. Auch ‚deutsche Alpinisten‘ fanden sich ein. Tilman schrieb ein Buch (*Zwei Berge und ein Fluss*), in dem er die Zusammenarbeit englischer und deutscher Forscher hervorhebt. Die Expedition Tilman-Shipton im Jahre 1948 kann man nur als spionistische Expedition benennen, die später auch von den Amerikanern übernommen wurde. Bei diesen ‚Spezialisten‘ kann von einer friedlichen alpinistischen Expedition nicht die Rede sein. . . »

Chronologie der Himalaya-Expeditionen

Nachträge und Fortsetzung zu *Berge der Welt* V, Seite 212

Abkürzungen: AAJ = *The American Alpine Journal*; AJ = *The Alpine Journal*; Alpen = *Die Alpen*, Monatsschrift des SAC; Appalachia = Organ des Appalachian Mountain Club (Boston; zweijährig); BdW = *Berge der Welt*; GJ = *The Geographical Journal*; HJ = *The Himalayan Journal*; Montagne = *La Montagne* (CAF); MM = *Montagnes du Monde* (1942); RM = *Rivista Mensile* (CAI).

Bergnamen in Kursivschrift bedeuten neu erreichte Ziele.

Datum	Expeditionsleiter	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Europäische Führer	Originalquellen
<i>Nachträge</i>					
1919 VII	Tombazi	Sikkim	Kangchengyao (6889 m). Versuch von NE bis <i>6100 m</i>	—	HJ, II, 10 (nur erwähnt)
1931 VIII	Bauer	Sikkim	<i>Sugarloaf (6455 m)</i> durch Allwein und Brenner	—	Bauer: <i>Um den Kantsch</i>
1935	Waller	Karakorum	Chinkang La (Südseite)	—	HJ, 1949, 96–98 BdW, V, 196, Fussnote
1939	Franks und Lind	Garhwal	Nanda Kot (6861 m) bis ca. 6700 m	—	HJ, 1949, 60–68; BdW, V, 175–176
[1942	Scott	Chomo- lungma	Überflug	—	BdW, V, 156–157]
1945 1946 XII	Schomberg Marsh	Karakorum Sikkim	Mustaghpass Kabru. Versuch bis La- ger II (5600 m)	— —	HJ, 1950/51, 96 ff. Mitt. Tensing Bhotia an G. Frey
<i>Fortsetzung</i>					
1947 IV	Denman	Chomo- lungma	Versuch bis Chang La (7007 m)	—	BdW, V, 237; Appalachia, Juni 1951, 369–379 BdW, VI, 256
V	Crace, Marsh, Thornley	Sikkim	Kabru. Versuch bis La- ger I (5300 m)	—	BdW, VI, 256
V	Wylie	Garhwal	Nilkanta (6596 m), Ver- such über SE- und W- <i>Grat bis 5500 m</i>	—	HJ, 1947, 63–71
V–X	Sutter-Lohner	Garhwal	<i>Kedarnath (6940 m)</i> ; <i>Sato- panth (7075 m)</i> ; Kalindi Khal (5946 m); <i>Balbala (6416 m)</i> ; <i>Nanda Ghunti (6309 m)</i>	Alex. Graven, André Roch	BdW, II, 17–114; MM, II, 17–98
V–X	Gyr und Kappeler	Karakorum	Rakaposhi (7790 m), <i>Er- forschung von W, N u. S bis 6200 m</i> ; <i>Erkundung des Kukuagletschers</i> ; Hara- moshpass (2mal), <i>Hara- mosh, Versuch bis 5400 m</i>	—	BdW, IV, 3–95

Datum	Expeditionsleiter	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Europäische Führer	Originalquellen
[VIII]	Shipton und Tilman	<i>Sinkiang</i>	<i>Mustagh Ata (7434 m)</i>	—	AJ, 1948, 317 bis 329; HJ, 1949, 75 bis 84; BdW, VII, 234–236]
VIII	Braham	Garhwal	Kalindi Khal und Bhyundar Khal	—	HJ, 1949, 90–95
IX	Malcolm und Pryce	Garhwal	Trisul, Versuch v. S (Bidalgwar), <i>Baroltoli (5275 m)</i>	—	AJ, 1948, 292 bis 293
1948 VII	Maraini	Tibet-Sikkim	Tangkar La (4895 m). <i>P. 5377 (?)</i>	—	RM, 1948, 441 bis 452
1949 IV–VI	Sutter-Lohner	Nepal (NE)	<i>Pyramid Peak (NE-Gipfel, ca. 7100 m); Tang Kongma Peak (6210 m); Chabuk La (6150 m); Nupchu Peak (7028 m), Versuch bis 6800 m; Dzanye Peak (6710 m)</i>	Jakob Pargätzi (Adolf Rubi)	BdW, V, 1–80
VI	Walter	Sikkim (NE)	Pauhunri (7127 m; 3. Besteigung)	—	Montagne 1950, 28–31
VI–IX	Tilman	Nepal (Zentral-)	<i>Erforschung Langtang- und Ganesh-Himal</i>	—	AJ, Mai 1950, 305–312; GJ, Dezember 1950, 172–182
VI	Unsoeld	Garhwal	Nilkanta, <i>Versuch von Westen, bis 5500 m</i>	—	Persönliche Mitteilung
[VII]	Arne Naess	<i>Hindukusch</i>	<i>Tirich Mir (7700 m), Rekognoszierung</i>	—	BdW, VI, 75 ff.]
X	D. G. Wood	Sikkim (N)	Jongsang La (6145 m; nicht überschritten)	—	BdW, V, 233
X	Charlton-Thomas	Garhwal	Panch Chuli (6904 m), <i>Versuch von Osten</i>	—	BdW, V, 234
XI	Braham	Sikkim (NE)	<i>Kangkyong gletscher – «Hidden Pass» (ca. 5800 m). Kangchengyao (6889 m), Versuch von W und N bis 6200 m</i>	—	HJ, 1950/51, 74 bis 85
1950 IV–VI	Herzog	Nepal (Zentral-)	<i>Dhaulagiri (8172 m), Versuch von E u. N bis 5800 m. Tilichopässe (ca. 5000 m). Muktiinath Himal, P. 6250. Annapurna (8078 m; erster Achttausender)</i>	Louis Lachenal Gaston Rébuffat Lionel Terray	Herzog: <i>Annapurna, Premier 8000</i>

Datum	Expeditionsleiter	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Europäische Führer	Originalquellen
V-X	Tilman	Nepal (Zentral-)	<i>Erkundung der Marsyandi- quellen. Annapurna IV (7524 m), bis ca. 7300 m</i>	—	AJ, Mai 1951, 101-108; GJ, Sept. 1951, 263 ff.
V	J. P. Lucas	Sikkim	Chomo Yummo (6829 m; 3. Besteigung)	—	BdW, VI, 247
[VI-VII V-VIII]	Arne Naess Murray	<i>Hindukusch</i> Garhwal	<i>Tirich Mir (7700 m)</i> Versuch auf Bethartoli, Hanuman u. Lampak. <i>Uja Tirche (6202 m)</i> . Girthi Ganga - Unta Dhura - Ralampass - Panch Chuli (<i>Versuch von E bis 5800 m</i>)	— —	BdW, VI, 75-90] AJ, Mai 1951, 49-66
VII	Gibson	Garhwal	<i>Bandarpunch II (White Peak, 6316 m)</i>	—	AJ, November 1951, 249-255
VII-IX	Dittert	Garhwal- Tibet	<i>Abi Gamin (7355 m)</i> ; Nilkanta, Versuch bis 4600 m; <i>Bangneu (5706 m)</i> <i>bis 5500 m</i>	—	BdW, VI, 7-56
VII bis VIII	Tichy	Garhwal	Erkundung zwischen Ba- drinath und Niti und bei Malari: <i>Nar Parbat (5855 m)</i> ; <i>Saptaring (5054 m)</i> ; <i>P.</i> <i>5694, P. 5575, P. 5625 u.</i> <i>P. 5755 östlich von Gam- sali</i> ; <i>Sila Kang (5873 m)</i> ; Geldhung (6163 m), <i>Ver- such</i> ; Lampak (6181 m), <i>Versuch</i>	—	BdW, VI, 251 bis 252
VIII-X	Snelson und Graaf	Garhwal	Panch Chuli (6904 m). <i>Versuch von E bis 6200 m.</i> <i>Versuch auf Chiring We (6559 m) und Lalla We (6123 m)</i>	—	BdW, VI, 252 bis 253
X	Marshall und Murray	Sikkim	Jongsang La (6145 m; nicht überschritten)	—	BdW, VI, 248 bis 249
X	Crace, Marsh, Thornley	Karakorum	Shingshalpass (?)	—	BdW, VI, 253
XII	Crace, Marsh, Thornley	Kashmir	Nanga Parbat bis Lager II (5350 m)	—	BdW, VI, 253 bis 254
XI-XII	Houston- Tilman	Nepal	Chomolungma- <i>Rekognoszierung (SW)</i>	—	AAJ, 1951, 1-21; GJ, 1951, 269 bis 272; Appalachia 1951, 497 bis 508

ALPINE RUNDSCHAU

Von Marcel Kurz

Bevor wir die Briefe unserer Korrespondenten an uns vorüberziehen lassen, scheint es uns wichtig, daran zu erinnern, was das Jahr 1951 in unseren Alpen meteorologisch bedeutete. Die grosse Trockenheitsperiode des Jahrzehnts 1940 bis 1950 ist offenbar zu Ende gegangen, was die eifrigen Bergsteiger sehr bedauern. Sie hatte ihren Höhepunkt im Jahre 1947, das in unserer Erinnerung als der schönste Sommer des Jahrhunderts weiterleben wird.

Mit dem Oktober 1950 begann eine Periode mit vielen Störungen, ungewöhnlich reichlichen Niederschlägen und grösster Unbeständigkeit. Der Winter 1950/51 brachte ungeheure Schneefälle und Lawinenkatastrophen, die in unseren Bergen etwa hundert Todesopfer forderten und unberechenbaren Schaden an Vieh und Wald verursachten. Der Winter setzte früh ein und war sehr lang, was den Skilauf begünstigte; dafür gab es aber überhaupt keine Schönwetterperiode; im allgemeinen war es zu warm, oft bedeckt und sehr unbeständig. Ostern (25. März) brachte einen empfindlichen Kälterückfall (-18° C in La Brévine!) und Schnee bis in die Ebene; an Pfingsten herrschte schlechtes und regnerisches Wetter. Im ganzen war das Wetter höchst unbeständig bis zum Juli, dem einzigen schönen Monat des ganzen Jahres, der aber von vielen Gewittern und einem Kälteeinbruch gegen Mitte des Monats begleitet war. (Lausanne registrierte im Juli « 21 sommerliche Tage, davon die beiden letzten sehr warm »; demgegenüber meldete Basel, dass der Juli 1951 der niederschlagsreichste Monat seit fünfzig Jahren gewesen sei – offenbar eine Folge der lokalen Gewitter.)

Der August gestaltete sich für die Sommerfrischler katastrophal; im Tessin gab es Überschwemmungen und Verwüstungen. Nur zu Mariä Himmelfahrt verzeichneten wir einen wirklich schönen Tag. Im Wallis war die erste Septemberhälfte besser als anderswo. Dann folgten abwechselnd Föhn und Regen. An Allerheiligen war es weiss wie zu Ostern, aber dennoch düster infolge der « Schwarzen Bise ».

Alles in allem war es mit Ausnahme des Juli ein schlechtes Jahr für die Bergsteiger. Immerhin hatten wir im Dezember, während die Städte im Nebel steckten, im Gebirge – besonders im Wallis – bis Weihnachten eine lange Reihe schöner Tage. Doch Dezember und auch November sind für die Bergsteiger in Europa fast bedeutungslos. M. K.

BERNER OBERLAND

Erstmals seit dem Bestehen des Alpinismus wurde im Sommer 1951 versucht, das geführte Bergsteigen durch öffentliche Mittel zu fördern. Dank dem guten Verlauf einer Aktion zur Verbilligung des Skiunterrichts in den Bergkurorten im Vorwinter bewilligte der Bundesrat zur Herabsetzung der Bergführertarife um 30 Prozent in der Zeit vom 15. Juli bis zum 30. September einen Kredit von 350 000 Franken. Der Tourist bezahlte für eine Besteigung in der Regel 70 Prozent der Taxe, während der Restbetrag dem Bergführer aus eidgenössischen Geldern

überwiesen wurde. Obwohl der Sommer oft mit schlechtem Wetter aufwartete – im Wallis war es besser als auf der Nordseite der Alpen –, erfreuten sich die Bergführer einer durchschnittlichen Mehrbeschäftigung von 30 Prozent. Manchenorts kam es zu einem regelrechten Aufleben des Alpinismus. Ein bekanntes Bergsteigerdorf des Oberlandes musste in der ersten Augushälfte mehrmals auswärtige Bergführer zuziehen. Die Durchführung der Verbilligungsaktion, die wenig mehr als einen Drittel der zugesprochenen Subvention beanspruchte, vermittelte ein interessantes Zahlenmaterial. Begünstigt wurden in der ganzen Schweiz 419 Bergführer, die der Kontrollstelle über 3800 Abrechnungen unterbreiteten. Die auf den einzelnen Führer entfallende Durchschnittssubvention betrug 282 Franken und der mittlere Sommerverdienst unter Berücksichtigung der nicht subventionierten Touren schätzungsweise 1000 bis 1200 Franken. Es zeigte sich, dass von den 700 patentierten Schweizer Bergführern nahezu 300 den Beruf nicht mehr ausüben können. An der Aktion beteiligten sich im Zermatter Tal 102, im Saastal 72, im übrigen Wallis und in der angrenzenden Waadt 71, im Berner Oberland 104, in der Zentralschweiz 27 und in Graubünden 43 Bergführer.

Die meisten Oberländer Touren galten den gewöhnlichen Routen, was den oft misslichen Schneebedingungen und der vorwiegend unsicheren Wetterlage zuzuschreiben ist.

Eine schwierige Erstbesteigung gelang der Partie Ernst Reiss, Rudolf Schatz und Erich Haltiner auf einer neuen Route über die Nordostwand zum Gspaltenhorn. Der Anstieg befindet sich ziemlich weit östlich von der Welzenbach-Route und wendet sich im obersten Teil der Gipfelfalllinie zu. Trotz angestrengtester Kletterarbeit musste sich die Seilschaft in 3000 m Meereshöhe zu einem Biwak entschliessen. Der Gipfel wurde am folgenden Mittag nach fast 22 stündigem Aufenthalt in der Wand erreicht. Über die Neutour sind in der Presse ausführliche Berichte erschienen.¹

In den Engelhörnern herrschte wiederum ausserordentlich reger Betrieb, ganz besonders an den Wochenenden. Der reine Klettersport findet je länger je mehr Anhänger, während das Interesse an langen, gemischten Touren eher im Abnehmen begriffen ist. Am 16. Dezember erstiegen Ernst Reiss und Dölf Reist den Vorderspitz in der Engelhorn-Mittelgruppe über die steile Westkante.

Arnold Glatthards Bergschule im Rosenlauri wurde in gewohnter Weise befriedigend besucht, und der im Lauterbrunnental durch Werner Stäger eröffnete Lehr- und Tourenbetrieb erfreute sich eines guten Anfangs.

Im Jungfraugebiet ereigneten sich zwei Bergunglücke, die in weiten Bergsteiger- und Volkskreisen Aufsehen erregten. Am 24. August stiegen zwei deutsche Mädchen im Alter von siebzehn und neunzehn Jahren von der Kleinen Scheidegg empor zur alten, dann zur neuen Guggihütte und erkletterten hierauf die Felsen, die zu dem sogenannten 3112 m hoch gelegenen Mönchsplateau hinaufführen. In der Absicht, auf diesem aussergewöhnlichen und unmöglichen Weg das Jungfraujoch zu erreichen, gerieten die beiden unerfahrenen und ahnungslosen Bergsteigerinnen beim weiteren Anstieg in das abschüssige Eis- und Felsgelände zwischen Mönchsnollen und Guggigletscher, wo sie eine nach der andern abstürzten. Bis die Leichen gefunden wurden, vergingen Wochen. (In unmittelbarer Nähe prallte im März 1952 ein amerikanisches Flugzeug mit acht Mann Besatzung in dichtem Nebel gegen die Felsbastion südlich der Guggihütte.)

Am 12. Oktober verliessen die Wengener Paul Balmer und Walter Graf nachmittags die Wengernalp, um von hier aus zur Silberhornhütte aufzusteigen, wo sie das Sommergästebuch holen und dasjenige für den Winter hinbringen wollten. Der beiden bestens bekannte Weg führte hinunter nach der Biglenalp und über Kühnlai und Grasbänder an den Rand der zu jeder Tages- und Nachtzeit niedergehenden Giessenlawine, die bei der Übergangsstelle des Hüttenwegs schon manchen Touristen gefährdet hat. Zwei fanden in ihr vor einem Jahrzehnt ein kaltes Grab. Der Durchgang ist nicht besonders steil, aber die abgelagerten Eis- und Schneemassen

sind im Herbst, wenn die Sonne die Schattseite des Trümmletales nicht mehr bescheint, ausserordentlich hart und oft mit einer regelrechten Eisglasur überzogen. An dem verhängnisvollen 12. Oktober lag auf dieser eine trügerische Reifschicht. Eine halbe Stunde bevor Balmer und Graf sich zur Querung der Lawine anschickten, hatte eine Führerpartie dieselbe in entgegengesetzter Richtung überschritten und eine gute Spur hinterlassen. Solange sich die zwei jungen Männer in der Gefahrenzone befanden, wurden sie von der Wengernalp aus durch Handwerker beobachtet. Plötzlich rutschte der eine aus, der andere wollte ihn fassen, verlor ebenfalls den Halt und geriet mit seinem Kameraden auf der glatten Eisfläche in blitzschnelles Gleiten. Auf das Eisfeld folgt nach einer Seillänge ein gut 30 m hohes, unregelmässig durchfurchtes Felsband, über das die unglücklichen Berggänger auf das darunter liegende, von Eistrümmern durchsetzte regenerierte Gletscherchen stürzten, wo sie heftig aufschlugen und liegen blieben. Von Wengernalp traf sofort Hilfe ein. Die Verunfallten lebten noch, starben jedoch kurz darauf an Blutungen und Schädelfrakturen, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Der 1926 geborene Walter Graf war ein talentierter Skifahrer, starker Kletterer und hatte die feste Absicht, den Bergführerberuf zu ergreifen. Auch Paul Balmer war den Bergen zugetan.

Seit 1920 verlor die Bevölkerung von Wengen durch den Bergtod sechzehn Jünglinge und Männer. Neun stürzten auf Touren ab, zwei starben in Lawinen, zwei kamen beim Wildheuen um und drei beim Edelweissuchen. Fünf weitere traf der Unfalltod im gleichen Zeitraum fern der Heimat. In vier Familien ereilte das Unglück innert weniger Jahre Vater und Sohn.

Um am Schlusse unseres kurzen Berichtes nicht allzusehr an die Vergänglichkeit alles Irdischen und die uns täglich umgebenden Gefahren zu erinnern, erwähnen wir noch ein Wort aus der Bautätigkeit von zwei SAC-Sektionen. Grindelwald hat die Hütte am Faulberg und das käuflich erworbene Pavillon Cathrein einer gründlichen und sorgfältigen Renovation unterzogen und bietet allen Besuchern des Konkordiagebietes eine angenehme Unterkunft. Die mit viel Geschick instandgestellten Gebäude erlebten an einem prachtvollen Septembertag ihre Einweihung. Leider hat das bereits Jahrzehnte dauernde enorme Abschmelzen des Aletschgletschers den Hüttenzugang erheblich erschwert. Am Mutthorn errichtete die Sektion Weissenstein nicht ohne beträchtliche Anstrengungen ein neues Bergsteigerheim. Die Beschaffung geeigneter Mauersteine war mit grossen Schwierigkeiten verbunden, doch war die imposante Hütte vor Winterbeginn glücklich unter Dach. Der Innenausbau wird im Sommer 1952 erfolgen.

Christian Rubi

¹ *Die Alpen* (SAC) 1952, Seiten 7-13 (Schätz); *Oesterreichische Alpenzeitung* 1952 (Nr. 1262), Seiten 33-37 (Reiss).

ZERMATT

Wie wohl überall, wird man auch in Zermatt den Sommer 1951 nicht in bester Erinnerung behalten. Es wimmelte von fremden Gästen; die Bergführer hätten alle Hände voll zu tun gehabt, aber das Wetter stellte alles auf den Kopf. Zwar behaupteten die Spaziergänger, es sei fast immer schön gewesen, weil beinahe an jedem Tage stundenlang die Sonne schien. Doch was nützt dies uns Bergsteigern, wenn es beinahe jeden zweiten Morgen ein paar Stunden regnet und stürmt? Um 10 Uhr morgens kann es dann noch schön werden, doch für eine richtige Tour ist es zu spät. Und für ganz grosse Unternehmungen konnte sich bei dem dauernd herrschenden Südwestwind kaum jemand begeistern. So kommt es, dass ich im grossen und ganzen wenig zu berichten habe. Immerhin ist es an auserlesenen Tagen einigen Begünstigten doch gelungen, diese oder jene «Rosine» ihrem Tourenverzeichnis einzuverleiben.

Ich habe, um es gleich vorwegzunehmen, eine sehr erfreuliche Nachricht zu melden: im Winter hat es ungewöhnlich viel geschneit, und der Schnee ist lange liegengeblieben, so dass

unsere Gletscher endlich einmal die ihnen zukommende weisse Farbe aufweisen konnten und die in den letzten Jahren so vielen offenen Spalten sich schlossen.

Schon im Winter und im Frühjahr soll die Skisaison, trotz unbeständigem Wetter, unerwartet gut gewesen sein. Unzählige fremde Gäste tummelten sich noch bis Ende Mai auf den weissen Hängen herum, und die den Gornergletscher umrahmenden Gipfel, besonders Monte Rosa, Castor und Breithorn, konnten sich nicht über mangelnden Besuch beklagen.

Lange hat es gedauert, bis die Winterstürme dem Wonnemond gewichen waren. Die Folge davon war, dass der Juni die Rolle des Wonnemonats Mai übernehmen musste und man sich heute noch fragt, wo überhaupt der Sommer geblieben ist. Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, dass Mitte Juli noch fast kein Gipfel bestiegen war. Was sich dann in der kurzen noch verbleibenden Zeitspanne ereignet hat, sei nun berichtet, indem ich, wie gewohnt, beim schönen Weisshorn anfangte, um, dem Zermatt umrahmenden Hufeisen nachfahrend, beim Nadelgrat aufzuhören.

Vom *Weisshorn* ist nichts Besonderes zu berichten. Es wurde wenig bestiegen und ganz vereinzelt, meistens über den Nordgrat, überschritten.

Merkwürdigerweise kann das fast nie bestiegene *Schaliborn* mit einer Neutour aufwarten. Dr. Edouard Wyss-Dunant erstieg am 18. August mit Marcel Bonnard, Führer in Zinal, die Westwand auf neuer Route. Vom Chalet des Leisses im Arpitettal aufbrechend, erreichten die beiden in siebeneinhalb Stunden den Nordgrat, etwa eine halbe Stunde unter dem Nordgipfel. Der Abstieg wurde auf der nördlich gelegenen Westwandroute unternommen, die Dr. Wyss mit André Theytaz im Jahre 1947 zum ersten Male begangen hatte.

Das *Zinalrothorn* war, wie es seit dem Bau der Rothornhütte nicht anders zu erwarten war, der «Schlager» der Saison. In vier Stunden kann man von der Hütte aus, ohne zu forcieren, leicht auf dem Gipfel sein; ein grosser Vorteil bei unsicherer Wetterlage. So kam es öfters vor, dass an Tagen, an denen sämtliche Partien an den andern Bergen umkehren mussten, das Zinalrothorn doch erreicht werden konnte, indem man entweder früh noch vor dem Wetterumschlag aufbrach oder noch in späterer Stunde während einer Aufhellung aufstieg. Jacques Andrié, Gilbert Jaggi, Marcel Knörr und Rémy Prétat, alle aus La Chaux-de-Fonds, ist der erste Abstieg über die selten begangene Westwand am 23./24. Juli gelungen (Hüttenbuch von Mountet). Was aber dem Zinalrothorn höchst peinlich sein muss, ist die Tatsache, dass es von Zermatt aus in einem Zuge in sage und schreibe sechs Stunden bestiegen wurde... von einer alleingehenden Dame!

Regen Zuspruch erhielt auch das *Obergabelhorn*, was nicht zu verwundern ist; es ist ja einer der schönsten und interessantesten Berge der gesamten Alpen. Eine Überschreitung dieses Berges über zwei von seinen acht Routen (vier Grate und vier Wände) bedeutet immer Erlebnis und unvergessliche Erinnerung. Dies werden sicher die drei Wiener Erich Vanis, Lois Gazlirsch und Karl Baumann bestätigen können, die gleich eine Doppeltraversierung des herrlichen Berges vornahmen, indem sie am ersten Tage Arbengrat und Mountetgrat kombinierten, um am folgenden Tage über die Nordwand aufzusteigen und den Ostgrat zum Abstieg zu benützen. (Was als Ostgrat im Hüttenbuch bezeichnet wurde, kann ich mir nicht erklären; es gibt einen Ostnordostgrat, von der Wellenkuppe, eine Ostwandrippe, alter Weg, und einen Südostgrat, den äusserst selten begangenen Gabelhorngrat.) Über die Südwand wurde der Gipfel an die viermal bezwungen, während eine Bieler Partie die unerfreuliche Westwand erkletterte. Auch der sogenannte «alte Weg» kam, diesmal von der Rothornhütte aus, wieder einmal zu Ehren, wobei der Gabelhorngletscher durch östliche Umgehung des Bollwerkes der Wellenkuppe erreicht wurde. Die Mehrzahl der Besteiger vollführten die klassische Traversierung Wellenkuppe–Obergabelhorn–Arbengrat und manchmal auch umgekehrt, eine Tour, die zum Schönsten vom Schönen gehört. Am 5. September führten die beiden Bergführer Ludwig

Steinauer (München) und Hermann Petrig (Zermatt) einen besonders schönen Plan aus. Die Rothornhütte um 4 Uhr verlassend, erreichten sie um 6 Uhr den Gipfel der Wellenkuppe und stiegen den äusserst steilen Hang hinab zum Bergschrund unter der Nordwand des Obergabelhorns, wobei ihnen Pulverschnee und Vereisung stellenweise etwas zu schaffen gaben. Um 8 Uhr wurde die Nordwand in Angriff genommen und um 10.30 Uhr der Gipfel des Obergabelhorns erreicht. Um 12 Uhr stiegen die beiden vom Gipfel in die Südwand ein und vollführten den *ersten Abstieg über diese Wand*, der bis zum Ausstieg vier Stunden in Anspruch nahm. Abends um 7 Uhr waren beide wieder in Zermatt.

Ende September gelang Emil Weiersmüller (Aarau) mit Hermann Petrig ein neuer Aufstieg auf die *Wellenkuppe* vom Gabelhorngletscher aus über den Südgrat. Die Kletterei an diesem eher einer Kante gleichenden Südgrat soll stellenweise sehr schwer gewesen sein und allein vier Stunden beansprucht haben.

Die in den letzten Jahren besonders umworbene *Dent Blanche* musste sich des Wetters wegen, wie schon letztes Jahr, mit bescheideneren Besucherzahlen begnügen. An Überschreitungen habe ich eruieren können: vier Begehungen des Viereselsgrates (drei von Mountet und eine von Schönbiel) und zwei Begehungen des Ferpèclegrates. Eine dieser letzteren entfällt auf den glänzenden und sehr bekannten französischen Alpinisten Comte Allain de Chatellus mit den Führern Karl und Walter Fux aus Zermatt. De Chatellus ist einer der wenigen französischen Bergsteiger, wenn nicht der einzige, der seit Jahren immer hin und wieder in Zermatt auftaucht, um ein paar schöne Touren zu unternehmen.

Die launische *Dent d'Hérens* geruhte wieder einmal, einigen Partien den Aufstieg über ihre manchmal unpassierbare Westnordwestwand zu gestatten. Diese Route soll sogar ausserordentlich günstig gewesen sein an den, allerdings recht seltenen, neuschneefreien Tagen. Zwei Österreicher versuchten sich an der Nordwand, mussten aber nach harter Arbeit an der Terrasse aufgeben. Vom Ostgrat ist mir nur die Begehung bekannt, die die beiden bayrischen Bergführer Rudolf Peters (Erstbesteiger der Grandes-Jorasses-Nordwand) und Michl Anderl unternahmen.

Vom *Matterhorn* gibt es im Berichtsjahr wenig zu melden. Der Hörnligrat wurde, wie gewohnt, fleissig begangen, obwohl er manchmal ziemlich heikel werden konnte, besonders wenn das untere Dach sehr glatt war. Der Zmuttgrat wurde an zehn Tagen, meistens von Schönbiel aus, begangen. Stark vernachlässigt wurde der italienische Grat, wohl eine Folge des tragischen Unglückes, das Otto Furrers Leben kostete, und des daraus entstandenen Misstrauens in die italienischen fixen Seile. Matthias Kronig, der bereitwillige Hüttenwart der «Horehütte», hat für mich täglich nach dem Furggengrat gespäht, aber nur einmal eine Partie erwischt, die sich aber nirgends eingeschrieben hat. Mein «Spionagedienst am Matterhorn» konnte aber doch noch herausbringen, dass es zwei Österreicher waren, wovon der eine letztes Jahr die Eigernordwand in Rekordzeit gemacht hatte.

Recht zahlreich waren die Seilschaften, die auf dem gewöhnlichen Weg dem *Breithorn* zustrebten, während die schwierigen Aufstiege von Norden sowohl der Verhältnisse als des Wetters wegen kaum gemacht wurden. Eine einzige Besteigung des Hauptgipfels über die Nordwand durch eine Zermatter Führerpartie ist zu verzeichnen, während der Young-Grat überhaupt nicht begangen wurde. Dafür gab es aber eine Neutour: der direkte Aufstieg zum Gendarmen 4105,8 des Breithorngrates. Dieser Gendarm befindet sich 315 m südöstlich des Ostgipfels, den man über den Young-Grat erreicht. Die Ersteigung dieser wilden Felsmauer zwischen Young-Grat und Schwarztor, sei es zur Schwarzfluh, zum Gendarmen 4105,8 des Breithorngrates oder zum Ostgipfel, war schon seit einigen Jahren der geheime Wunsch einiger Liebhaber von Erstbesteigungen gewesen, doch gediehen die Versuche nicht sehr weit: man beschaute die Wand mit dem Fernrohr oder ging zum Schwarztor und stellte ungünstige Verhältnisse fest. Am 23. September endlich wurde die Erstbesteigung durchgeführt von Oliviero

Franchey (aus Champoluc, Val d'Ayas) mit Anna Molinari (CAI Milano). Vom Rifugio Mezzalama ausgehend, benötigte die Partie die fabelhaft kurze Zeit von zwei Stunden, um das Schwarztorn zu überschreiten und abwärts zum Fuss der Wand zu queren. Der Aufstieg wurde hauptsächlich über den zum Punkt 4105,8 hinaufführenden Sporn ausgeführt. Für die 500 m Wandhöhe benötigte die Partie sechs Stunden, wobei vier Stiften eingeschlagen und belassen wurden.

Von *Lyskamm*, *Castor und Pollux* habe ich nichts Aussergewöhnliches zu berichten. Sie wurden einige Male über die Normalrouten erstiegen, wobei ihnen die guten Gletscherverhältnisse die Kundschaft zuführten.

Am *Monte Rosa* hingegen wurden einige schöne Touren ausgeführt. Am 26. Juli stieg Frau Edith Hafter mit den Führern Alexander Taugwaller und Viktor Imboden von der Marinelli-Hütte zur Dufourspitze. Vier Tage später wiederholten die beiden Führer Silvio Bonetti und Stefano Zani aus Domodossola die gleiche Tour. Am 15. August wurde die Dufourspitze, ebenfalls von der Marinelli-Hütte aus, gleich von zwei Seilschaften erreicht, Mrs. Gwen Moffat (London) mit Victor Russenberger (einem in Paris lebenden Schweizer) und Walter Pleunigg (Klagenfurt) mit Dr. Paul Hugo Netzbandt (Gorizia). Am 24. August erfolgte eine Besteigung des Nordends von der Marinelli-Hütte aus, mit Biwak bei sehr schweren Verhältnissen, durch Erhardt Sommer (Berchtesgaden) mit dem Führer Ludwig Steinauer (München). Da Steinauer mir berichtete, er habe sich stets weit links von der Brioschi-Route gehalten, wird er wohl der früher immer von Matthias Zurbriggen propagierten Restelli-Route gefolgt sein. Am 29. August wurde die Dufourspitze nochmals von Osten her erreicht durch Peter Lanz und Peter Gfeller (beide aus Zürich). Unlängst teilte mir Alexander Graven, jetzt Hüttenwart der Bétempshütte, mit, dass noch Mitte September eine Partie über die Ostwand zur Dufourspitze gelangt sei. Wir sehen also, dass die so gefürchtete und jährlich durchschnittlich zwei- bis dreimal bestiegene Ostwand diesen Sommer einen noch nie gesehenen Betrieb erlebt hat! Bei besserem Wetter wäre der Ansturm noch ganz anders gewesen. Gross war nämlich die Zahl der abgewiesenen Kandidaten. Für den Caterinagrät, vom Jägerjoch aufs Nordend, sollen auch einige Bewerber in der Bétempshütte geschlafen haben, doch haben alle geruhsam ausschlafen können! Der beim sogenannten Frühstücksplatz im Grenzgletscher beginnende und bis zum Sattel aufragende Südwestgrat der Dufourspitze [Route 195 des *Walliser Führers*] wurde am 9. September von Italo Muzio mit dem bekannten Matterhornführer Luigi Carrel [«le Petit», sog. «Carrelino»] und Don Louis Maquignaz als Träger bestiegen, wobei vom Grenzgletscher zum Sattel sechseinhalb Stunden benötigt wurden. Die *Gazzetta del Popolo* vom 11. September spricht die erste Ersteigung dieses Grates Mario Piacenza mit den Führern Jean-Joseph Carrel (Vater von Luigi) und Jean-Baptiste Pellissier im Jahre 1907 zu. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist nun nachträglich durch den Eintrag in Jean-Joseph Carrels Führerbuch sowie durch zwei Notizen in der Zeitschrift des Italienischen Alpenklubs (1907 und 1908) erwiesen worden. Diese Besteigung muss Dr. H. Dübi bei der ersten Bearbeitung des Klubführers durch die Walliser Alpen entgangen sein [siehe *Walliser Führer* III, Auflage 1952, S. 275].

Erfreulich ist, dass diesen Sommer das sonst von Zermatt aus so vollkommen vernachlässigte *Strahlhorn* einige Male bestiegen worden ist, sogar einmal über den landschaftlich so schönen und doch so überaus selten begangenen Südgrat. Eines der «letzten grösseren Probleme der Alpen», die direkte Ersteigung der Ostwand des Strahlhorns, ist diesen Sommer gelöst worden, allerdings in zwei Etappen. (Die beiden Blanchet-Routen waren keine Direktaufstiege.) Am 3. August stiegen Lucien George und Victor Russenberger (beide aus Paris, letzterer Schweizer) in die Wand ein und erreichten nach direktem Aufstieg über Felsbänder und durch Kamine das grosse Band auf 3900 m Höhe, das die ganze Wand durchquert. Dort wurden sie eines Sturmes wegen zum seitlichen Ausstieg gezwungen. Drei Tage später, am 6. August, kehrten die beiden mit Mrs. Gwen Moffat (London) zum erwähnten Band zurück

und beendigten die Besteigung der Wand durch das oberste Drittel. Obwohl einige recht schwere Stellen zu überwinden waren, hatte die Partie eigentlich fast mit grösseren Schwierigkeiten gerechnet, da die Wand ein sehr abschreckendes Aussehen hat. Die Bänder sollen zahlreiche Ruhe- und Sicherungsmöglichkeiten gewähren; zudem soll das Gestein in der unteren Wandhälfte von vorzüglicher Beschaffenheit sein. Für die ganze Wand rechnet man zehn Stunden.

Eine ungemein beliebte und viel gemachte Tour ist und bleibt des Strahlhorns Nachbar, das *Rimpfischborn*.

Allalinhorn und *Alphubel* erhielten den üblichen Besuch von der Täschhütte, letzterer öfters über den interessanten Rotgrat. Der Hauptbesuch wird aber beiden von der Saaser Seite zuteil.

Dass das *Täschhorn* nicht oft bestiegen wurde, ist für einen schlechten Sommer nicht verwunderlich. Immerhin wurde es dreimal von Führerpartien über den selten begangenen Teufelsgrat erreicht, wogegen der Übergang zum *Dom* ein einzigesmal einer Führerpartie unter beträchtlichen Schwierigkeiten gelang. *Dom* und *Nadelgrat* wurden, soweit es das Wetter zuließ, mehrmals besucht.

Leider bin ich, wie jedes Jahr, gezwungen, von einer ganzen Anzahl tödlicher *Unfälle* zu berichten, die sich im Laufe des Jahres in den Zermatter Bergen ereignet haben.

Anlässlich einer Skitour aufs Breithorn stürzte der unangeseilte François Rochat in eine Spalte. Seine Begleiter, die sich dem gefährlichen Loch nicht nähern konnten, fuhren nach Testa Grigia hinab, um Hilfe zu holen. Unter der Leitung von Jean Pellissier gelangte eine Hilfskolonne zur Stelle. Nach zwei Stunden grösster Anstrengungen gelang es dem in den Schrund hinabgeseilten Pellissier, den Leichnam an die Oberfläche zu schaffen. Ein Schädelbruch hatte den sofortigen Tod herbeigeführt.

Beim Abstieg vom Pollux verunglückte am 6. Juli die siebzehnjährige Maria Pia Clerici aus Novara. Bei der Querung eines Eishanges auf der Westseite (auf 3500 m Höhe) entglitt dem Vordermann der Pickel. Seine hastige Bewegung, offenbar um den Pickel noch zu erhaschen, brachte die Seilschaft aus dem Gleichgewicht, so dass Maria Pia Clerici mit ihren Begleitern, zwei Studenten, den 200 m hohen Eishang hinabglitt und über einen 35 m hohen Überhang geschleudert wurde. Maria Pia Clerici, die mit dem Kopf auf Felsen aufschlug, verschied bald darauf, während ihre Begleiter mit schweren Verletzungen davonkamen.

Am 26. Juli ereignete sich am Matterhorn ein Unglück, das mit einem Schläge nicht nur ganz Zermatt in Trauer versetzte, sondern alle Bergsteiger und namentlich Skifahrer unseres Erdballs aufs tiefste erschütterte: «Der ehemalige Skiweltmeister Otto Furrer, „Matterhorn“ genannt, an seinem Berge, dem Matterhorn, durch Riss eines fixen Seiles tödlich abgestürzt!» So lautete die schreckliche Nachricht, welche die ganze Weltpresse durcheilte. Mit Frau Arthur Erlanger-Luginbühl (wohnhaft in New York), mit der er seit Jahren viele und grosse Touren unternommen hatte, war Otto Furrer beim Abstieg über den italienischen Grat am grossen Tyndall-Seil angekommen. Nachdem er die Touristin hinabgelassen hatte, schickte er sich an, am fixen Seil nachzufolgen, als dieses plötzlich zuoberst riss. Furrer wurde in gewaltigem Bogen in die Tiefe geschleudert, wo er auf die unteren Felsen aufschlug und besinnungslos liegen blieb, noch vom Seil, das ihn mit der Touristin verband, gehalten. Seine Begleiterin erlitt durch den gewaltigen Ruck des Seiles schwere Quetschungen und verschiedene Verletzungen, die sich nachträglich zum Glück als weniger schlimm erwiesen, als man zuerst angenommen hatte. Auch sie blieb besinnungslos liegen. Eine Partie mit den Führern Summermatter und Truffer aus Randa, die glücklicherweise zur Stelle war, konnte Frau Erlanger aus ihrer misslichen Lage befreien. Einige Minuten später verschied Furrer, ohne ganz die Besinnung wiedererlangt zu haben, in den Armen der Randaführer. Unterdessen war eine weitere Partie mit den Führern Bernhard Biner, Führerobmann von Zermatt, und Herbert Biner an der Unglücksstelle angekommen. Während die beiden Randaführer auf Weisung Bernhard Biners nach Breuil hinab-

stiegen, um Hilfe zu holen, schickten sich die beiden Biner an, die immer noch besinnungslose Frau Erlanger nach bester Möglichkeit gut zu betten und anzubinden. Als dies geschehen war, stiegen sie mit ihren Touristen zur Amedeohütte ab und nächtigten dort. In derselben Nacht trafen zahlreiche Führer aus Valtournanche ein und besorgten die Bergung.

Unter grösster Anteilnahme des ganzen Landes wurde Otto Furrer in Zermatt bestattet. Aus allen Teilen der Schweiz, aus allen Windrichtungen des Auslandes trafen Beileidsbezeugungen, Blumen und Kränze ein. Die Visp-Zermatt-Bahn musste ihre Züge verstärken, um neben den üblichen Feriengästen alle Freunde und Delegationen aus dem In- und Ausland zu befördern, die herbeigeeilt waren, um dem grossen Zermatter Otto Furrer die letzte Ehre zu erweisen. Ein Nachruf aus berufener Feder ist in diesem Bande enthalten (siehe S. 11).

Dieses Unglück hat in weiten Pressekreisen nach vielen Kommentaren gerufen; es erschienen berechtigterweise heftige Kritiken über den schlechten Zustand, in dem sich die Seile auf der italienischen Seite öfters befinden. Selbst italienische Führer haben den nicht einwandfreien Zustand des Tyndall-Seiles zugegeben. Ein anderer Punkt, der sowohl in der Presse als auch in alpinen Kreisen aufgegriffen wurde, betrifft das Verhalten des Zermatter Führerobmanns Bernhard Biner, das heute Gegenstand einer eingehenden Untersuchung ist.

Selten gibt sich das Matterhorn mit einem einzigen Unglücksfall zufrieden. Mitte August stürzte der 25jährige Aloys Strohmeier aus Schwangen bei Graz mit seinem Gefährten Hellmuth Stockinger, ebenfalls aus Graz, auf der italienischen Seite tödlich ab. Der ungeheuer tiefe Sturz über viele hundert Meter wurde von einer Gruppe von Bergsteigern mit den Führern Jean und Daniel Pellissier beobachtet. Eine Rettungskolonie brachte die Verunglückten nach Breuil.

Ein weiteres Unglück wird sich wahrscheinlich auch am Gipfel des Matterhorns ereignet haben. Seit längerer Zeit weilten zwei deutsche Alpinisten aus Stuttgart, Hindridser und Walter Lothardreiz, in einem Zeltlager oberhalb Findeln, von wo aus sie verschiedene Besteigungen unternahmen. Eines Tages, Mitte August, wurde bemerkt, dass die beiden schon seit mehreren Wochen nicht mehr zum Zelt zurückgekehrt waren. Auf Veranlassung des Heimatortes der Vermissten wurden, soweit es das in dieser Zeit besonders missliche Wetter erlaubte, Nachforschungen angestellt und Suchexpeditionen, namentlich zum Matterhorn, ausgesandt, doch ohne Erfolg. Der letzte, der die beiden gesehen hat, war der Hüttenwart der Schönbielhütte. Er sah sie, wie sie am 21. Juli, abends gegen 7 Uhr, über den Zmuttgrat, etwa 50 m unter dem Gipfel, dem Matterhorn zustrebten.

Ein anderes Unglück ereignete sich an der Dent Blanche. Der Aargauer Hans Kull aus Niederlenz, 69 Jahre alt, hatte mit einem Gefährten die Dent Blanche von der Rossier-Hütte aus über den Südgrat in Angriff genommen, als sein Kamerad auf die Weiterführung der Tour verzichtete. Hans Kull stieg allein weiter. Als er am Abend nicht in die Rossier-Hütte zurückkehrte, wurde unverzüglich die Gendarmerie von Evolena alarmiert. Eine Rettungskolonie, bestehend aus den Führern Henri Rumpf, Henri Vuignier, Charles Beytrison und Maurice Chevrier fand den Leichnam des Abgestürzten am Fusse eines steilen Couloirs der Westwand. Der Tod muss sofort eingetreten sein.

Ebenfalls Mitte August ereignete sich auf der gewöhnlichen Allalinhornroute, kurz unterhalb des Gipfels, durch Wächtenbruch ein Unglück, das ganz Saas-Fee in Trauer versetzte. Odilo Zurbriggen, ein junger Führer und einer unserer besten Skilangläufer, wurde mit Fräulein Edmée Beuret aus Corcelles (Neuenburg) von einer abbrechenden Wächte erfasst und in die Tiefe geschleudert, wo beide vollständig zerschlagen von der Rettungsexpedition gefunden wurden. Die Bestattung fand unter Anteilnahme des ganzen Tales und vieler herbeigeeilter Freunde statt.

Ende August wollte der sehr bekannte italienische Bergsteiger und Alleingänger Ettore Zapparoli, ebenfalls geschätzt als Dichter und Musiker, von der Marinelli-Hütte aus zur Signal-

kuppe gelangen; trotz verschiedenen Suchaktionen, die durch Schneefälle erschwert wurden, wurde er nicht mehr gesehen. Zapparoli war hauptsächlich bekannt durch seine vielen grossen Touren, auch Neutouren, die er als Alleingänger ausgeführt hat. Die Monte-Rosa-Ostwand kannte er wie kein zweiter. An die sechsmal soll er sie allein durchstiegen haben, und jedesmal auf anderer Route. Nun hat er in seinen geliebten Bergen sein Ende gefunden, wie er sich dies immer gewünscht haben soll. [Siehe Macugnabericht.]

Ohne sie in den Bergen verunglücken zu lassen, fällt der Tod im Frühjahr kurz hintereinander zwei markante Zermatter. Simon Julen, ein äusserst beliebter Führer und früher auch einer unserer besten Skilangläufer, kam auf der vereisten Dorfstrasse zu Fall und schlug mit dem Kopf auf, was seinen Tod zur Folge hatte.

Kurz darauf wurde Emanuel Biner, seit 25 Jahren Hüttenwart der Schönbielhütte, in seiner Hütte tot aufgefunden. Viele Bergsteiger werden sich dieses freundlichen Mannes entsinnen, der mit Frau und Kindern auf Schönbiel vorbildlich seines Amtes waltete, und mancher wird sich an das zahme Murmeltier erinnern, das Biner so vortrefflich dressiert hatte, dass es den Touristen in der Hütte aus der Hand frass und zum Dank das «Mandli» machte. Wenn man sich Schönbiel näherte, beschleunigte man die Schritte, um Emanuel Biner wiederzusehen. In den letzten Jahren sprach er viel vom projektierten Neubau seiner Hütte; er freute sich auf dieses vielleicht bevorstehende Ereignis. Jetzt ruht er auf dem Bergfriedhof am Fusse des Matterhorns. Auf Schönbiel waltet nun der sympathische Hugo Siegrist seines Amtes.

Was sonst noch in Zermatt geschehen ist, habe ich rasch erzählt. Neben den üblichen Stammgästen stösst man hin und wieder auf Erscheinungen, die alte Zermatter Zeiten wachrufen. So tauchte heuer ganz unverhofft wieder einmal Herr Abraham Versluys auf, den meisten besser bekannt als «Fliegender Holländer». Er war gekommen, um seine früheren Jagdgründe wiederzusehen und seinen letzten Leibführer, Heinrich Pollinger, den er seit fast 20 Jahren nicht mehr gesehen hatte, zu begrüßen. Ich wohnte gerade dem Wiedersehen der beiden bei und werde nie vergessen, wie dem rauhen Pollinger die Tränen in den Augen standen.

Ludwig Steinauer, Bergführer aus München und alter Freund Zermatts, Bezwinger zahlreicher unbestiegener Wände, hatte für den Hochsommer eine Art Heustadel in der Gegend von Winkelmatten gemietet und begleitete seine deutsche Kundschaft.

Nicht vergessen will ich Herrn Alfred Zürcher, der mit den beiden Lochmatter unverdrossen zu den Hütten stieg, aber vom ärgsten Wetterpech verfolgt war. In drei Wochen gelang ihm eine einzige richtige Tour, vom Grenzgletscher auf die Dufourspitze. Sein Leibführer, Josef Knubel, der fast 50 Jahre lang «alpine Geschichte» gemacht hat, ist durch einen Sehnenriss, den er sich im vergangenen Sommer im Ortlergebiet zugezogen hatte, gezwungen worden, den Pickel in die Ecke zu stellen. Dabei war er erst 70 Jahre alt. Ich schreibe ausdrücklich «erst», weil sein Vater noch mit 84(!) Jahren innerhalb einer Woche Matterhorn, Zinalrothorn und Weisshorn bestiegen haben soll. Das Temperament des Vaters musste sich auf den Sohn übertragen haben; denn keiner hätte Josef Knubel die 70 Jahre angesehen, wenn er auf scharfem Grate wie eine Gemse von Fels zu Fels sprang. Nun bleibt er leider auch sommerüber in seinem St. Niklaus; wir vermissen seine markante Gestalt im Strassenbild von Zermatt. Er war der letzte aktive Führer aus der grossen Zeit von St. Niklaus und seiner zweiten Führergeneration. Sein Name ist mit demjenigen von Geoffrey Winthrop Young aufs engste verbunden; was die beiden zusammen geleistet haben, steht mit goldenen Lettern in der Geschichte des Alpinismus geschrieben.

Viele andere prominente Alpinisten aus England, Deutschland und Österreich waren diesen Sommer bei uns; es war nur zu bedauern, dass neben den Devisenschwierigkeiten auch noch das Wetter die lang gehegten Erwartungen unerfüllt liess.

Im Laufe des Monats September wurde von einigen Zermatter Führern ein grosser Stein am Matterhorn ausgebrochen und im Flugzeug nach New York befördert, wo er in der Halle des «Schweizer Zentrums» aufgestellt worden ist.

Die Alpine Vereinigung von Zermatt hielt ihre diesjährige Generalversammlung im Hotel «Monte Rosa» unter dem Vorsitz ihres Präsidenten Herrn Egmond d'Arcis ab. Der Besuch des Alpinen Museums ist sehr zufriedenstellend; das Museum soll vergrössert werden, um einige wertvolle Gegenstände, die bis heute wegen Platzmangels nicht aufgestellt werden konnten, zeigen zu können. Die Generalversammlung schloss mit einem gemeinsamen Nachtessen, an dem Bundespräsident Eduard v. Steiger mit Gattin teilnahm. An weiteren Persönlichkeiten waren anwesend: Mr. Claud Elliot, Präsident des «Alpine Club», mit Gattin sowie die Herren Othmar Julen, der vortreffliche Gemeindepräsident von Zermatt, Dr. Franz Seiler, Generaldirektor Candrian, eine Vertreterin des Schweizerischen Frauenalpenklubs und weitere Mitglieder des «Alpine Club» und der Vereinigung.

Während der letzten Jahre sind in der Zermatter Gegend manche neue Spazierwege entstanden. Einer dieser Wege, der für Bergsteiger besonders geeignet ist, verdient erwähnt zu werden. Er führt von der Bergstation des Sessellifts «Sunnegga» über das Kühbord nach Tufteren und von da über den «Sattel» nach Täschalp. Wer zur Täschhütte gehen will, kann also ohne Zeitverlust diesen Weg benützen und wird es nicht bereuen.

Hans-Fritz von Tscharnern

BREUIL

Den passionierten Bergsteigern war das Wetter diesen Sommer wenig günstig gesinnt, da die schlechten meteorologischen Verhältnisse während der ganzen Saison im gesamten Alpengebiet ständig anhielten. Wir können ruhig sagen, dass sich nur die wirklichen Alpinisten dieses Jahr an den Panoramen der hohen Zinnen haben erfreuen können, und dies nur an den wenigen Tagen, an denen ihnen das Wetter hold gesinnt war. Es fanden daher keine Besteigungen statt, die Anlass zur Erwähnung geben würden, noch wurden neue Routen begangen. Es war halt nicht leicht, sich auf ein Abenteuer einzulassen, das vielleicht ein Biwak auf 4000 m Höhe gefordert hätte, wenn man zum voraus wusste, dass das schöne Wetter nie länger als 24 Stunden anhalten würde. Unter diesen Umständen war es nur unter grösster Willenskraft, verbunden mit Mut und Leidenschaft, möglich, eine grössere Tour zu vollbringen.

Leider haben wir in diesem Jahre von traurigen Begebenheiten zu berichten; von einer ganzen Kette von Unglücksfällen, die alle tödlich verliefen. Alljährlich fordert das Matterhorn seine Opfer, und seine Nachbarn ahmen es nach.

Wir beginnen mit dem Monat Mai, genauer gesagt mit dem 5. Mai, auf dem Breithorn-gletscher, wo wir das erste Opfer des Jahres haben. Es handelt sich um einen Schweizer, François Rochat aus Genf, verheiratet und Vater von zwei Kindern, der mit zwei Gefährten die gewöhnliche Breithornroute verfolgte und in eine Gletscherspalte fiel, aus der er erst einige Stunden später als Leiche herausgezogen werden konnte.

François Rochat hatte mit seinen Freunden Jean Weber und Bernard Bouchat auf der Testa Grigia übernachtet und war mit ihnen bei Tagesanbruch auf Skiern nach dem Breithorn aufgebrochen. Hoher Schnee bedeckte den ganzen Gletscher und verbarg die verräterischen Spalten. Durch diese spaltenlose Oberfläche getäuscht, gingen die drei Freunde unangeseilt und ohne grosse Vorsicht vor. So kam es, dass Rochat sich plötzlich über einem grossen Schrund befand. Der Pulverschnee gab unter seinem Gewicht nach, und schon war der Unglückselige mit einem Schrei verschwunden. Wohl versuchten seine Gefährten, ihm Hilfe zu bringen, doch ohne Erfolg, weil sie sich anderer Brücken wegen dem verräterischen Loch nicht nähern konnten,

ohne sich selbst grösster Gefahr auszusetzen. Aus der Tiefe des Schrundes drang kein Laut zu ihnen herauf. Rasch stiegen sie zur Testa Grigia zurück, um Hilfe zu holen. Mit meinem Bruder Daniele Pellissier, Bruno Bich, Gabriele Pession, Achille Compagnoni, Herrn Perino, Direktor der Seilbahn, und dem Kommandanten Ferro von den Grenzwächtern eilte ich zur Unglücksstätte. Dort angekommen, wurde ich an einem Seil in den Schrund hinabgelassen, was mit grossen Schwierigkeiten verbunden war, weil der Schrund in der Tiefe nicht senkrecht verlief und mich Schnee- und Eisblöcke ganz beträchtlich hinderten. 40 m musste ich hinabgelassen werden, bis ich zur Leiche des unglückseligen Rochat gelangte, die tief im Schnee vergraben war. Ich musste mich stark abmühen, bis ich sie vom Schnee befreit und an die Oberfläche befördert hatte. Anderthalb Stunden lang war ich am Seil gehangen und hatte mich nur hin und wieder auf kleine Stufen stützen können. Auf einem «Toboggan» wurde der Verunglückte nach Zermatt hinabtransportiert.

Ein anderes schweres Unglück ereignete sich am 26. Juli am Matterhorn. Es handelt sich um das tragische Ende unseres wohlbekannteren Kollegen Otto Furrer, das einen tiefen Eindruck hinterlassen und das auch jetzt noch in alpinen Kreisen öfters Anlass zu Polemik gegeben hat. Es liegt mir daran zu sagen, was ich wirklich gesehen habe, und ich stehe zur Verfügung eines jeden, der mich interpellieren möchte. Ich bin nicht der einzige Augenzeuge gewesen, auch andere können das gleiche bezeugen. Wir wissen alle, wie das Unglück geschehen ist, als sich Furrer in Begleitung von Frau Erlanger am grossen Seil hinabliess und das Seil zerriss. Ich muss zwar zugeben, dass sich das Seil nicht in bestem Zustand befand, da Luigi Carrel schon einen Sicherheitsknoten gemacht hatte und auch ich bei einer der letzten Besteigungen des vorigen Sommers einen solchen angebracht hatte. Furrer war tot, während Frau Erlanger verletzt liegenblieb. Von 13 Uhr bis 1.50 Uhr des nächsten Tages blieb sie dort liegen, obgleich zu selbiger Zeit einige Schweizer Führer ebenfalls den gleichen Abstieg unternahmen und sich darauf beschränkt hatten, die Verletzte mit Seilen zu sichern. So blieb sie liegen bis zu unserer Ankunft. Die Rettungsmannschaft, der ich angehörte und die aus meinem Bruder Daniele Pellissier, Rolando Zanni, Gabriele Pession, Giovanni Bich, Camillo Pellissier nebst anderen bestand, war um 21.30 Uhr von Riondet aufgebrochen. Vom Col du Lion hörten wir schon um Mitternacht die Rufe von Frau Erlanger. Als wir an der Capanna Luigi Amedeo angelangt waren, sagte uns der Führer Bernhard Biner, dass sich niemand an der Unglücksstelle befinde und niemand hinaufgestiegen sei, um der Verunglückten Decken oder sonstige Hilfe zu bringen. Er selbst sei um 17 Uhr in der Hütte angekommen und habe ernstlich schlechtes Wetter befürchtet, daher habe er sich nicht imstande gefühlt, den Gefahren der ihm nicht sehr gut bekannten italienischen Route zu begegnen; auch müsse man in Betracht ziehen, dass er während acht bis zehn Jahren infolge schwerer Erkrankung den Führerberuf nicht mehr ausgeübt habe. [Und dies ist der Herr, der trotzdem vor einigen Wochen zum Präsidenten des Walliser Führerverbandes gewählt worden ist! Hut ab! Überdies ist er schon seit einiger Zeit Führerobmann von Zermatt. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man an den Präzedenzfall eines seiner Vorgänger denkt, des «Helden» der Monte-Rosa-Ostwand, im Jahre 1936, beim tödlichen Unfall von Laus und Scotti (siehe *Lo Scarpone* vom 1. August 1936). Dieses Drama haben wir von Macugnaga aus mit dem Fernrohr beobachtet und werden vielleicht eines Tages darauf zurückkommen. *Red.*] Der andere Schweizer Führer, der sich in der Hütte befand, hatte diese Tour zum erstenmal gemacht, und so wurden darüber keine weiteren Worte verloren. Zwei Engländer, die in der Hütte übernachteten, waren sehr aufgebracht darüber, weil die Schweizer Führer sich geweigert hatten, mit ihnen der Verunglückten beizustehen. Nochmals boten die Engländer uns ihre Hilfe an, doch gaben wir ihnen zu verstehen, dass wir jetzt wirklich zahlreich genug wären. Um 1 Uhr verliessen wir die Hütte und erreichten schon um 1.50 Uhr die Verunglückte. Mit nackten Beinen lag sie da und hatte sehr kalt. Man hatte ihr nicht einmal die Hosen unter den Knien

gelöst und hinabgelassen. Sie war von keinen fremden Kleidungsstücken bedeckt, alles, was auf ihr war, gehörte ihr. Unter ihr befand sich Furrers Kappe, und der linke Teil ihres Körpers lag auf Schnee. So haben wir sie vorgefunden. Nach den ersten Hilfeleistungen haben wir um 3.20 Uhr den Abstieg angetreten. Die Verletzte konnte gehen, nur am Anfang nahm sie G. Pession auf die Schultern, weil sie vor Schmerzen und Kälte noch unbeholfen und steif war. Nach und nach konnte sie selbst absteigen. Um 7.30 Uhr erreichten wir die Hütte. Nach unserer Ansicht und nach dem Zustand der Verletzten zu urteilen, hätten vier Personen genügt, um sie hinabzubringen. Sonst hätte man ihr wenigstens Decken bringen oder bei ihr bleiben können. Dies alles ist unterlassen worden. (Ich muss noch beifügen, dass Frau Erlanger bis mindestens 21.30 Uhr bewusstlos geblieben ist, da bei ihrem Erwachen schon die Sterne am Himmel standen. Dann rief sie um Hilfe.)

Ich sage nichts mehr und mache keine anderen Kommentare, ich überlasse dies denen, die diese Zeilen lesen. Es ist nicht an mir, das Verhalten meiner Schweizer Kollegen zu beurteilen noch die Motive zu prüfen, die sie zu diesem Verhalten bewogen haben. Ich habe nur die nackten Tatsachen berichtet, die einige jetzt bemänteln wollen.

Frau Erlanger erreichte Breuil und wurde in der Casa Zanni wohl aufgenommen. Dort blieb sie, bis sie im Wagen über den Grossen St. Bernhard in die Schweiz zurückfahren konnte. Am 28. Juli stiegen wir nochmals zur Unglücksstelle auf, um den Leichnam des armen Furrer herabzuholen und zur Testa Grigia zu befördern, von wo er nach Zermatt verbracht wurde. [Wir legen der tapferen Führergilde von Breuil und Valtournanche ans Herz, die Standseile am Liongrat gewissenhaft zu prüfen und zu unterhalten. Es wäre empfehlenswert, in Zukunft nur Seile mit Stahlseele anzuwenden, wie es in der Schweiz üblich ist. *Red.*]

Ebenfalls am 26. Juli verschwand ein Turiner Bergsteiger, Luigi Visca, an den Grandes Murailles; trotz eifrigem Suchen wurde er nicht wiedergefunden. Gerade dort, an dieser unzugänglichen Wand, verschwanden vor zwei Jahren drei hervorragende Bergsteiger, die Alpinisten Benedetti und Saviolo mit dem Führer Arturo Pellissier.

Am 2. August, am Gran Tournalin, dem Berge, der das Valtournanche vom Val d'Ayas trennt, stürzte Mario Fiorina aus Oviglio (Alessandria) ab und blieb zerschmettert liegen. Da der Aufstieg über die gewöhnliche Route leicht ist, fand er es mit seinen Begleitern, den Brüdern Ivaldi, nicht für nötig, sich anzuseilen. Der Gipfel wurde leicht erstiegen, doch wollte Fiorina beim Abstieg eine Variante einschlagen, was ihm zum Verhängnis wurde. Durch das Ausbrechen eines Griffes stürzte er bis zur Moräne in die Tiefe. Die Leiche wurde nachts vom Führerobmann Camillo Pellissier mit den Führern Marcello Carrel, Giacchino Pession und Ferdinando Gaspard, alle aus Valtournanche, geborgen.

Am 5. August vernahmen wir in Breuil Hilferufe, die von der Capanna Luigi Amedeo kamen. Rasch war eine Gruppe von Bergführern zur Stelle, die, nicht ohne Mühe, bei schlechtem Wetter die Hütte erreichte. Für dieses Mal war jedoch kein Opfer zu beklagen. Sie fanden dort drei Alpinisten vor, die drei Tage ohne Nahrungsmittel blockiert gewesen waren. Es handelte sich um Eugenio Bossetti, Giuseppe Roveda und ein Fräulein, die nur dank den unermüdlichen Bemühungen der Führer Bruno Bich und Gabriele Pession gerettet werden konnten und glücklich nach Breuil gelangten.

Am 12. August warf ein neues schweres Unglück seine Schatten über Breuil und beschloss die Serie von tödlichen Unfällen. Es handelte sich um zwei österreichische Studenten, Aloys Strohmeier und Hellmuth Stockinger aus Graz, die von den «Plaques Crétier» am Matterhorn abstürzten und 800 m tiefer auf dem Liongletscher aufgefunden wurden. Ich war auch gerade im Begriff, mit Spaniern das Matterhorn zu ersteigen. Als wir den Gletscher querten, um nachher zum Col du Lion aufzusteigen, bemerkten wir die Österreicher, die soeben damit beschäftigt waren, die «Plaques Crétier» zu queren; gleichzeitig konnten wir beobachten, dass sie sehr un-

sicher vorrückten. Plötzlich sahen wir sie von Felsstufe zu Felsstufe in die Tiefe stürzen, bis sie etwa 100 m von uns liegen blieben. . . Wir verzichteten auf die Weiterführung unserer Tour. Nachdem wir unsere Klienten gesichert hatten, wandten wir uns den Verunglückten zu. Die Führer Achille Compagnoni und mein Bruder Daniele Pellissier, die ebenfalls das Matterhorn besteigen wollten, waren auch zur Stelle. Mit grosser Mühe gelangten wir zu den Leichen und brachten sie über den spaltenreichen Gletscher hinab und schliesslich noch bis Breuil. Auf dem Friedhof von Valtournanche fand dann ihre Bestattung statt. Von unbestätigter Quelle wurde gesagt, dass zwei andere Österreicher ein Rendezvous mit ihnen auf der Spitze des Matterhorns verabredet hätten und dass diese beiden am Hörnligrat ebenfalls verunglückt wären. [Es handelte sich vielleicht um die beiden Bergsteiger aus Stuttgart, die am Matterhorn vermisst wurden und zuletzt vom Hüttenwart der Schönbielhütte etwa 50 m unter dem Matterhorn Gipfel gesehen wurden. Das Datum stimmt aber nicht. Siehe Bericht von Zermatt. *Red.*]

Am 15. August fand unser alljährliches Führerfest statt. Eine Kundgebung, die in erster Linie dazu bestimmt ist, der in den Bergen Abgestürzten zu gedenken. Anschliessend fanden Demonstrationen über das Bergsteigen und Rettungsaktionen statt, die von allen anwesenden Fremden eifrig beklatscht wurden.

Am 27. August pflanzte der Senator Mario Mantagnana, ein begeisterter Bergsteiger, mit Achille Compagnoni und mir auf dem Gipfel des Matterhorns die Friedensfahne auf, um einem jeden in Erinnerung zu rufen, dass der Friede unser höchstes Gut ist und mit grösstem Einsatz erhalten werden muss.

Am 31. August wurde die Gedenktafel für Alberto Bich in Valtournanche eingeweiht; gerade ein Jahr nachdem er auf tragische Weise an den Hängen des Col du Lion ums Leben kam.

Am 31. Oktober kehrte Frau Erlanger nach Breuil zurück, um uns allen persönlich zu danken. Sie liess uns ein grosses Nachtmahl auftragen, um allen denen, die ihr in den traurigen Tagen beistanden, ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Auch wir alle sind ihr sehr dankbar.

Wir müssen auch die grosszügige Gabe von Prof. Corti, Präsident des Italienischen Akademischen Alpenklubs (CAAI) erwähnen. Es betrifft die Wiederherstellung des Bivacco dei Cors auf den Grandes Murailles. Ein anderes Bivak ist auf der « *direttissima* » der Dent d'Hérens, Via Alberti, errichtet worden. [Diese Route folgt dem Felskamm, der den Mont-Tabel-Gletscher vom Chérillongletscher trennt. Siehe *Berge der Welt* IV, S. 221, und *Guide des Alpes valaisannes* II, S. 376. *Red.*] Es ist vom lokalen Führerverein erstellt worden und steht auf dem Grat nach der ersten senkrechten Wand auf der orographischen linken Seite des Mont-Tabel-Gletschers. Es wird die Besteigungen im Gebiet der Grandes Murailles erleichtern, wie schon das vor einem Jahr errichtete Bivak am Col Tournanche.

Was die Schwebebahn auf das Matterhorn anbetrifft, so wird augenblicklich nicht mehr davon gesprochen, obgleich die Station auf dem Furgggrat bald beendet sein wird und man glaubt, dass sie nächstes Frühjahr in Betrieb gesetzt werden kann.

In Valtournanche ist das erste Stück des Sesselliftes beendet worden, dessen Fortsetzung die Skifahrer auf die Mulden von Cheneil bringen wird, die bis heute noch fast unbekannt sind.

Der Winter lässt sich für unser Tal gut an. Die Schneehöhe erreicht 2 m, und wir können uns, vielleicht mit Egoismus, rühmen, das schneereichste Gebiet der Alpen zu sein.

In der Weihnachtsnacht folgten zwei Turiner Alpinisten den Spuren des bekannten Giusto Gervasutti, um das Matterhorn zu besteigen, ein Unternehmen, das vom schlechten Wetter vereitelt wurde.

Und damit bleibt uns nur, die neue Saison abzuwarten, von der wir hoffen, dass sie gut sein werde. Das ist, was wir Bergmenschen und Bergbegeisterte wünschen und erwarten.

Jean Pellissier

MACUGNAGA

Die alpinistische Tätigkeit blieb dieses Jahr in Macugnaga normal; von aussergewöhnlichen Erfolgen kann nicht berichtet werden. Die klassischen Ostwandaufstiege auf den Monte Rosa wurden wiederholt, und zwar sechs Aufstiege zur Dufourspitze und einer zum Nordend. Die Besteigungen der Dufourspitze wurden von zwei italienischen Seilschaften mit Führern aus Macugnaga sowie von vier schweizerischen Partien unternommen. [Siehe Brief aus Zermatt, wo auch die Namen angegeben sind. *Red.*] Die Besteigung des Nordends wurde von österreichischen Führerlosen ausgeführt. [Siehe Brief aus Zermatt: es handelt sich um eine bayerische Partie, die vom Führer Ludwig Steinauer aus München geführt wurde. *Red.*] Diese Seilschaft traf, der Via Restelli folgend, wegen Neuschnees grosse Schwierigkeiten an und musste in der Wand biwakieren. Am Morgen des zweiten Tages wurde der Gipfelkamm zwischen Nordend und Silbersattel erreicht.

Das Kleine Fillarhorn wurde ebenfalls über die Ostflanke vom jungen Führer Luigi Jacchini aus Macugnaga mit einem italienischen Touristen bezwungen. Die Führer Pironi und Burgener waren die letzten Bergführer aus Macugnaga, die diese Tour im Jahre 1928 gemacht hatten. Seither fanden vier oder fünf Besteigungen dieser Wand durch italienische Führerlose statt. Diese Tour stand im unverdienten Ruf von Schwierigkeiten; dabei handelt es sich um eine bemerkenswert interessante und dankbare Unternehmung.

Während des Winters 1950/51 wurde das Dach der Capanna Eugenio Sella, die im Sommer 1950 von der Sektion Domodossola des CAI vergrössert worden war, von einer Neuschneelawine ernstlich beschädigt. Die Reparaturen wurden jedoch prompt ausgeführt, so dass die Hütte während des Sommers ihren Dienst versehen konnte.

Überaus schmerzlich hat uns das spurlose Verschwinden von Ettore Zapparoli berührt, einem Mitglied des Italienischen Akademischen Alpenklubs; er war als Komponist und Schriftsteller eine einmalige, feinfühligte Künstlererscheinung (genannt «l'Alpinista solitario»).

Vollständig ausgerüstet, brach er von der Fillaralp am Abend des 18. August 1951 allein auf. Er wurde von den Alphernten mit dem Fernglas verfolgt und auf der Schneefläche oberhalb der Marinelli-Hütte um 20 Uhr gesichtet. Von da ab hat man nie mehr etwas von ihm erfahren. Die Alphernten beherbergten ihn während der Woche vor seinem Aufbruch in ihrer Hütte. Zapparoli hatte schon einige Tage vorher versucht, die Punta Gnifetti vom «Crestone Innominato» (ca. 3650 m, von Zapparoli selbst anlässlich seiner Besteigung des Colle Gnifetti so benannt) zu ersteigen, indem er sich zwischen seiner Route zum Colle Gnifetti und der Route Devies-Lagarde (1931) zur Punta Gnifetti hielt. Diese Besteigung musste aus unbekanntenen Gründen abgebrochen werden. Zapparoli anvertraute bei seiner Rückkehr seinen Gastgebern auf der Alp Fillar, dass er bei diesem Versuch beinahe von einer Lawine erfasst worden wäre.

Er wollte Montag, den 20. August, gegen Abend wieder auf der Fillaralp sein; leider warteten die Alphernten bis zum Donnerstag (23. August), bevor sie Alarm schlugen. In diesen Tagen war inzwischen über 3200 m viel Schnee gefallen.

Die Nachforschungen wurden am Tag darauf von Macugnaga aus begonnen. Zwei Seilschaften, aus vier Bergführern und zwei Alpinisten bestehend, befanden sich am Samstagvormittag in der Wand. Die eine erreichte den «Crestone Innominato», der mit Neuschnee bedeckt war. Von diesem Punkte aus machte sich die Seilschaft durch Rufe bemerkbar und untersuchte während fünf Stunden mit dem Fernglas die ganze Umgebung. Erst am Nachmittag entschlossen sie sich wegen unerwarteten Witterungsumschlages zur Umkehr und erreichten am Abend Macugnaga.

Die andere Seilschaft begab sich auf den letzten Felssporn (ca. 3200 m) unter dem Signaljoch, von wo aus die Ostwand der Punta Gnifetti überblickt werden kann. Von dort aus suchten

sie mit einem achtzigmal vergrößernden Marinefeldstecher die ganze Wand, die vermutliche Aufstiegsroute sowie die daruntergelegenen Gletscher ab. Über vier Stunden harrten sie an dieser Stelle aus und hatten Gelegenheit, das Gebiet, in dem Zapparoli aller Wahrscheinlichkeit nach verschwunden war, ganz genau abzusuchen. Der obere Teil der Wand war von einer Neuschneesicht von mindestens einem halben Meter bedeckt, was häufige Lawinen verursachte. Andere Lawinenzüge von ungeheuren Dimensionen wurden aufs aufmerksamste nach allfälligen Spuren des Verschwundenen untersucht. Und viele dieser Lawinenfelder wurden von dieser Partie beim Rückweg, den sie um 15 Uhr wegen drohenden Unwetters antreten musste, noch abgeschritten. Diese Seilschaft führte bei ihrem Rettungsversuch auf raschester und kühnster Route eine vollständige Horizontaltraversierung der Monte-Rosa-Ostwand durch.

Während dieser Nachforschungen gelangte man zur Überzeugung, dass der Verschwundene nicht mehr lebend gefunden werden konnte, hauptsächlich wegen der schlechten Verhältnisse in den Bergen sowie des Fehlens jeglicher Spur und jeglichen Lebenszeichens. Auch an die Bergung des Leichnams war nicht zu denken, weil die Neuschneemassen und zahlreichen Lawinen der Vortage das Suchen illusorisch gemacht hatten. Auch war es entschieden nicht ratsam, den oberen Teil der Wand zu betreten, der auch bei normalen Verhältnissen grosse Schwierigkeiten aufweist, wie aus dem Bericht der Erstersteiger, Devies und Lagarde, ersichtlich ist. Übrigens war dieser Teil der Wand dank den vorzüglichen Feldstechern von beiden Seilschaften aufs genaueste abgesucht worden.

An diesen Nachforschungen nahmen die Führer Giuseppe Oberto, Pierino Lager, Gildo Burgener, Vittorio Jacchini und die Alpinisten Augusto Pala und Roberto Mellana teil.

Ein eigentümliches Ereignis: wir besitzen heute das Führerbuch von Casimiro Bich. Dieser hervorragende Führer aus Valtournanche stürzte am 2. August 1925 vom Colle Gnifetti über die Ostwand des Monte Rosa; von seinem Leichnam hatte man nie die leiseste Spur entdecken können. Das Büchlein wurde vom Mailänder Alpinisten Dott. Carlo Grilli und einem Freunde auf dem Monte-Rosa-Gletscher auf der Höhe der Zamboni-Hütte gefunden. Es befindet sich in gutem Zustand, ist noch vollkommen leserlich, nur der Einband fehlt. Nächstes Frühjahr werden die Bergführer aus Macugnaga an dieser Stelle Nachforschungen anstellen, in der Hoffnung, ebenfalls den Leichnam zu finden.

Nun ist auch der Sessellift, der von Pecetto zum «Belvedere» führen soll, im Bau begriffen und soll im Frühjahr beendet sein. Er wird in zwei Teilen geführt, mit einer Zwischenstation auf der Alp Venchi. Die oberste Station befindet sich etwas unter dem Regenschirm des «Belvedere»; hier sind zahlreiche Bauten vorgesehen, um die Reisenden zu beherbergen. Dieser Sessellift wird im Sommer besonders nützlich sein und im Winter eine ganze Reihe von Abfahrten eröffnen; zudem wird er den Alpinisten annähernd 1000 m Aufstieg ersparen.

Montano Lampugnani

CHAMONIX 1951

Bekanntlich war der Sommer 1951 – mit Ausnahme des September – für grosse bergsteigerische Unternehmungen besonders ungünstig. Aber es gibt jetzt so viele und so aktive Bergsteiger, dass trotzdem auf der französischen Seite der Mont-Blanc-Gruppe wichtige Bergfahrten erfolgreich durchgeführt wurden.

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Während gegen Ende der Saison zwei Franzosen in den Dolomiten die schwierigste Kletterei gelang, die dort jemals gemacht worden war, führten zwei Italiener in der Mont-Blanc-Kette die schönste Erstersteigung der Saison aus: die Ostwand des Grand Capucin. Sie erforderte nicht weniger als vier Tage schwerster Arbeit und drei Biwaks; die Erstersteiger sind Walter Bonatti (Monza) und Luciano Ghigo (Turin), die

bereits im vergangenen Jahr mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit ihren Angriffsversuch sehr weit vorgetrieben hatten, aber durch schlechtes Wetter aufgehalten worden waren.

450 m hoch ist dieses Itinerar in den Westalpen das erste, bei dem die künstlichen Hilfsmittel so zwangsläufig zur Anwendung gelangten wie bei gewissen berühmten Routen in den Ostalpen. Einige Tage später wiederholten zwei sehr bekannte Kletterer von Cortina d'Ampezzo, Luigi Ghedina und Lino Lacedelli, diese Route und benötigten dabei nur ein Biwak nahe dem Gipfel. Sie sind der Ansicht, dass diese Kletterei durch ihre pausenlose Schwierigkeit die härteste ist, die sie bisher gemacht hatten, aber nicht die technisch schwerste. Dabei haben diese beiden Kletterer die schwersten Dolomitenklettereien hinter sich, ausgenommen die grosse Verschneidung der Cima Su Alto, die im September 1951 von den Franzosen bewältigt wurde.

Doch war es nicht diese Erstersteigung, von der man in der letzten Saison vor allem sprach, sondern am meisten Aufsehen erregte die achte Bezwingung des Nordpfeilers der Pointe Walker durch die Deutschen Anderl Heckmair (Eigernordwand 1938) und Hermann Koellensperger. Schon beim Start waren die Verhältnisse nicht gut; dazu gesellte sich später Schneesturm. Nur unter den allergrössten Schwierigkeiten und nach drei Biwaks konnten sich die beiden Kletterer durchschlagen; ein Beweis ihrer aussergewöhnlichen bergsteigerischen Leistungsfähigkeit und unerschütterlichen Zähigkeit.

Die Route Allain-Fix durch die Westwand der Aiguille de Blaitière wurde 1947 eröffnet und gleich darauf von Louis Lachenal, Lucien Pez, Joseph Simpson und Lionel Terray wiederholt. Seitdem wurde sie trotz mehreren Versuchen nicht wieder gemacht, denn die entscheidenden Stellen sind durch einen Bergsturz stark verändert worden. Jetzt erst gelang Gérard Herzog und Lionel Terray die dritte Begehung. Das neue Stück, das etwa 100 m hoch ist, bot die grössten Schwierigkeiten in freier Kletterei und auch mit künstlichen Hilfsmitteln und kostete zehn Stunden Arbeit. Überdies ist der Fels sehr brüchig, was die Sache recht gefährlich macht.

Am Mont Blanc du Tacul fanden zwei junge Turiner Kletterer, P. Fornelli und G. Mauro, eine neue Route über die Nordostpfeiler, und zwar über die Mittelrippe, wo Gervasutti 1946 beim Abseilen tödlich verunglückte. (Dies geschah bei einem Versuch in Begleitung von G. Gagliardone, als sie durch schlechtes Wetter zum Rückzug gezwungen wurden.) Es ist eine erstklassige Kletterei.

An der Pointe Adolphe Rey gelangen zwei neue, sehr schwierige Routen: die direkte Südwand durch Guido Lorenzi (Cortina) und Henri Rey (Courmayeur), ferner der Ostgrat durch T. Busi mit dem Führer F. Salluard (Courmayeur).

Die grossen Eistouren wiesen zeitweise günstige Verhältnisse auf und waren deshalb auch recht beliebt. An der Aiguille Verte wurde die Nant-Blanc-Seite einmal gemacht, das Couloir Couturier viermal. An der Nordwand der Aiguille du Plan mussten die Pariser Führeraspiranten Davaille und Gaudin den Séracmauern des Nordgletschers ausweichen, indem sie auf sein rechtes Ufer hinübergingen, und zwar in die Zone, wo sich 1892 der berühmte Versuch von Mummery abspielte. Die Nordflanke des Triolet wurde zweimal unter schwierigen Verhältnissen durchstiegen, zuerst von den Führeraspiranten Davaille und Gaudin, danach vom Führer Michel Bastien und P. Cornuau, beide aus Paris. Die beiden Seilschaften gingen durch das äusserst steile Couloir der Variante Contamine-Lachenal.

Schliesslich beendeten der Führer Pierre Julien und der Führeraspirant Maurice Coutin, beide von Peisey-Nancroix, die Saison glanzvoll, indem sie nachts bei Mondschein und bei ideal hartem Schnee das grosse Nordostcouloir der Droites durchstiegen. Seit seiner ersten Begehung durch B. Arsandaux und Jacques Lagarde im Jahre 1930 war es nicht mehr wiederholt worden.

Die Arbeiten an der Vergrösserung der Couverclehütte wurden energisch gefördert; die Eröffnung ist für 1952 vorgesehen. Der Bau der Seilbahn auf die Aiguille du Midi wurde wieder

aufgenommen, aber auf einem neuen Trasse. Die Bahn soll aus zwei Teilstrecken bestehen: Chamonix-Plan de l'Aiguille und Plan de l'Aiguille-Nordgipfel der Aiguille du Midi, ohne irgendeine Zwischenstütze.

Lucien Devies

LA BÉRARDE und AILEFROIDE

Im Massiv der Ecrins wurden im letzten Sommer zwei schöne neue Routen eröffnet: die Südseite des Doigt de Dieu an der Meije durch Jean Walden (Paris) unter Führung von Victor Chaud, Präsident des «Syndicat des guides de Vallouise», übrigens eine Felskletterei, die hohe Anforderungen stellt; ferner die Nordseite des Pic Bourcet durch je zwei Bergsteiger aus Chambéry und Grenoble: S. Coupé, J. Dancet, D. Gignoux und L. Latreille. Es war eine sehr exponierte Kletterei auf unzuverlässigem und teilweise verschneitem Fels.

Die zweite Besteigung der Nordwand der Pointe du Vallon des Etages gelang R. Gallat, M. Guyot, Pallot und Santimone. Unglücklicherweise fiel R. Gallat schon nahe dem Gipfel einem Steinschlag zum Opfer.

Die grossen Bergfahrten dieses Gebietes wurden in diesem Sommer wiederholt: die Süd- wand der Meije einmal, der Südostgrat des Pic Gaspard dreimal und der Südpfeiler der Ecrins viermal.

Man hat sich mit den Plänen für einen Neubau der Pilatte-Hütte, die nicht mehr ausreicht, befasst und hofft, dass die Arbeiten im Frühjahr 1952 aufgenommen werden können. Der *Guide du massif des Ecrins* von L. Devies und M. Laloue, der 1946 herauskam und binnen kurzem vergriffen war, ist nun in einer neuen, vollständig umgearbeiteten Ausgabe erschienen. Möge er den Bergsteigern, die sich nach Einsamkeit sehnen, behilflich sein bei ihren Touren in einer der schönsten Alpengruppen, wo prachtvoll Bergfahrten noch nicht in Mode gekommen und «überlaufen» sind!

Lucien Devies

COURMAYEUR

Courmayeur blieb auch dieses Jahr seinem Ruf treu: obwohl die alpine Saison eher schlechter war, waren Hauptort und Nebendörfer von Besuchern überfüllt, hauptsächlich im wetterschlechten August. Man notierte in diesem Monat nur drei bis vier Tage wirklich schönes Wetter. Besser war der September.

Die Zahl der Besteigungen über die normalen Routen war wiederum ziemlich gross, hingegen klein die Begehungen über die schwierigen Wege. So bestieg man mindestens fünfzigmal die Dent du Géant und zwanzigmal die Grandes Jorasses auf den gewöhnlichen Wegen. Noch mehr wurden die Touren nach dem beliebten Col du Midi (oft mit Skiern) und die Besteigungen der bekannten Tour Ronde, Aiguille Noire de Peuterey (Südostgrat), Aiguille Croux, Pyramide du Tacul, Aiguille du Midi, Petit Capucin durchgeführt. Man zählte verschiedene Besteigungen der Dames Anglaises, Innominata, Petit Capucin (Via Gervasutti), Aiguille Savoie (Via Preuss), Aiguille de Talèfre und Mont Dolent. Was Courmayeur selbst betrifft, so wird dieser sympathische Bergort von Jahr zu Jahr besser, angenehmer und freundlicher: die Hotels pflegen und hegen ihre Gäste mehr denn je; man weiss, dass auch Bergsteiger heute anspruchsvoller geworden sind.

Der Verkehr zwischen dem Hauptort und der unteren Seilbahnstation in La Palud wurde diesen Sommer durch grössere und bequemere Pullmanwagen verbessert (Abfahrt stündlich). Es fehlt aber noch immer ein offizieller Autoverkehr zwischen dem Hauptort und seinen Seiten-

tälern, Val Veni und Val Ferret, und zwar bis zum Combalsee einerseits und dem Rifugio Elena andererseits; dabei werden die Taxis immer teurer und die Bedienung schlechter. Der Tarif von Courmayeur bis zum Combalsee ist mit 4000 Lire festgesetzt; derselbe Betrag galt für die Strecke Courmayeur–Arnouva (am Ende des Val Ferret) und 6000 Lire bis zur Elena-Hütte.

Der Miagesee, welcher im vorigen Jahre verschwand, ist 1951 wieder zum Vorschein gekommen; dieser Eissee hängt nicht von der Witterung, sondern jeweils von der besonderen Lagerung der oberen Eismassen ab.

Ein neuer Bahnhof wurde für die Schwebebahn gebaut, welche in wenigen Minuten Courmayeur mit dem Plan Chécrouit verbindet. Dieser Bahnhof liegt an der Hauptstrasse Pré St-Didier–Courmayeur, ziemlich weit vom Hauptort entfernt. Mit der Inbetriebsetzung dieser Schwebebahn wird die alte Seilbahn zum Plan Chécrouit endgültig verschwinden, was für den guten Ruf von Courmayeur notwendig war.

Die Schwebebahn zum Col du Géant wurde diesen Sommer in ihrem oberen Teil immer mit zwei Kabinen geführt; die Zahl der beförderten Personen stieg von 25 in sechzehn Minuten auf 25 in sechs Minuten.

Der Bau des neuen Hotels am Col du Géant wurde am 16. Juli begonnen, und schon am 14. Oktober wurde es unter Dach gebracht. Es handelt sich um ein vierstöckiges Haus: im Parterre haben Finanz und Polizei sowie einige Geschäfte ihre Räumlichkeiten, den ersten Stock füllen Restaurant und Bar aus, und im zweiten stehen drei Zimmer mit je vier Betten und drei Zimmer mit je drei Betten zur Verfügung. Der vierte Stock wird als Schlafraum eingerichtet; es wird im ganzen mit 110 Schlafstellen gerechnet. Dieses Hotel auf 3350 m wird das zweithöchstgelegene in Europa sein (Jungfraujoch 3457 m); man wird hier oben eine der grossartigsten Aussichten geniessen. [Siehe den Artikel und die Pläne von Toni Ortelli in der *Rivista Mensile* 1952, S. 43–47.]

Die Torinoehütte wurde vom jungen Träger Henry Rey vom 20. Juni bis und mit 20. September sehr gut bewirtschaftet. Die Grandes-Jorasses-Hütte war vom 1. Juli bis Ende August offen; Hüttenwart: Ubaldo Rey. Die Trioletthütte war nur etwa zwölf Tage lang bewirtschaftet; dann blieb sie den Offizieren der Kletterschule reserviert. Es ist sehr schade, dass gewisse Hütten allmählich zugrunde gehen, speziell die Gonella-Hütte, die von vielen Besteigern des Mont Blanc besucht wird. Die neue Gervasutti-Hütte (Fréboudze) besass keinen Hüttenwart; sie befindet sich in bester Ordnung und wurde ziemlich viel besucht. Diejenige der Aiguille Noire ist nun in gutem Zustand und hat genügend warme Decken; im Frühjahr wird sie noch mit Matratzen ausgerüstet werden.

Das feste Biwak am Col des Grandes Jorasses wurde im Juli wahrscheinlich durch Blitz zerstört.

Das Craveri-Biwak an der Nordscharte der Dames Anglaises wurde durch einen Stein seitlich durchstossen, Wasser sickert nun hinein; es dürfte nächstes Frühjahr repariert werden. Gleichzeitig wird auch ein zweiter Fussboden im Biwak am Col de la Fourche gelegt werden.

Das wichtige Estellettebiwak auf der Westseite der Mont-Blanc-Gruppe war diesen Sommer mit nur vier Decken ausgerüstet; auch war kein Küchengeschirr da. In gutem Zustand befindet sich dagegen immer noch das Lampugnani-Biwak am Pic Eccles.

Auch in diesem Jahre arbeiteten die einheimischen Führer und Träger gut; besonders waren sie auch stets bei den zahlreichen Unglücksfällen rasch zur Stelle. Führer Emile Rey, Sohn des nun älteren Führers Henri Rey, wirkte diesen Sommer wiederum mit Energie und gutem Sinn als Führerchef.

Ein Führer- und Trägerkurs fand statt: Übungen wurden wiederum bei den unteren Ostfelsen des Mont Chétif sowie am Brenvagletscher und am Col du Géant unternommen. Am

15. August fand in Courmayeur das jährliche Bergführerfest statt; wie üblich wurden die Eispickel und Seile vom Pfarrer gesegnet.

Ich komme nun zu den verschiedenen Hochtouren, die von gewisser Wichtigkeit sind. Die alpine Hochsaison begann in der Tat erst etwa Mitte Juli; vorher verhinderte der hohe Schnee jede schwierige Besteigung.

Vom 20. bis zum 23. Juli siegten die beiden sehr jungen Kletterer Walter Bonatti aus Monza und Luciano Ghigo aus Turin endlich über die Ostwand des Grand Capucin (3851 m). Diese Wand ist etwa 500 m hoch, ungewöhnlich glatt und dachförmig mit einer besonderen Dachformation gegiebelt; eine richtige Kapuze bedeckt diese originelle Granitzinne. Es war eines der letzten noch zu lösenden Kletterprobleme. Walter Bonatti, 22-jährig, ist Mitglied der «Pell e Oss» (Haut und Knochen) von Monza, eines alpinen Vereins, welcher verschiedene Asse des italienischen Alpinismus zu seinen Mitgliedern zählt. Ghigo, 24 Jahre alt, ist Lehrer des CAI Turin. Beide hatten schon im Sommer 1950 die furchtbare Wand zu ersteigen versucht und wurden nach drei Biwaks wegen Unwetters zur Umkehr gezwungen. Aber nun galt es: mit Dutzenden von Haken und Karabinern sowie Holzkeilen versehen, umkreisten sie vorerst die Zinne von Westen und überwandern mittels Stufen das Eiscouloir, stiegen dann noch ostwärts und gelangten auf die verschneiten Felsen in der Wand selbst.

Von morgens 3 Uhr bis 6 Uhr abends arbeiteten die beiden mutig und unentwegt, biwakierten dann etwa in der Mitte der Wand auf einer winzig kleinen Terrasse. Am nächsten Tag, dem 21. Juli, wurden die drei charakteristischen überhängenden Bänder des oberen Teils überwunden; somit kamen die beiden unter die Kapuze zu stehen, wo nochmals biwakiert wurde. Sonntag, den 22. Juli, wurde die Kletterei noch schwerer – das Wetter schlug um, ein bissiger Wind wehte. Drittes Biwak. Am vierten Tag überwandern sie endlich den letzten Teil: sie stiessen auf mehrere verschneite und eisige Platten, wo die Holzkeile sehr nützlich waren; weiter oben benutzten sie zum Überwinden der sogenannten «Dächer» zahlreiche Haken. So gelangten sie schliesslich gegen Mittag auf die ersehnte Spitze.

Um 21 Uhr des vierten, stürmischen Tages erreichten die zwei kühnen Kletterer die Torino-hütte. Man sagt, dass sie 200 Haken gebraucht haben. Ohne Zweifel war es eine verwegene Tat, obwohl «der Berg mit Eisen beschlagen» wurde.

In den gleichen Tagen (22.–23. Juli) bestiegen zwei deutsche Seilschaften (M. Schliesser, Heidelberg, R. Steinhof, Stuttgart, G. Wenninger und H. Braun – letzterer einhändig! – sowie H. Martini, beide ebenfalls aus Stuttgart, den Mont Blanc über die Brenva (Via Moore) bei ziemlich guten Verhältnissen. Am selben Tage durchquerten Richard Hechtel und Hermann Feustl aus Stuttgart die Aiguilles du Diable (Isolée ausgenommen), und zwar direkt vom Biwak de la Fourche aus. (Hechtel hat im Alleingang 1937 den Mont Blanc über den Peutereygrat bestiegen.) Sie verliessen um 6 Uhr das Biwak und gelangten abends 9 Uhr auf den Gipfel des Mont Blanc du Tacul. Sie hatten Schnee und Eis auf der Nord- und Westseite der Aiguilles du Diable gefunden.

Am 27. Juli bestiegen vier Deutsche: M. Schliessler, H. Martini, H. Feustl und R. Hechtel die Aiguille Noire de Peuterey von der Westseite aus (Via Ratti). Sie hatten in der Gamba-Hütte übernachtet; um 2.30 Uhr in der Nacht gingen sie los, um 5.30 Uhr waren sie am Einstieg im oberen Teil der Wand. Sie wandten sich zuviel nach rechts und kehrten zur Wandmitte zurück (etwa an der sogenannten *Kanzel*), wo sie biwakierten. Am nächsten Tage folgten sie dem üblichen Weg und kamen zur Spitze, mussten aber beim Abstieg auf der normalen (Südost-)Route biwakieren. Es war dies jedenfalls die fünfte und sechste Bezwingung der Westwand der Aiguille Noire de Peuterey. Hechtel sagte, dass der winkelrechte Kamin schwerer als derjenige nach der Überquerung auf der Nordwand der Lavaredowestspitze sei. Er schrieb mir, dass diese Besteigung der Westwand der Aiguille Noire de Peuterey eine der grossartigsten und schwersten

der ganzen Alpen sei, schwieriger noch als die Nordostwand des Badile. Es scheint tatsächlich, dass – nach der Aussage der besten Weltkletterer – diese Besteigung den Schwierigkeitskliminationspunkt darstellt, vielleicht allerdings mehr in Kraft und Ausdauer als in technischen Belangen.

Am 27. Juli bestiegen Hans Oertli mit Arturo Ottoz den Mont Maudit über die Kuffner-Route, welche in tadellosem Zustand gefunden wurde.

Am 27./28. Juli, bei schönstem Wetter, gelang Emile Bayle mit dem Führer Toni Gobbi die Bezwingung des Südgrates der Aiguille Noire de Peuterey (Gobbis sechste Besteigung dieses Grates).

28. Juli, drei Seilschaften: R. Merle mit dem Führer J. Franco, ferner A. Contamine und G. Robino und die Führeraspiranten M. Davaille und C. Gaudin bestiegen den Mont Blanc über die Via della Pera (7 Stunden 45 Minuten vom Col de la Fourche). Es ist dies die fünfte Besteigung des Grates. Nach Aussage von Franco soll diese Besteigung gefährlich, aber weniger schwer als diejenige der Via Major sein. Vom 29. Juli können wir die Besteigung des Mont Blanc über den Innominatagrät durch J. Gueret, Rolley und Thevenot melden.

29. Juli: Arturo Ottoz und Piero Nava aus Bergamo erkletterten den Trident du Tacul.

Am 30. Juli erreichten René Dittert und René Aubert, Jean-Jacques Asper und Alfred Tissières den Mont-Blanc-Gipfel über die Via della Pera (sechste Besteigung). Abmarsch vom Fourchebiwak um 2 Uhr, Ankunft auf dem Mont Blanc um 9.45 Uhr, Schnee wunderbar. Besteigung der «Birne» links über trockene Felsen (rechts Glatteis). Glatteis wurde auch an den oberen Mont-Blanc-Felsen gefunden. Asper stieg dann ganz allein über die Aiguille du Gôüter; um 17 Uhr desselben Tages war er wieder in Genf! Die Verhältnisse waren gut.

Eine andere prachtvolle Tat zweier Jungen: Piero Fornelli, 20jährig, und Giovanni Mauro, 24 Jahre alt, bezwangen am 30. Juli zum ersten Male die Zentralkante der Ost-Nordost-Wand des Mont Blanc du Tacul. Diese Wand hatten am 21. September 1946 Gervasutti und Gagliardone schon versucht, wobei Gervasutti beim Abseilen 400 m tief abstürzte. Es handelt sich bei dieser Kante um einen schneidenden Sporn von etwa 900 m Höhe. Die Zweierseilschaft verliess die Turinerhütte am Col du Géant um 1.30 Uhr in der Nacht des 29. September. Sie begegneten schon im ersten Teil Schwierigkeiten fünften Grades; nachdem sie eine schwierige Überquerung nach rechts, ferner einige schwere Glatzstellen überwunden hatten, für welche sie mehrere Stunden brauchten, mussten sie in einer Höhe von 4000 m biwakieren. Unter zunehmenden Schwierigkeiten folgten sie dann am nächsten Tage der Boccalatte-Gervasutti-Route an der Wand selbst und gelangten mittags auf den Gipfel des Mont Blanc du Tacul. Bei der Besteigung bemerkten sie (unerreichbar) auf einem Band den Rucksack und Eispickel Gervasuttis.

Mitte Juli bestiegen die Schweizer Ami Henry und Louis Botti (Montreux) mit Felix Julien junior den Mont Blanc über den Peutereygrät: Biwak am Col de Peuterey. Ende Juli, bei dem seit einigen Tagen herrschenden schönsten Wetter, wurde der Mont Blanc über die Sentinelle Rouge von Knoll und Senn (Innsbruck) bestiegen. Am selben Tage wurde auch die Via Moore (Brenva) von P. Badin und R. Duperron (Lyon) sowie von Madame J. Tessier du Cros und R. Vialatte (Paris) bezwungen.

Am 31. Juli wurde die Via della Pera von André Roch mit den Engländern Ian G. Charleson, Jack Carswell und Charles S. Tilly begangen. Fourchebiwak ab 00.45 Uhr, Mont-Blanc-Gipfel an 13 Uhr.

[Im *Alpine Journal* 1951, S. 259, ist auch noch eine Begehung der Route Major durch zwei englische Offiziere (Banks und Brooke) in der Nacht vom 16. zum 17. September (Vollmond) erwähnt. *Red.*]

Am 31. Juli erkletterten A. Duprey mit Gaston Rébuffat die Grandes Jorasses über den Hironnellesgrät.

Trotz schlechtem Wetter überquerten am 1. August Hans Oertli und Arturo Ottoz die Aiguille de Trélatète. Es folgten regnerische Tage mit Schnee in den oberen Regionen. Dennoch bestiegen R. Dittert, R. Aubert und A. Tissières die Grandes Jorasses über den Hirondellesgrat; Aufbruch von der Gervasutti-Hütte um 3 Uhr; Gipfel um 13 Uhr. Die Verhältnisse waren gut für den Hirondellesattel, weiter oben waren die Felsen trocken bis zum bekannten V. Die Risse waren nass und glitschig, die oberen Felsen eingeschneit. Um 18.30 Uhr gelangte die Seilschaft nach Lavachey.

Am 5. August, gegen 16 Uhr, kamen Anderl Heckmair (Sieger 1938 der Eigernordwand) und Hermann Kollensperger erschöpft zur Grandes-Jorasses-Hütte, nach einem vier Tage langen, unerhörten Kampf mit der Nordwand der Grandes Jorasses. Sie hatten die berühmte Wand durch die Via Cassin mit Variante nach Westen bezwungen. Heckmair selbst (er war 1944 in Courmayeur bei einem deutschen Skikurs!) erzählte mir im Oktober 1951 in München während des deutschen Himalayakongresses seine Abenteuer. Sie hatten die Leschauxhütte in der Nacht des 2. August verlassen; die Verhältnisse der Nordwand waren nicht besonders gut, und das unvermutet losbrechende Unwetter verschlechterte dieselben in ungeahntem Masse. Die beiden waren aber nunmehr schon hoch in der Wand; ein Zurückgehen wäre noch schwieriger und gefährlicher gewesen. Der Granit war mit Eis und Glatteis bedeckt, die Rinnen füllte frischer Lawinenschnee aus. Nach einem Biwak wurde die Besteigung fortgesetzt, aber schliesslich gegen Mittag wegen furchtbaren Sturmes abgebrochen. Zweites Biwak. Fortsetzung am 4. August früh trotz Schnee und unsicherem Wetter. Beim Überwinden einer Eisplatte wurde Heckmair von einer Lawine erfasst und stürzte; das Seil rettete ihn – er verlor aber den Hammer, und der Eispickel zerbrach. Er selbst hing an einem festen Haken. Weiter über ihnen, in einem Couloir, schlug der Blitz ein. Drittes Biwak. Um 10 Uhr des vierten Tages (Sonntag, 5. August) gelangten die beiden endlich auf die Walker-Spitze. Das war die achte Begehung des Walker-Pfeilers.

Langsam gestaltete sich der Abstieg auf der italienischen Seite, da beide ihre Hände verletzt und halb erfroren hatten. Kollensperger hatte auch seine Zehen erfroren. Der damalige Hüttenwart auf Grandes Jorasses, Roveja, empfing sie liebevoll und pflegte die Erschöpften; am nächsten Tage erreichten sie Chamonix; Kollensperger wurde im dortigen Spital behandelt; er hatte Erfrierungen zweiten Grades erlitten.

Nun folgte wiederum eine Woche schlechtes Wetter; trotzdem wurden normale Touren gemacht: so bestieg am 13. August Evaristo Croux in Regen und Schnee mit den Herren Gianni Moriggi und G. Negri die Grandes Jorasses. Zwei Österreicher erreichten am 15. August den Mont Blanc über die Brenvaflanke (Via Moore). Am 18. und 19. August war es wunderbar, obwohl in den Höhen über 4000 m wegen Schnee und Eis schlechte Bedingungen herrschten. Dennoch versuchte Piero Nava mit Arturo Ottoz, die Grandes Jorasses über den Hirondellesgrat zu bezwingen, wurde aber am bekannten V von riesigen Eiszapfen zurückgeschlagen! Die Besteigungen auf mittlerer Höhe waren noch möglich; so notierte man gerade in jenen Tagen (18.–20. August, Vollmondperiode) wieder zwei grossartige Bergtaten: die Wiederholung der Ostwand des Grand Capucin durch Luigi Ghedina und Dino Lacedelli, zweier «Dolomitenbesteiger» aus Cortina vom «Club degli Scoiattoli» (Eichhörnchen!), und die direkte Besteigung der Pointe Adolphe Rey seitens G. Lorenzis und H. Reys. Die ersteren bezwangen die furchtbare Wand in nur achtzehn Stunden; zwei Tage vorher hatten sie allerdings das gesamte Klettermaterial: Seile, Haken und auch Lebensmittel, zum ersten Biwak hinaufgebracht. Am 18. August wurde dann in drei Stunden das erste Biwak erreicht: Ghedina, der vorausging, stürzte in der sehr ausgesetzten Stelle der «Platten» (ein Holzkeil gab nach), glücklicherweise ohne Folgen. Um 19.30 Uhr desselben Tages gelangten die beiden zum zweiten Biwak, gingen aber weiter, erreichten das dritte Biwak unter der Kapuze und überwältigten im Vollmond-

schein und unermüdlich noch zwei der berüchtigten «Dächer». Um 1 Uhr nachts (am 19. August) befanden sich die beiden kühnen Kletterer auf dem Gipfel. Bei der Gelegenheit wurde sogar der erste absolute Abstieg des Grand Capucin durch diese Ostwand ausgeführt, indem die beiden die ganze Wand mit Doppelseilen hinunterkletterten: Lacedelli hatte beim Aufstieg auf einem unteren Band seine Uhr liegen gelassen, die er sich unbedingt wieder holen wollte. Bei dieser Tour wurden nicht weniger als 120 Haken verwendet (40 steckten von der ersten Seilschaft Bonatti-Ghigo her schon im Fels)!

Am 20. August bestieg Guido Lorenzi vom «Club degli Sciottoli» aus Cortina d'Ampezzo in Begleitung von Henry Rey aus Courmayeur in sieben Stunden die Pointe Adolphe Rey über die Südwand: es soll dies eine Besteigung sechsten Grades sein: die Kletterei besteht in der Überwindung einer Reihe von Platten und überhängenden Kaminen.

Am 29. August bezwang ich mit Arturo Ottoz die Aiguille de l'Aigle (3518 m) über den noch nie begangenen langen und luftigen Ostgrat, eines der letzten Probleme auf dieser Seite des Miagegletschers. Nach einem Biwak in der Nähe des Gletschers überwandern wir die zahlreichen Gendarmen des 1300 m langen, schneidigen Grates; im oberen Teil gibt es viele exponierte Stellen mit Schnee und Eis (vom Biwak aus 8½ Stunden).

Am 5. September eröffneten wir eine neue Route auf die Aiguille Savoie (3604 m) über die glatte Südwestwand. Ottoz hatte anfangs mit der gewohnten Geschicklichkeit und Gewandtheit einen überhängenden, nassen und glatten Kamin (15 m hoch), wo keine Möglichkeit bestand, Haken einzuschlagen, überwunden; es folgte ein weiterer 60 m hoher Kamin, ebenfalls überhängend und exponiert. Die Besteigung ging mit immer erheblichen Schwierigkeiten weiter bis zum Sattel am Südgrat (Preuss-Weg) unter der Spitze. Hier ist eine weitere sehr schwere und heikle Stelle, an der man wieder in die Südwestwand hinüberwechseln muss. Etwa sieben Stunden wurden von der Trioletthütte bis zum Gipfel gebraucht.

Vom 7. bis 8. September wiederholten die französischen Führer Pierre Julien und Michel Bastien die sehr schwere Route über die Südwestkante der Pointe Gugliermina, die zum erstenmal am 17./18. August 1938 von der Seilschaft Boccalatte-Gervasutti begangen wurde.

In den ersten Septembertagen wiederholten Führer Lionel Terray und Träger R. Emeric sowie Führer Michel Bastien und O. Garetta in 12 Stunden die Besteigung der Westwand der Aiguille Noire de Peuterey, mussten aber im Abstieg biwakieren.

Am 8. September gelang den Führern F. Salluard und T. Busi die erste Besteigung des Ostgrates der Pointe Adolphe Rey.

Am 12. September bestiegen Arturo Ottoz und der junge Piero Nava aus Bergamo die Crétier-Spitze (3574 m) in der Dames-Anglaises-Gruppe, und zwar *ohne* Hilfe einer Stange, wie sie die ersten Besteiger (L. Binel und A. Crétier am 4. August 1928) beim Überwinden der überhängenden, glatten Platte etwa auf halber Höhe der Zinne benutzt hatten. Ottoz hat nur einige Haken gebraucht: er saugte sich an winzig kleinen Rissen fest. Die Bezwingung der Zinne allein dauerte volle vier Stunden.

Am 22. September gelang dem gleichen Führer Arturo Ottoz und Piero Gallo aus Biella bei unsicherem Wetter die Besteigung des Mont Blanc über die Via Major. Es fing an zu schneien, als sie gerade die Schwierigkeiten überwunden hatten, das heisst die letzten Séracs. Um 13 Uhr waren die beiden auf dem Gipfel und um 18 Uhr am Col du Midi.

Im Oktober endlich bestiegen P. Knecht und Bernard Pierre mit dem Führer Gaston Rébuffat den Mont Blanc über den Innominatagrät. Die Verhältnisse waren völlig winterlich. Zeiten: Courmayeur ab 8 Uhr früh, 11.30 Uhr Gamba-Hütte, 18 Uhr Lampugnani-Biwak. 17. Oktober: Biwak ab 7.30 Uhr, Mont Blanc 15.45 Uhr; Grands Mulets 18 Uhr.

Was die *Führertarife* anbelangt, so sind dieselben im Vergleich zum vorigen Jahre etwas erhöht worden. So waren zum Beispiel die Tarifsätze für den Mont Blanc über den Peuterey-

grat 45 000 Lire (voriges Jahr 40 000 Lire) und über die Via Major 50 000 Lire (voriges Jahr 40 000 Lire). Die Besteigung der Aiguille Noire de Peuterey über den Südgrat kostete dieses Jahr 50 000 Lire, Grandes Jorasses über den Westgrat 32 000 Lire (25 000 Lire), Dent du Géant, Normalroute, 7500 Lire (6000 Lire), Grandes Jorasses, Normalroute, 16 000 Lire (14 000 Lire). Auch die Preise des Mont Blanc über die gewöhnliche Route wurden erhöht: 20 000 Lire (an Stelle von 16 000 Lire im Jahre 1950) von der Gonella- oder Torinohütte aus.

Ich komme nun zu den *Unglücksfällen*:

Am 17. Juli entging eine Gruppe von Bestiegern aus der Lombardei knapp einer gewaltigen Eislawine, welche vom Domgletscher herunterfegte. Nur Ambrosio Monticelli (38 Jahre) brach sich den linken Arm. Am 2. August bestiegen Ing. George Bower aus Derby und Alfred Norman How aus London (heute zwei treue Courmayeurgäste) die Isolée in der Dames-Englaises-Gruppe: bei den letzten überhängenden Kaminen traf ein Stein Norman und zerquetschte ihm einen Fuss; es gelang ihm mit grösster Mühe, die Gamba-Hütte zu erreichen; er wurde nach Courmayeur gebracht, wo ihm der Fuss eingegipst wurde.

Am 13. August stürzten zwei erstklassige junge Bergsteiger vom CAI Turin, Angelo Lingua (31 Jahre) und Gianpaolo Fenoglio (29 Jahre) bei der Ersteigung des Südgrates der Noire de Peuterey ab. Sie begannen die Kletterei schon bei schlechtem Wetter; Gestein und Wände waren mit Glatteis bedeckt. Angeblicher Weise ist der eine bei der schwierigen Überquerung unterhalb des Welzenbach-Turmes ausgeglitten; sein Begleiter wurde mitgerissen. Beide fielen bis zum Fuss des Pic Gamba. Bei der Leiche Linguas wurde ein gebrochener Karabiner aufgefunden; man weiss nicht, ob der Unfall dadurch verschuldet wurde.

Mitte August veröffentlichten die Zeitungen ausführliche Artikel über das Verschwinden dreier junger Turiner Bergsteiger im Gebiet der Grandes Jorasses; es sind dabei die unmöglichsten, sensationellsten Nachrichten herumgeboten worden. Inzwischen war die Seilschaft bei dem schlechten Wetter einfach von der Turinerhütte über die Mer de Glace nach Chamonix abgestiegen! Immer wieder sei den Touristen dringend empfohlen, im Hüttenbuch oder beim Hüttenwart ihr Ziel anzugeben.

Am 15. August stürzten beim Abstieg auf der Normalroute der Dent du Géant Annibale De Molli, Präsident des CAI Gavigrate (44 Jahre alt), Frau Claudia Clivio Boerchi (24jährig) und Paride Salvini (25jährig) aus Germonio (Varese) ab. Es scheint, dass De Molli als erster ausrutschte und seine Gefährten mitriss. Boerchi, der Gatte der genannten Dame, befand sich in einer anderen (folgenden) Seilschaft und hatte glücklicherweise den Absturz nicht mitansetzen müssen; um den armen Ehemann zu schonen, verheimlichte der Führer das Unglück, bis sie an der Zinne angelangt waren: dann erst wurde Alarm gegeben.

Die Zahl der Unglücksfälle wächst immer noch: am 23. August stürzte Fabio Loy (23 Jahre), Leutnant der «Alpini», beim Aufstieg zur Pointe Helbronner durch Steinschlag im Couloir bis zum Toulagletscher ab und war auf der Stelle tot.

Am 28. August wollte sich ein junger Deutscher aus Berlin, namens Horst Kümsenam, allein zur Gonella-Hütte begeben. Auf einem Schneeang, kaum dass er den Miagegletscher verlassen hatte, glitt er aus. Zwei englische Ärzte, welche zufällig in der Nähe waren, retteten ihn und harreten bei ihm die ganze Nacht aus. Ich traf sie am nächsten Tag auf dem Gletscher selbst, auf dem Wege nach Courmayeur, wo sie einige Träger holen wollten. Der Junge wurde am gleichen Tag zum Combalsee und später nach Courmayeur und ins Spital nach Aosta gebracht.

Am 30. August stieg Alfred Ebermann aus Wien (38 Jahre), welcher 1938 Funker des Flugzeuges der Bauerschen dritten Expedition zum Nanga Parbat war, mit Karl Stein (26 Jahre), ebenfalls aus Wien, zur Grandes-Jorasses-Hütte. Am nächsten Tag, ziemlich spät wegen der unsicheren Witterung, verliessen sie die Hütte, gerieten in Nebel und Sturm und erreichten die

Grandes-Jorasses-Spitze erst spät am Nachmittag. Bei der Rückkehr gelangten sie endlich müde zu den Reposoirfelsen, wo sie zu biwakieren gedachten. Plötzlich stürzte Ebermann mitsamt dem Seil, das sie eben gelöst hatten, in eine Spalte. Sein Gefährte (so erzählte er mir selbst) rannte nach der Hütte, um Hilfe zu holen. Die Hütte war mit «Alpini» der militärischen Kletterschule besetzt; sofort wurde eine Hilfskolonne gebildet – als sie aber an Ort und Stelle kam, war Ebermann schon verschieden. [Siehe Nekrolog in *Österreichische Alpenzeitung* 1952, 23–25.]

Am 20. Oktober wurde am Col du Géant das Unterdachbringen des neuen Hotels gefeiert; etwa 70 Personen waren anwesend, unter anderen der Tourismusleiter für das Aostatal, Prof. Albert Deffeyes, Baron Emanuele Andreis, Präsident des CAI Turin, der Bauarchitekt, Ing. Locchi, Rechtsanwalt Tedeschi und viele andere bekannte Bergsteiger und Führer. In der vorhergehenden Nacht hatte es wacker geschneit, so dass sich das ganze Gebirge in winterlichem Glanze zeigte.

Als der Priester gegen elf Uhr morgens die Messe las, brach die Sonne strahlend und leuchtend durch. Nachher wurde in der neuen kleinen Hütte (neben der alten Margherita-Hütte), die jetzt als Wohnung für die Arbeiterschaft dient, eine Erfrischung serviert und bei zündenden Reden auf die internationale Bruderschaft angestossen.

Piero Ghiglione

BERNINAGEBIET, BERGELL und RÄTIKON

Die neue Tschivahütte wurde im Oktober 1951 eingeweiht. Ihre Erstellung war notwendig, da die alte Hütte, welche auf einer Moräne stand, durch das langsame aber stete Abbröckeln einzustürzen drohte und abgebrochen werden musste. Die neue Hütte, ein stattlicher Steinbau, steht etwas höher, ungefähr eine Viertelstunde südwestlich des alten Hüttenplatzes. Sie bietet Platz für 50 Personen. Bewirtschaftet wird die Hütte nunmehr durch die Frau des bisherigen Hüttenwartes Bergführer Johannes Götte, welcher anlässlich der Lawinenkatastrophe von Zernez im Januar 1951 leider sein Leben verlor.

Die Albignahütte soll ebenfalls neu erstellt werden, da sie den Anforderungen schon längst nicht mehr genügt. Bereits ist der neue Standort durch den Präsidenten der Sektion «Hoher Rohn» und den Zentralhüttenchef gefunden worden. Die Hütte wird auf der gleichen Talseite an einem etwas höher gelegenen Ort erstellt werden, da der alte Standort gerade noch knapp unter den Wasserspiegel zu liegen käme, falls der längst geplante Albignastausee einmal zur Ausführung gelangen sollte. Als Folge davon könnte der mühsame Anmarsch zum Einstieg des Ago di Sciora im Boot zurückgelegt werden!

Die kleine Garschinahütte am Fusse der Sulzfluh im Rätikon ist von der Sektion Rätia und dem Churer Kletterklub, der sie betreut, zu einem richtigen Bergsteigerheim eingerichtet worden. Sie bietet nun Platz für 12 Personen, besitzt ausserdem eine Anzahl Notlager und ist ein sehr günstig gelegener Stützpunkt für zahlreiche Felsfahrten aller Schwierigkeitsgrade im Gebiet der Sulzfluh und Drusenfluh. Da die Hütte ganz in der Nähe der Grenze gelegen ist (20 Minuten vom Drusentor), ist sie geschlossen. Die Schlüsseldepots befinden sich in St. Antonien/Rüti, Partnun und Schuders.

Schliesslich wurde auch die Jürg-Jenatsch-Hütte im Piz-d'Err-Gebiet umgebaut und erweitert. Sie hat nun Platz für 38 Personen und verfügt über einen heimeligen Winterraum.

Im Bergell wurde die letzte der grossen Nordkanten ersterstiegen: der Italiener Bonatti bezwang anfangs August mit drei weiteren Kameraden aus Monza in zweitägiger, äusserst schwieriger Kletterei die Nordkante des Pizzo Badilet (von den Italienern Punta St. Anna genannt). Die allergrössten Schwierigkeiten sollen die ersten 200 m der Kante bieten, eine steile, völlig

ungegliederte Granitkante. Diese äusserst schwierige Felsfahrt dürfte in den sechsten Schwierigkeitsgrad einzureihen sein. Bereits wurde deren zweite Begehung durchgeführt, und zwar ebenfalls durch einen Italiener, den bekannten Milanese Alpinisten Gian Battista Cessana.

Dieser führte auch die dritte Begehung der Gallo-Nordwestkante durch, und zwar in der erstaunlich kurzen Zeit von nur sechseinhalb Stunden reiner Kletterei.

Auch die Sciora-di-fuori-Nordwestkante wurde erstmals seit drei Jahren wieder erstiegen. Ein grösserer Bergsturz im obersten Drittel der Kante hatte die bisherige Route ungangbar gemacht und schon eine ganze Anzahl Seilschaften zur Umkehr gezwungen, darunter bekannte italienische, deutsche und österreichische Kletterer. Am 26. August 1951 gelang der Aufstieg auf teilweise neuer Route den zwei Schweizer Seilschaften Mani-Grimm und Bernhard-Condrau. Die durch die Brüchigkeit der Abbruchstelle entstandene objektive Gefahr ist nicht so gross, wie verschiedentlich geschildert wurde, vorausgesetzt allerdings, dass man sich nicht verleiten lässt, nach rechts in die Südwand hinauszuzugieren, über deren Bänder auch ein Durchstieg möglich zu sein scheint. Doch ist diese Felspartie noch in Bewegung und gefährlich.

Die Besteigung der Sciora-di-fuori-Kante hat von ihrer früheren Schönheit nichts eingebüsst, sondern ist im Gegenteil noch interessanter geworden. Doch ist diese Tour durch die neue Routenführung schwieriger und anstrengender geworden, so dass der Aufstieg heute mit der oberen Grenze des fünften Grades zu bewerten ist.

Die Nordostwand des Piz Badile, welche in den letzten Jahren mehrere Besteigungen zu verzeichnen hatte, konnte im Sommer 1951 nicht begangen werden, da diese Wand zufolge eines Felsabbruches ausserordentlich steinschlaggefährdet war. Angesichts des mit Steinen und Felsbrocken übersäten Gletschers am Fusse der Wand verzichteten verschiedene prominente Anwärter, welche sich bereits auf der Sciorahütte eingefunden hatten, vernünftigerweise von Anfang an auf einen Durchstiegsversuch.

Der Bergeller SAC-Führer, welcher schon seit Jahren nicht mehr «à jour» war, ist nunmehr vergriffen. Das Zentralkomitee des SAC hat dessen Neuherausgabe beschlossen und den Präsidenten der Sektion «Hoher Rohn», Dr. Hans Grimm (Wädenswil), mit dessen Neubearbeitung betraut. Vorschläge und Beschreibungen von Neutouren sind an ihn zu richten.

Aus dem Rätikon ist eine beachtenswerte Winterbegehung zu melden: Uli Wyss und Ruedi Müller (beide Alpiner Ski-Club Zürich) durchstiegen am 23. Dezember 1951 zum erstenmal im Winter die sehr schwierige Südwestwand der Sulzfluh. Die Wetter- und Schneeverhältnisse sollen ziemlich günstig gewesen sein, was den beiden Kletterern den Aufstieg in verhältnismässig kurzer Zeit ermöglichte, nicht zuletzt auch dank ihrer guten Form und genauen Routenkenntnis. Der Abstieg vom Gipfel erfolgte durch das Gemstobel.

Anlässlich der Lawinenkatastrophen im Januar 1951 hat Pontresina zwei seiner bewährtesten Bergführer verloren: Johannes Götte und Julius Rähmi wurden an der Ofenbergstrasse zusammen mit vier weiteren Helfern von einer Nachlawine überrascht, als sie dem unter den Schneemassen begrabenen Wegmacher von Zernez Hilfe zu bringen versuchten. Alle sieben, samt dem treuen Lawinenhund, fanden dabei den Tod und konnten erst nach wochenlanger mühsamer Sucharbeit ihrem Schneegrab entrissen werden. Die Trauer um diese tapferen Männer, welche ihr Leben aus echter Hilfsbereitschaft geopfert haben, war allgemein und ging weit über die Grenzen des Engadins hinaus.

Als erste Sektion des SAC hat die Sektion «Rätia» ein Stahlseilgerät angeschafft und auch bereits ihre Rettungsmannschaft mit dessen Handhabung vertraut gemacht. Deponiert ist dieses neuzeitliche Rettungsgerät in Chur, von wo aus es für schwierige Bergungen verhältnismässig rasch überall im Bündnerland eingesetzt werden kann. – Geplant ist, ein weiteres solches Gerät auch im Engadin zu deponieren (speziell für das Berninagebiet und das Bergell).

Hans Bernhard

NEUSEELAND

Die Saison 1950/51 zeigte eine bemerkenswert rege Tätigkeit nicht nur im Gebiet des Mount Cook, sondern in den ganzen Südalpen. Eine grössere Zahl von Partien aus beiden Inseln suchten die weniger leicht zugänglichen Täler mit bestimmten Zielen auf und führten ihre Pläne auch erfolgreich durch. Sie verdankten es teilweise dem Wetter, das besser war als gewöhnlich. Diese Saison war ein ermutigender Beweis für die gesunde Entwicklung des Bergsteigens in Neuseeland.

Der Jahresbericht des NZAC verzeichnet eine Zunahme der Mitglieder von 737 auf 793. Die Ehrenmitgliedschaft des Klubs wurde den Herren G. Winthrop Young und N. E. Odell verliehen. Das bemerkenswerteste Ereignis des Jahres war das diamantene Jubiläum des Klubs. Der 50. Jahrestag 1941 fiel in die Kriegszeit, als keine Festlichkeiten möglich waren. Der 60. aber wurde im Juni 1951 mit einer prachtvoll organisierten Weekend-Party in der «Hermitage» begangen, zu der 143 Mitglieder erschienen. Am ersten Abend fand ein Bankett mit Festreden statt, der nächste Tag war Konferenzen und Exkursionen gewidmet. Am zweiten Abend erzählten alte Mitglieder Erinnerungen aus vergangenen Tagen; von vier englischen Mitgliedern waren spezielle Chroniken für diese Gelegenheit niedergeschrieben worden, die im Flugzeug von England herüberschickt wurden. Lange nach Mitternacht erst wurden die Lichter gelöscht... und Peter Graham erzählte wieder einmal seinen gespannten Zuhörern die unheimliche Geschichte vom Geist in der Hooker-Hütte.

Ein eigenartiges Zusammentreffen war es, als der Veteran Arthur P. Harper, jetzt 86 Jahre alt, und J. Adamson, der Manager der «Old Hermitage» in den neunziger Jahren, sich wieder begegneten. Sie hatten sich nicht mehr gesehen seit dem 13. März 1895, dem Tage, an dem Harper sich allein auf den Weg gemacht hatte, um über den Hooker-Gletscher zur Westküste hinüberzugehen, während Adamson Zurbriggen über den Tasmangletscher zum Green's Biwak begleitete, von wo aus Zurbriggen am 15. März allein den Mount Cook bestieg.

In der Saison 1950/51 wurden verschiedene Neubeggehungen an grossen Bergen ausgeführt. Ganz im Süden bezwang eine Viererseilschaft unter der Führung von Dr. Rodda in grossartigem Anstieg den furchtbaren *Mount Tutoko* über seine Westflanke und den Südgrat. Diese Seite des Berges wurde seinerzeit von frühen Pionieren zuerst erkundet; sie hatten hier jedoch keinen Erfolg, nicht weil es ihnen an Mut fehlte, sondern weil es noch keine moderne Technik und die entsprechende Ausrüstung gab. Die ganze Bergfahrt stellt sehr hohe Ansprüche: das Lager im Tal ist durch Schwärme von Sandfliegen bedroht; dann kommt eine Zone von dichtem und weglosem Busch. Danach muss man sich durch eine Folge von steilen Felsrippen mühsam hinaufarbeiten bis zum Zungenende eines sehr spaltenreichen Gletschers, den man bis zu einem gefährlichen Couloir verfolgen muss. Dieses Couloir führt zum Südgrat, und zwar oberhalb des bekanntlich nicht erkletterbaren 400-Fuss-Pfeilers, jener schon aus weiter Entfernung sehr auffallenden Erscheinung.

Der *Mount Aspiring* hatte mehr Besucher als gewöhnlich. Eine Seilschaft, der dieses Gebiet noch unbekannt war, wandte sich – offenbar irrtümlicherweise – dem unerstiegenen «Coxcomb-Grat» zu und gelangte bis 50 m unter den Gipfel, bevor sie sich zum Rückzug entschloss, mehr aus Sorge vor dem Wetter als wegen unüberwindlicher Hindernisse. Sie biwakierten an einer bedenklichen Stelle dieses ungewöhnlich brüchigen Grates.

Vom *Mount-Cook-Gebiet* ist als besonders bemerkenswert die vollständige Überschreitung von Lendenfeld, Tasman und Torres durch N. Hamilton, J. Lange und L. Cleveland zu berichten. Sie gingen vom Pioneer-Biwak aus und gelangten bis zum Katie Col, wo sie einige Tage vorher eine Schneehöhle gebaut hatten. Die untere Hälfte des Tasman-Westgrates, die sie im Abstieg begingen, bis zum Gipfel des Torres über dessen Ostgrat waren noch Neuland. Das

erste unbekannte Stück zum Col stiegen sie auf einer steilen, aber zuverlässigen Rippe von rotem Sandstein ab. Am Torresgrat wurden sie jedoch ernsthaft aufgehalten, weil sie sich überlegen mussten, wie sie am besten hinter eine Reihe von pilzförmigen Eistürmen gelangen könnten, die nicht zu überklettern waren. Schliesslich gelangten sie um Mitternacht zu ihrer Schneehöhle, 21½ Stunden nach dem Start. Vom Marcel Col an hatten sie den ganzen Tag lang eine sonderbare Begleiterin gehabt, eine grosse schwarze Schmeissfliege, die in der Schneehöhle aus einem der Rucksäcke wieder auftauchte, um dann den Flammentod in einer Kerze zu finden!

Eine andere bedeutende Leistung war die erste Besteigung des *Elie de Beaumont* über den *Maximilian-Grat* durch eine Viererseilschaft. Es waren H. E. Riddiford, E. Cotter, E. Hillary und G. Lowe, dieselben, welche später die erste neuseeländische Himalaya-Expedition bildeten und den Mukut Parbat (7242 m) eroberten. Die Elie-de-Beaumont-Expedition muss fast ebenso mühevoll gewesen sein wie diejenige im Himalaya. Sie brachen von der Malte-Brun-Hütte auf und schleppten ihren Proviant für zwei Wochen selbst. Den Tasmansattel überschreitend, gelangten sie zum Murchison-Gletscher und dann über den Whymper-Sattel den Whymper-Gletscher hinunter. Die nächste Etappe bestand in der Überschreitung der Maximilian-Kette über den noch unbegangenen Callery-Sattel zum Burton-Gletscher, an dessen Rand ein bequemes Felsbiwak der Partie bereits von Erkundungen des Vorjahres bekannt war. Von dort stiegen sie wieder hinauf und erreichten den Grat näher dem Gipfel. Mit diesem Grat hatten sie einen recht spannenden Kampf zu bestehen, weil er ihrem Vorwärtskommen den meisten Widerstand entgegengesetzte. Beim Abstieg auf der Normalroute teilte sich die Gruppe in zwei Seilschaften: Riddiford und Cotter gingen über den Sattel zwischen Elie und Walter, um erstmals über den gewundenen Spencer-Gletscher abzusteigen; dann kehrten sie am nächsten Tage zum Burton-Biwak zurück und wanderten schliesslich, nach vierzehntägiger harter Arbeit, hinaus nach Waiho. Hillary und Lowe, von denen einer an Windpocken erkrankt war und sich schlecht fühlte, überschritten den Walter und kehrten so zu ihrem Ausgangspunkt, der Malte-Brun-Hütte, zurück.

B. S. Gillies und Harry Ayres begingen Neuland, als sie den *Hamilton* überschritten und die Tour über den noch jungfräulichen Nordostgrat des *Malte Brun* fortsetzten. Dieser Grat, der aus festem rotem Sandstein besteht, verschaffte ihnen die beste und längste Felskletterei in ihrer bisherigen Bergsteigerlaufbahn. Übrigens eine nützliche Entdeckung in einer Gruppe, in der es guten Fels so selten gibt, dagegen gutes Eis im Überfluss! Harry Ayres und Mrs. Ashurst bestiegen von der Haast-Hütte aus den *Dampier*, gingen über seinen steilen eisigen Westgrat zum David's Dome und kehrten schliesslich, nach einer strengen Tour von 22 Stunden, über den *Dampier* zur Haast-Hütte zurück.

Drei neue Hütten sind zu nennen: die erste wurde auf dem Wright Col für die Bergsteiger von Earnslaw gebaut, zur Erinnerung an W. R. Esquilant, der 1946 am Walliser Weisshorn verunglückte. Die zweite Hütte will den Besteigern des Ruapehu dienen, des höchsten Gipfels auf der Nordinsel. Die dritte, die Unwin-Hütte – zur Erinnerung an Dr. Unwin, der ein Legat dafür ausgesetzt hatte –, steht nur 2½ Meilen von der «Hermitage» entfernt. Sie soll eine Basis für Klubmitglieder im Gebiet des Mount Cook und ein Zentrum für bergsteigerische Ausbildungskurse bilden. Man hat hier eine prächtige Aussicht vom Sefton bis zum Rotten Tommy; die Hütte fasst dreissig Personen. Auch bei der sehnlichst erwarteten Murchison-Hütte sind Fortschritte zu verzeichnen. Der Platz wurde ausgewählt und vorbereitet; ein Teil des Baumaterials wurde aus der Luft abgeworfen.

Wir betrauern den Tod von W. A. Kennedy, der im hohen Alter von 85 Jahren starb. Während seines langen, tätigen Lebens hatte er eine Sammlung von mehr als 15 000 Diapositiven zusammengebracht; sie umfassen die meisten guten Bergbilder, die in Neuseeland seit mehr als

einer Generation aufgenommen worden sind. Sie standen während seines ganzen Lebens seinen Freunden zur Verfügung und sind dem NZAC und dem «Canterbury Mountaineering Club» gemeinsam hinterlassen worden, um auch in Zukunft wertvolle Dienste zu leisten. Ein schwerer Unfall ereignete sich: beim Abstieg vom Marcel Col über dem Fox-Firn glitt D. W. Howe aus, und obgleich er nur ein paar Schritte weit stürzte, schlug er mit dem Kopf unglücklich auf. Er verlor das Bewusstsein und starb in der zweiten Nacht während eines Schneesturmes, bis zu seinem Ende von seinem Freund Mr. Newmarsh betreut. Dieser war unter eigener Lebensgefahr bei ihm geblieben, während die beiden jüngeren Mitglieder der Seilschaft von dem entfernten Fox-Hotel Hilfe zu holen versuchten.

Der freundschaftliche Wettstreit, wer der erste sein würde, alle siebzehn Gipfel über 10 000 Fuss (3048 m) bestiegen zu haben, wurde in der Saison 1950/51 ausgetragen, wie ich das schon in der «Rundschau» des letzten Jahres vorausgesagt hatte. Andrew Anderson war der Sieger. Mit der Ersteigung des Dampier am 26. Dezember beschloss er seine Sammlung. Er wiederholte dabei die schöne Route Bert Barleys vom Linda-Gletscher zum Vancouver und weiter über den Nordgrat. Es war die Krönung seiner 25 Bergjahre in den vielen Gebieten der Südalpen. Keiner seiner Rivalen wird ihm seinen Erfolg missgönnen! *H. E. L. Porter*

ROCKIES

Das bergsteigerische Hauptzentrum in den Rockies der USA war das Lager des «Colorado Mountain Club» in der Wind-River-Kette in Wyoming. Der Klub hatte den fast unbekanntem mittleren Abschnitt der Kette als Standort für das Lager ausgewählt. Wie erinnerlich, wurde dieses Gebiet zum ersten Male im vorhergehenden Jahre von Bergsteigern aufgesucht, als Bell, Sargent und Fox (s. *Berge der Welt* V, S. 239) diese Gruppe von Norden nach Süden längs des Kamms begingen und dabei eine Reihe von Erstersteigungen machten. Einige davon wurden von Gruppen des Klubs wiederholt; ausserdem wurde der North Cleft Peak erstmalig und der Mount St. Michel auf einer neuen Route bestiegen.

In der Sierra Nevada erzwangen einige «Bergingenieure» den Aufstieg auf mehrere neue Gipfel, indem sie sich mit Mauerhaken und Federzugbolzen hinaufhämmerten. John Salathé und Allen P. Steck erstiegen als erste die Nordwand des Sentinel Rock im Yosemiteal; diese Kletterei beanspruchte vier Tage und fünf Nächte. Weiter im Süden eroberten Philip C. Bettler, William Siri und James Wilson den Castle Rock Spire am Middle Fork des Kaweah River nach einer langen Belagerung.

In den Coast Ranges der USA wurde eine ungewöhnliche Leistung vollbracht: die Winterersteigung des Mount Olympus, der entlegenen und schwer zugänglichen Kulmination der Olympic Mountains auf der gleichnamigen Halbinsel im Staate Washington. Das Wetter ist hier sehr unbeständig (mit sehr ausgiebigen Niederschlägen). Infolgedessen haben sich auf der pazifischen Seite des Gebirges riesige Regenwälder angesiedelt, und die hohen Gipfel tragen eine mächtige Schneedecke. Der lange Anmarsch durch dichtbewaldetes Gebiet und über mehrere hohe Kämme macht die winterliche Besteigung dieses Gipfels zu einem ernsthaften Problem. Der gesamte Proviant, Schlafsäcke, Zelte usw. für eine vier- oder fünftägige Tour mussten auf eigenem Rücken durch schwieriges Gelände getragen werden. Die erfolgreiche Mannschaft – Chuck Allyn, Peter und Paul Schoening – konnte sich auf die Erfahrungen ihrer früheren Angriffe stützen und erreichte schliesslich den Gipfel am 23. Februar 1951.

In der Coast Range von British Columbia vollbrachte eine Gruppe von acht kalifornischen Bergsteigern die bewundernswerte Leistung der zweiten und dritten Besteigung des Mount Waddington-Hauptgipfels, und zwar am gleichen Tage auf verschiedenen und neuen Routen.

Eine Seilschaft ging über die Ostwand, die andere erstieg die Nordflanke. Die Erstersteigung wurde im Jahre 1936 von Westen her gemacht.

Ausserdem glückten ihnen noch weitere Besteigungen in diesem Gebiet, und zwar waren es meist Erstbesteigungen oder neue Routen. Sie waren im Flugzeug gekommen und auf einem See über dem westlichen Arm des Homathko River niedergegangen. So erreichten sie ein höchst unzugängliches Gebiet in denkbar kurzer Zeit und mit allen erforderlichen Hilfsmitteln. Der Rückweg führte sie etwa fünfzig Meilen in östlicher Richtung durch schwer gangbares Gebirgsland zur nächsten Ranch.

Der Mount Logan (6050 m) im Yukongebiet, der höchste Berg Kanadas, der 1925 von der amerikanisch-kanadischen Expedition unter Leitung von Captain McCarthy erobert worden war, wurde im vergangenen Sommer zweimal bestiegen: also die zweite und dritte Besteigung. Norman H. Read, einer der Teilnehmer von 1925, hatte sich entschlossen, festzustellen, ob die seither vergangene Zeit ihn in seiner Fähigkeit, die Schwierigkeiten einer solchen Expedition zu meistern, beeinträchtigt hätte. Seine Gefährten waren: André Roch vom Schweizerischen Institut für Schnee- und Lawinenforschung, Weissfluhjoch-Davos, und Severet Jacobsen von Chitina, Alaska. Sie flogen am 8. Mai von Cordova, Alaska, zum Ogilvie Glacier und warteten dort achtzehn Tage auf das Flugzeug mit ihrem Gepäck. Als es schliesslich kam, wurde ihr Material so unglücklich abgeworfen, dass es acht Meilen weit über den Gletscher verstreut war. Ein Teil davon konnte überhaupt nicht mehr aufgefunden werden, so dass auch der Proviant recht knapp war. Trotzdem entschieden sie sich, den Gipfel anzugehen. Zwölf Tage verbrachten sie in einer Höhe von über 4270 m und erlebten schlimmere Schneestürme als 1925. Die Temperaturen gingen bis -26° C herunter, einmal wurde das Zelt durch den schweren Schnee eingedrückt und zerrissen. Von einem Lager bei ungefähr 5330 m war Jacobsen abgestiegen, um Proviant zu holen. Da brach ein dreitägiger Schneesturm los, so dass er mit den notwendigen Lebensmitteln nicht zurückkehren konnte. Obgleich sie nur noch für vier Tage Nahrung hatten, beschlossen Read und Roch, einen Angriff auf den Gipfel zu versuchen. Sie hofften nämlich, eine Proviantkiste aufzufinden, die während der Expedition von 1925 auf 5640 m zurückgelassen worden war. Diesen Proviant fanden sie zwar nicht, aber es gelang ihnen trotzdem, den West- und Mittelgipfel zu erreichen, und zwar am 17. Juni 1950, sechs Tage vor dem 25. Jahrestag der Erstersteigung. Auf der Anstiegsroute stiegen sie wieder bis zum Ende des Chitinagletschers ab, von wo aus ein Flugzeug sie nach 51 Tagen in Eis und Schnee in die zivilisierte Welt zurückbrachte. Am Chitinagletscher trafen sie drei Studenten von der University of Alaska, die unterwegs zum Mount Logan waren. Einer wurde von Jacobsen aus einer Spalte gerettet. Diese Seilschaft unter der Führung von Gordon Herreid konnte für ihre Bergfahrt viel von dem Material und der Ausrüstung benutzen, das Read zurückgelassen hatte. Obendrein hatten sie grosses Glück mit dem Wetter, und so gelang ihnen die Besteigung in sehr kurzer Zeit. [Siehe den ausführlichen Bericht von André Roch in *Berge der Welt* VI, S. 169–179.]

In den Canadian Rockies hatte der «Alpine Club of Canada» sein diesjähriges Lager am Malignensee – vielleicht einer der schönsten Plätze in diesem ganzen Gebiet – aufgeschlagen. Es wurde eine stattliche Reihe von Bergtouren unternommen, aber keine neuen. In den nördlichen Selkirks führte eine Gruppe von vier Bergsteigern aus Colorado eine Anzahl von Besteigungen aus, von denen zwei neu waren.

Die «Canadian Pacific Railway» unterhält schon seit langem einen *Führerdienst* für Bergsteiger in Lake Louise, früher auch in Glacier House, Glacier, British Columbia. Die ersten Führer, die 1899 von der Schweiz herüberkamen, waren Christian Häsler und Eduard Feuz. Ihre Nachfolger waren später ihre Söhne Christian Häsler jun., Eduard Feuz jun. und Ernst Feuz. Der junge Häsler verunglückte vor einigen Jahren tödlich in einer Lawine, aber die beiden Feuz sind heute noch als Führer in Kanada tätig. Für einige Jahre war auch Christian Kaufmann

in Kanada, und später kam Rudolf Ämmer, der aber vor zwei Jahren nach der Schweiz zurückkehrte. Da also nur noch die beiden Feuz als Führer tätig waren, verpflichtete die «Railway Company» zu Beginn des Jahres 1950 zwei neue Führer, Walter Perren und Edmund Petrig. Diese stammen aus Zermatt, wo sie wohlbekannt sind, während Häsler und die beiden Feuz aus dem Berner Oberland kamen. Die «Railway Company» macht mit diesen Führern einen Jahresvertrag und stellt sie während der Sommersaison den Bergsteigern zur Verfügung. Im Winter haben sie sich um die Berghotels zu kümmern. Perren kehrte im letzten Winter nach der Schweiz zurück, um dort an der Skisaison teilzunehmen. Die Gesellschaft stellt ihnen Wohnungen in einigen Chalets, die in Edelweiss bei Golden, British Columbia, für sie erbaut wurden. Sie leben aber nicht immer dort; so hat zum Beispiel die Frau von Eduard Feuz mehrere Sommer das Chalet und den Tea-Room auf dem Plain of Six Glaciers oberhalb Lake Louise übernommen. Mit der Ankunft dieser beiden neuen stehen jetzt also wieder vier Bergführer im Gebiet von Lake Louise zur Verfügung. Die Namen dieser Schweizer sind mit vielen Erstersteigungen in den Canadian Rockies und Selkirks verbunden, vor allem in den früheren Jahren, bevor das führerlose Bergsteigen aufkam.

Früher hatte die «Canadian National Railway» auch in Jasper schweizerische Führer stationiert, aber neuerdings wendet man sich an einheimische Führer, wenn Bedarf ist. 1925 hatten drei schweizerische Führer, Heinrich Fuhrer, von Gstaad, Hans Kohler und Jean Weber, die japanische Expedition unter der Führung von Yuko Maki bei der ersten Besteigung des Mount Alberta begleitet. Noch vorher waren die beiden Brüder Hans und Heinrich Fuhrer in Jasper stationiert, aber sie gingen dann nach den USA, Hans zum Glacier National Park, Montana, und Heinrich zum Rainier National Park, Washington. Nach einigen Jahren wandten sich beide anderen Aufgaben zu.

Eine Aufzählung der Führer in Kanada wäre unvollständig ohne den österreichischen Führer Conrad Kain, dessen Name eng verknüpft ist mit vielen Erstersteigungen in der Purcell Range, in deren Nähe er seine Ranch hatte. Seine Autobiographie, die seine Bergfahrten in den Alpen, Kanada, Sibirien und Neuseeland umfasst, ist eine faszinierende Lektüre, besonders für diejenigen, die an den bergsteigerischen Leistungen der Schweizer und Österreicher im Ausland interessiert sind. [Conrad Kain: *Where the Clouds Can Go*. Edited by Dr. Thorington. New York 1935.]

Neue Bergfahrten im Jahre 1951.

Aus den Rocky Mountains in den USA ist nicht viel Neues zu berichten. Obgleich reges Bergsteigerleben herrschte, wurde wenig Neues unternommen. Doch in den Canadian Rockies gab es eine Menge neuer Touren. Polly Prescott und Alexander Fabergé gelangen die Erstersteigung des Südgipfels des Listening Mountain und die dritte Besteigung des Chaba Peak. Später beging Miss Prescott mit F. H. Smith und seinem Sohn eine neue Route von Cinema Lake auf den Watchman Peak. Wohl das grossartigste Unternehmen war eine Begehung der kontinentalen Hauptwasserscheide durch sechs Mann: Sterling Hendricks, Arnold Wexler, Donald Hubbard, Alvin Peterson, John M. Smith und Edward A. Cammack. Die Mannschaft flog zum Glacier Lake nahe dem Mount Forbes, östlich der Wasserscheide vom Kinbasket Lake am Columbia River. Von dort zogen sie nordwärts, hielten sich nahe der Wasserscheide und machten acht Besteigungen, bevor sie über Athabasca Glacier wieder auftauchten. Auf ihrem Weg wurden sie durch Flugzeugabwürfe unterstützt, was bei dieser langen Strecke ihr selbstzutragendes Gepäck erheblich reduzierte. Unterwegs gab es zwei Erstbesteigungen, den Mount Douai (3118 m) und den Mount Cockscomb (3200 m), ferner eine zweite Ersteigung des Mount Oppy (3197 m) auf neuer Route. Eine zweite sehr aktive Gruppe bestand aus David Michael, George Bell und W. V. Graham Matthews. Sie waren im Clemenceau-Gebiet, wo sie den Westgrat des Mount Clemenceau (3658 m) zum erstenmal bezwangen; ferner machten sie die Erst-



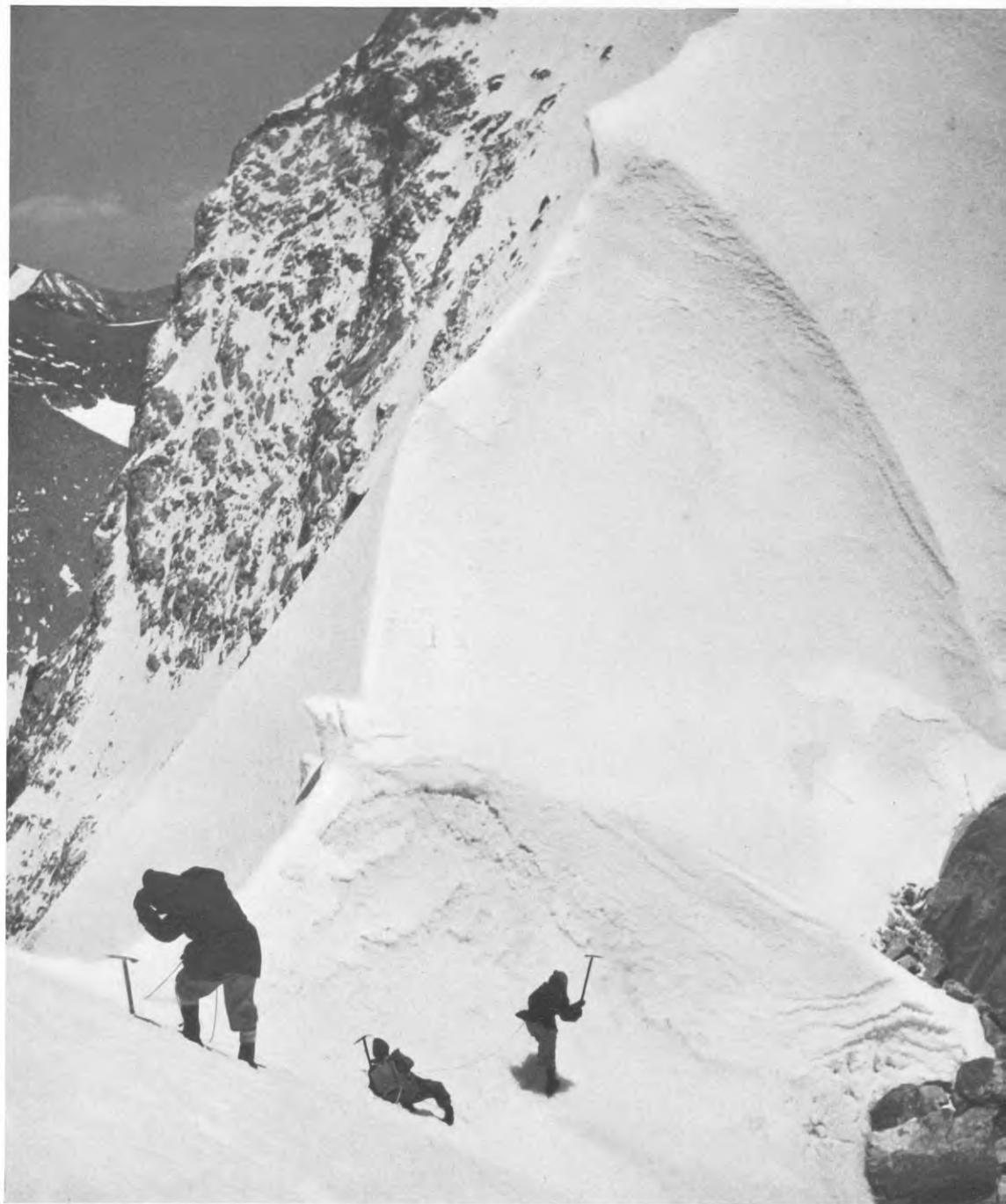
Neuseeland : Mount Tutoko (2757 m). Vorn Age Glacier und Hänge des Mount Madeleine. Links der Südgrat. (Aerophoto J. A. Sim).



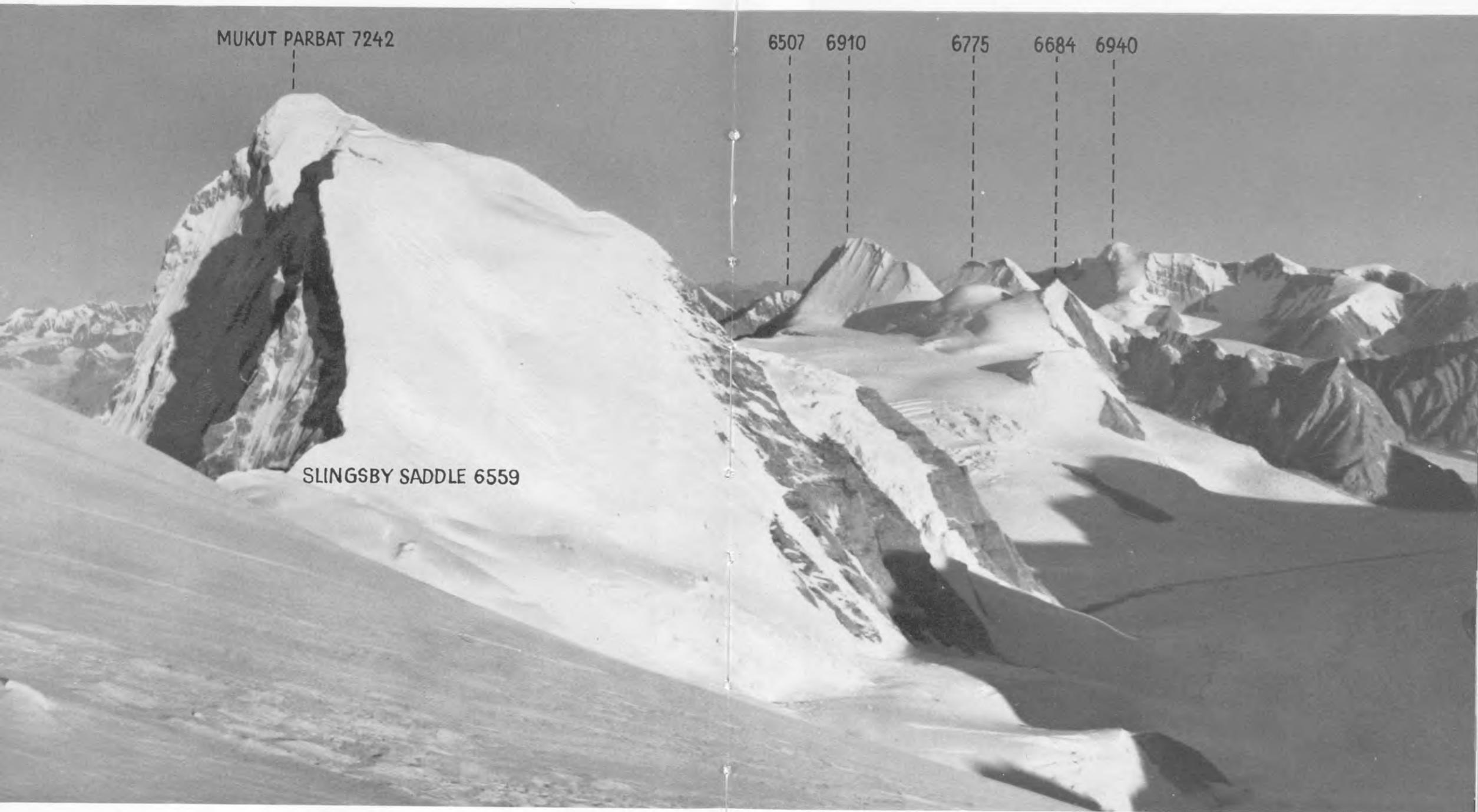
Bild oben : Alaska : Mount Hess und Mount Deborah (The Cathedral Peaks), von Süden gesehen (Photo Bradford Washburn).

Bild unten : Alaska : Mount Bona (5005 m) mit dem Grossen Klutlan Glacier. (Photo Bradford Washburn).





Garhwal: Am Nordwestgrat des Mukut Parbat. Am Vorgipfel (ca. 6860 m), v. l. n. r.: Cotter, Pasang, Riddiford. (Photo W. G. Lowe).



Mukut Parbat vom Lager V (7000 m) des Abi Gamin aus. Rechts die unerstiegenen nördlichen Ausläufer (linkes Ufer des Mangnangletschers). Der Schlagintweit-Pass (6236 m) liegt vor dem Punkt 6940. (Photo Anglo-Swiss Expedition 1949).

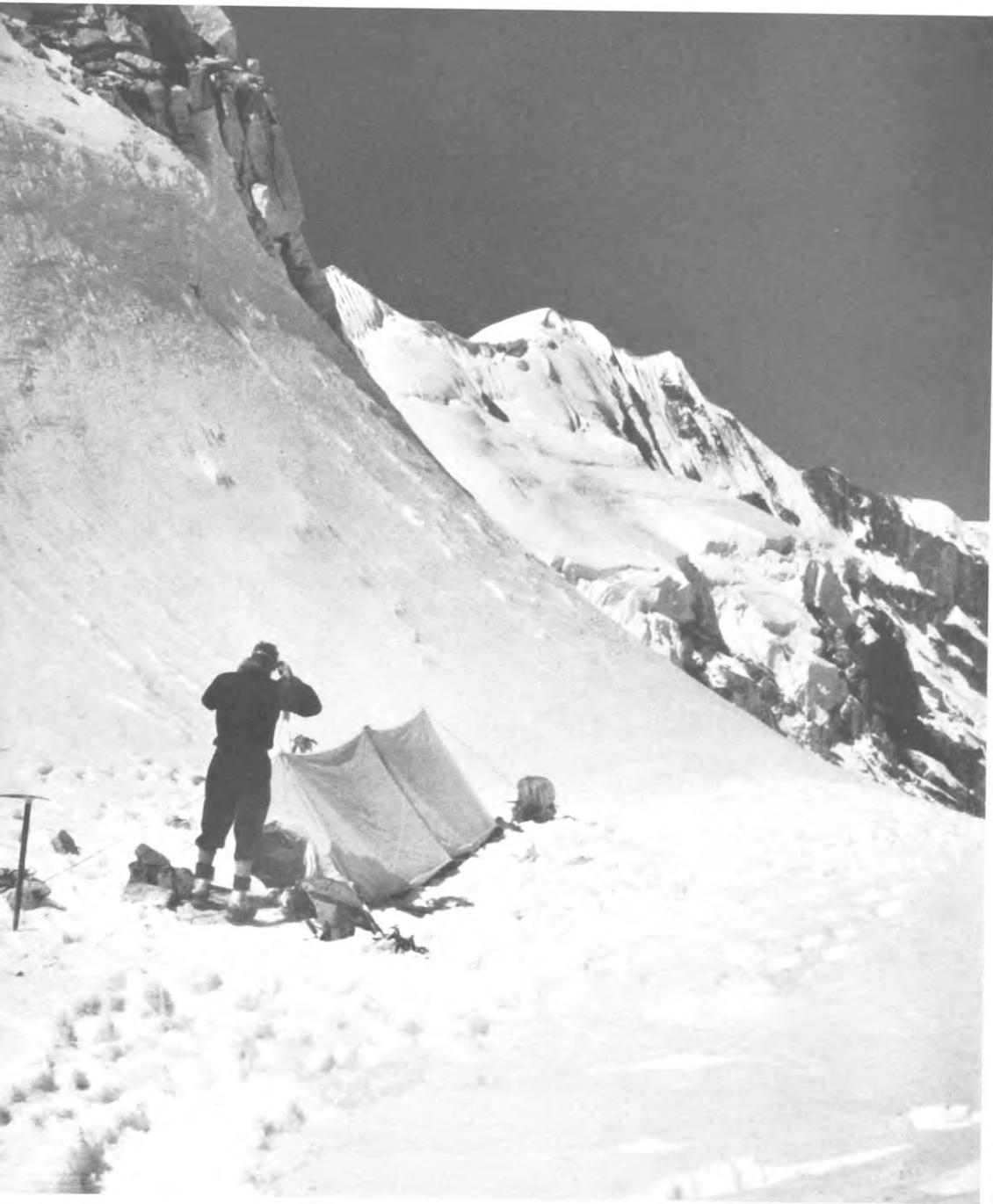


Bild oben : Mukut-Parbat-Lager II (5800 m) auf dem Sattel zwischen Chamrao- und West-Kamet-Gletscher (Photo W. G. Lowe).

Bild rechts oben : Im Aufstieg zum grossen Becken des Panch Chuli (Photo H. Harrer).

Bild rechts unten : Blick von einem Zwischenlager am Hängegletscher auf einen unbenannten Gipfel (Photo H. Harrer).





*Blick vom Plateaulager
auf die Beckenspitzen
(Photo H. Harrer).*



*Blick vom Plateaulager
auf die Gipfelpyramide
des Panch Chuli (Photo
H. Harrer).*

ersteigung des höheren Südgipfels von Mount Shackleton (3292 m) und neue Routen auf den Mount Tsar (3424 m) und Tusk Peak (3340 m). Sie bestiegen auch Mount King Edward (3475 m) und Mount Columbia (3747 m) und verliessen das Hochgebirge durch das Tal des Athabasca River. Am 9. August bestieg Edward C. Porter mit dem Schweizer Führer Ernst Feuz auf neuer Route den Mount Victoria (3464 m), indem sie den Nordwestgrat zum Nordgipfel (3402 m) begingen. Durch den sehr brüchigen Fels war diese Route ausserordentlich schwierig und gefährlich. Obendrein wurde das Wetter schlecht, so dass sie die Überschreitung des Berges an diesem Tage nicht fortsetzen konnten und vom Nordgipfel über den Nordostgrat zum Victoria-Collier-Col und nach Lake Louise absteigen mussten. Zwei Tage später kehrten sie auf der gleichen Route zurück und setzten ihre Traversierung zum Hauptgipfel und zum Abbott-Pass fort. Zwei Wochen vorher, am 24. Juli, hatten dieselben beiden Männer die dritte Besteigung des Mount Chancellor (3280 m) durchgeführt. Für den Aufstieg benützten sie die Route der zweiten Besteigung, für den Abstieg die der Erstbesteigung. Diese Bergfahrt fand auf den Tag genau fünfzig Jahre nach Sir James Outrams Erstersteigung im Jahre 1901 statt und auf den Tag genau zwanzig Jahre nach der zweiten Ersteigung von Georgia Engelhard im Jahre 1931. Ernst Feuz war der Führer bei der zweiten und dritten Besteigung, Christian Häsler sen. hatte seinerzeit die Erstersteigung geführt. Mount Assiniboine (3618 m), ein Berg, der in Gestalt und Schwierigkeit an das Matterhorn erinnert, wurde in diesem Sommer von fünf verschiedenen Seilschaften bestiegen, zum erstenmal wieder seit 1947. Lustigerweise machte die erste dieser Besteigungen ein österreichischer Hotelboy vom Banff Springs Hotel; er hatte fünf Tage seinen Dienst geschwänzt, um diese Bergtour ausführen zu können. Vorsorglich hatte er niemandem von seiner Absicht erzählt, doch war er verschiedentlich bei seinem Alleingang beobachtet worden.

Im Nordwesten, gegen den Pazifik zu, waren die Bergsteiger sehr tätig. Die Seattlegruppe machte eine Reihe von Neuersteigungen in den verschiedenen Klettergebieten: Cashmere Crags, Peshastin Pinnacles und Kloochman Fingers. Die Eröffnung der neuen White-Pass-Höhenstrasse durch das Kaskadengebirge gerade südlich des Mount Rainier hat dieses Gebiet weit zugänglicher gemacht. Das wichtigste bergsteigerische Ereignis war wohl die erste Erkletterung der Ostwand des Mount-Index-Nordgipfels (1800 m). Die 730 m hohe Wand wurde am 1. Juli von Fred Beckey, Dick Berge, Jim Henry, Dick McGowan und Pete Schoening bezwungen. Sie benützten Mauerhaken, Federzugbolzen und Nylonschlingen, die sie an kleinen Bäumen befestigten. Sie konnten die Kletterei an einem einzigen Tage bewältigen, weil einige von ihnen bereits eine Woche vorher einen Teil der Route erkundet hatten. Ausserdem war der untere Teil der Wand rund zehn Jahre früher von einigen der Teilnehmer schon durchstiegen worden.

Im nördlichen Kaskadengebirge ist eine Erstersteigung des Eldorado Peak (2706 m) über seine Westflanke zu erwähnen, ferner eine neue Route auf den Johannesburg Mountain (2500 m). Die Picket Range ist eine wilde Berggruppe mit kühn geformten Spitzen nördlich des Skagit River. Sie war schon seit langem ein sehr begehrtes Ziel für Kletterer, aber bisher ausserordentlich schwer zu erreichen; man brauchte mit Gepäck und Ausrüstung drei mühsame Tage dorthin und hatte dann nur noch wenig Zeit für die eigentlichen Bergtouren, da der Proviant, den man selber mitschleppen konnte, nicht weit reichte. Doch 1948 begannen am Goodell Creek ausgedehnte Holzfallerarbeiten, und die Strassen, die für den Abtransport der Stämme gebaut wurden, haben den Zugang zur Picket Range für Bergsteiger sehr erleichtert. Dr. Peter Misch von Seattle profitierte 1950 davon und machte dort ein paar schöne Bergtouren. 1951 gingen vier Gruppen in dieses Gebiet, und es gelangen ihnen einige Erstersteigungen: die Ostseite des Peak 2500 und der benachbarte kleine Gipfel, East McMillan Spire (2500 m), der Südostgipfel der Crescent Creek Spires (2470 m), ein Turm zwischen Inspiration Peak und McMillan Spire, ausserdem noch verschiedene Türme im Terror Cirque.

In der Coast Range von British Columbia wurde der Mount Saugstad (ca. 3290 m) zum erstenmal in diesem Sommer von Pete Schoening (Seattle) und John Dudra (Vancouver) erklimmen. Dieser Berg östlich von Bella Coola ist zweifellos der höchste Gipfel nördlich des Mount Monarch und der Mount-Waddington-Region.

In Alaska war die Besteigung des Mount McKinley (6187 m), des höchsten Berges von ganz Nordamerika, auf einer neuen Route das wichtigste bergsteigerische Ereignis. Eine Expedition, die vom «Boston Museum of Science», der Universität von Denver und der Universität von Alaska gemeinsam finanziert worden war, machte unter der Führung von Bradford Washburn vom «Museum of Science» in Boston zum erstenmal einen Aufstieg über den Westgrat. Ein Vortrupp war im Flugzeug zum Kahiltna Glacier bei etwa 2330 m geflogen und hatte am Kahiltnapass (3050 m) ein Basislager errichtet. Dorthin folgten später noch acht Mann, die mit der Eisenbahn und zuletzt zu Fuss gereist waren und einen Monat gebraucht hatten, während der Vortrupp in wenigen Tagen sein Ziel erreichte. Die Verproviantierung erfolgte durch Abwurf aus der Luft; es landeten sogar Flugzeuge beim Basislager, obwohl man mit dieser Möglichkeit zunächst, bei Ausarbeitung der Pläne, nicht gerechnet hatte. In der Wartezeit führte der Vortrupp Vermessungsarbeiten durch, und anfangs Juli wurde eine Erkundung des Westgrates selbst vorgenommen. Oberhalb des Kahiltnapasses wurde nur ein kleines Loganzelt verwendet; an Stelle von weiteren Zelten wurden vier Iglus gebaut. Am 10. Juli erreichten die ersten drei Expeditionsteilnehmer den Gipfel des Mount McKinley. Für Washburn war es die dritte Besteigung, für James Gale und Captain William D. Hackett die zweite. Eine zweite Seilschaft erreichte den Gipfel am 13. und eine dritte am 14. Juli. Alle Besteigungen waren durch grossartiges Wetter begünstigt. Die acht Expeditionsteilnehmer wurden vom Kahiltnapass aus durch Terris Moore (Präsident der «University of Alaska») in seinem kleinen, mit Skikufen ausgestatteten Flugzeug abtransportiert.

Im Mai bestieg eine Studentengruppe von der «University of Alaska» den Mount Hess (4024 m); sie brauchten von ihrem Hochlager aus achtzehn Stunden für den Hin- und Rückweg. Vier vorhergegangene Versuche missglückten. Eine kleine Partie, die zum Mount Bear unterwegs war, hatte das Pech, dass einer von ihnen krank wurde und wegen einer sofortigen Blinddarmoperation in Dawson zurückbleiben musste. Die anderen drei gingen jedoch weiter und machten die Erstersteigung des Mount Bear (4526 m), die zweite Besteigung des Mount Bona (5005 m) auf einer neuen Route über die Ostflanke, wobei ihnen auch noch die Erstersteigung des Mount-Bona-Nordgipfels (4755 m) gelang. Die Expedition, die aus Alfred Baxter jun., Rupert L. Gates und John Lindbergh bestand, bestieg ausserdem noch einen benachbarten Gipfel, den sie nach dem Präsidenten der «Leland Stanford University» Mount Jordan benannten. Sie wurden durch Abwürfe aus der Luft unterstützt, welche die USAF, 10. Rescue Squadron, übernommen hatte.

Das Projekt «Snow Cornice» des «Arctic Institute» wurde 1951 weitergeführt. Walter und Peter Wood, Robert H. Bates und Nicholas Clifford gelang die Erstersteigung des Mount Hubbard (4556 m) und des Mount Alverstone (4420 m). Während das Team am 27. Juli am Mount Hubbard war, ging das Norseman-Flugzeug des Instituts mit Maurice King am Steuer und Mrs. Foresta Wood und ihrer Tochter Valerie bei einem Flug von der Basis nach Yakutat verloren. Walter Wood hörte von diesem Unglück erst, als er vom Berge zurückkehrte. Obgleich man einen Monat lang intensiv suchte, fand man keinerlei Spuren des vermissten Flugzeuges. Maurice King war bekanntlich auch der Pilot der Baffin-Insel-Expedition von 1950.

Die Juneau-Icefield-Forschung setzte die gletscherkundlichen und meteorologischen Arbeiten – bereits im fünften Jahr – weiter fort. Die Basisstation war im Winter 1950/51 eine Zeitlang besetzt, aber es wurden von hier aus in diesem Jahre keine bemerkenswerten Bergfahrten unternommen.

Kenneth A. Henderson

PATAGONIEN (siehe orographische Skizze S. 72)

Die beiden wichtigsten Unternehmungen der Saison 1951/52 in den Anden von Patagonien waren die französische Expedition zum Fitz Roy (3375 m) und die argentinische Expedition zum Inlandeis (Hielo Continental).

Die französische Expedition verliess im Dezember 1951 Paris. Die Teilnehmer waren: René Ferlet als Leiter, Louis Depasse, Guido Magnone, Jacques Poincenot und Lionel Terray, ferner Dr. Marc A. Azéma als Arzt, Prof. Louis Lliboutry für wissenschaftliche Beobachtungen, Georges Strouvé als Kameramann und Leutnant Francisco Ibañez von der argentinischen Armee als Verbindungsoffizier.

Von Buenos Aires nach Santa Cruz reiste man an Bord eines Flugzeuges der fahrplanmässigen Südargentinienlinie. Mit Lastwagen, die ihnen von der Armee zur Verfügung gestellt worden waren, querten sie die patagonische Steppe. Im letzten Teil der Reise zur Estancia von Madsen, die am Fusse des Fitz Roy liegt, mussten mehrere Flüsse und Wildbäche durchwaten werden, die durch die in diesem Jahre spät einsetzende Schneeschmelze stark angeschwollen waren. Bei einem solchen Übergang wurde Jacques Poincenot leider von der Strömung mitgerissen und verunglückte tödlich. Trotz diesem Unfall setzte die Expedition den Anmarsch fort und errichtete an der Waldgrenze bei 800 m Meereshöhe das Basislager. Man entschloss sich, den Gipfel auf der Route anzugreifen, welche die italienische Expedition von Aldo Bonacossa 1936/37 erkundet hatte, als sie das Gebiet erforschte.

Lager I wurde bei 2035 m auf dem Sattel errichtet, der den Fitz-Roy- und den Blanco-gletscher trennt. In der Folgezeit lernte man die Gewalt der patagonischen Stürme gründlich kennen. Mit einer Windgeschwindigkeit von mehr als 150 Stundenkilometern zerrissen sie das Zelt, das doch auf Grund der Erfahrungen der Annapurna-Expedition konstruiert worden war. So wurden die Insassen gezwungen, ihre Zuflucht in einer Schneehöhle zu suchen. Ebenso musste man es bei den beiden andern Lagern machen. Lager II wurde 400 m höher oben, am Fusse des Bergschrundes, errichtet, Lager III bei 2750 m auf der «Selle des Italiens», am Fuss des eigentlichen Gipfelaufschwunges.

Schlechtwetter zwang die Teilnehmer, zum Basislager abzusteigen und sich dort etwas zu erholen. Am Morgen des 30. Januar schien es aufzuklären. Magnone und Terray brachen nun auf und erreichten im Laufe des Tages Lager III. Am nächsten Morgen nahmen sie gegen 10 Uhr die Ostseite der Wand in Angriff. Sie erkletterten 150 m unter grossen Schwierigkeiten und sicherten die wichtigsten Stellen mit fixen Seilen; dann kehrten sie zum Lager zurück. Da das Wetter schön blieb, starteten sie am 1. Februar um 7.30 Uhr und konnten dank den Seilen rasch bis zu dem am Vortage erreichten Punkt gelangen. Dann gingen sie weiter, ungefähr bis zur Mitte zwischen Lager III und der Spitze. Der Fels bot sehr grosse Schwierigkeiten; ein Überhang folgte auf den anderen. Mitten in der Wand mussten sie sich zu einem recht luftigen Biwak entschliessen. Am 2. Februar wurde die Kletterei fortgesetzt. Die technischen Schwierigkeiten wurden geringer, aber dafür waren die Felsen vereist. Um die Lasten zu erleichtern, hatten sie sozusagen keinen Proviant mitgenommen, statt dessen lieber Mauerhaken. Zum Trinken hatten beide zusammen nur einen Liter Wasser.

Im Laufe des Vormittags begann der Himmel sich zu bedecken. Trotz der Gefahr dieser Wetterverschlechterung setzte die Seilschaft die Kletterei fort und erreichte um 16.40 Uhr in dichtem Nebel den Gipfel.

Der Abstieg wurde zu einem erbitterten Kampf mit dem Sturm. In strömendem Regen, der in heftigen Schneefall überging, kamen sie um 22.30 Uhr wieder in Lager III an.

Das fortdauernd schlechte Wetter verhinderte die anderen Seilschaften, die Besteigung zu wiederholen, und so entschloss man sich zum Abstieg und zur Rückkehr nach Buenos Aires.

Dann reiste die Expedition nach Mendoza, und trotz der vorgerückten Jahreszeit konnten Terray und Ibañez noch die Besteigung des Aconcagua (7021 m) ausführen, des höchsten Gipfels der westlichen Halbkugel (siehe noch den Originalbericht von L. Terray, S. 71).

Die argentinische Expedition bestand aus 25 Teilnehmern, denn sie hatte ein nicht nur sportliches Programm, sondern ausserdem noch zahlreiche wissenschaftliche Aufgaben. Sie reiste am 3. Januar 1952 unter der Leitung ihres Organisators, Dr. Bruno Guth, ab, und zwar an Bord von Flugzeugen, die der argentinische Luftfahrtsminister zur Verfügung gestellt hatte. Das Arbeitsgebiet lag etwas nördlich von dem der französischen Expedition; deshalb benützte man das Tal des Rio Electrico und den Marconi-Gletscher, um zum Inlandeis (Hielo Continental) vorzudringen. Man teilte sich dann in drei Gruppen: während die Wissenschaftler an ihre Arbeit gingen, begann eine Gruppe junger Bergsteiger, grossenteils Mitglieder des «Club Andino Bariloche» und des «Centro Andino Buenos Aires», mit dem schweren Lastentransport, um die Lager zu errichten. Nach zehntägiger harter Arbeit waren endlich 300 kg Material und Proviant für sechs Personen und zwei Monate im Lager III zur Verfügung der dritten Gruppe.

Nachdem es einmal so weit war, griffen die Bergsteiger die grossen vereisten Wände des Gipfels an, der 1949 von Hans Zechner, Guzzi Lantschner, Robert Matzi und Robert Dangel bezwungen und als Pollone identifiziert worden war. Die Gruppe Zechner war von der entgegengesetzten Seite, also vom Fitz-Roy-Gletscher her, aufgestiegen; nun ging man von der Seite des Marconi-Gletschers aus. Sie durchstiegen in harter Arbeit ein steiles Eiscouloir, wo sie biwakieren mussten, und vollendeten damit die zweite Besteigung dieses Gipfels, die erste von dieser Seite. Auf einer anderen Route absteigend, führten sie die erste Überschreitung dieses schönen Berges durch. Auf dem Rückweg traversierten sie zum ersten Male die Marconi-Kette über den Portezuelo Cuadrado (Viereckiger Pass), wo sie ein zweitesmal biwakierten. Einige Tage später gelang ihnen noch die Erstersteigung des Marconi-Nordgipfels. Das ständig schlechte Wetter hinderte sie an weiteren Bergfahrten.

Inzwischen organisierte die dritte Gruppe unter dem Befehl von Kommandant Emiliano Huerta, der wegen Krankheit von Dr. Guth die Leitung übernommen hatte, eine Expedition zur Durchquerung des grossen Inlandeisplateaus. Trotz dem dauernd schlechten Wetter wurde dieses Unternehmen erfolgreich zu Ende geführt, und zum ersten Male gelang es einer von der argentinischen Seite des Gebirges ausgehenden Seilschaft, den Pazifischen Ozean zu erreichen. Ausserdem wurden noch mehrere Erkundungen in den benachbarten Ketten durchgeführt, womit künftige Bergfahrten vorbereitet wurden.

J. F. Finó (Buenos Aires)

Bibliographische Notizen

In *Berge der Welt*, Band III, Seiten 376–377, wurde die Expedition Bonacossa besprochen, wobei Hinweise auf die Literatur über Patagonien gegeben wurden. Nachstehend noch einige Quellen zum Thema des Fitz Roy selbst:

Anuario Club Andino Bariloche 1949, Seiten 5–14 (zweiter Versuch von Zechner); 1950, Seiten 59–61 (Magnagi).

Alpinisme 1950, Seiten 98–105 (ausgezeichneter Artikel von Finó über das ganze Massiv); 1952, Seiten 31–32 (erster Bericht über die französische Erstersteigung am 2. Februar 1952).

Bergsteiger 1950, Seite 227 ff. (fünfter Versuch im Januar 1949 und Film); 1952, Seiten 282 bis 285 (Dyhrenfurth über die erste Besteigung).

Alpen 1952, Seite 70 ff. (guter Aufsatz von St-Loup).

DAV-Mitteilungen 1952, Seiten 39–40 (Schmitt).

BARILOCHE

Im Januar und Februar 1952 war das Wetter den Bergsteigern sehr günstig gesinnt, wenn man von einigen Sonntagen absieht. Trotzdem gibt es nicht viel Wichtiges aus dem Land der Seen (auch «argentinische Schweiz» genannt) zu berichten.

Am 13. Februar machten D. Bertoncelj und F. Jerman die Erstbesteigung des Campanile im Catedralgebiet. Der prächtige Granodioritturm von etwa 90 m Höhe wurde in viereinhalb Stunden bezwungen. Es soll gegenwärtig die schwierigste Kletterei der Gegend sein.

Die San-Martin-Hütte des «Club Andino Bariloche» im Casa-Piedra-Tal wurde am 17. Februar mit dem üblichen Rostbraten eingeweiht; überrascht wurden zahlreiche Festteilnehmer vom beharrlichen nächtlichen Regen. Die Hütte liegt 1530 m hoch an der Waldgrenze und am Ufer des kleinen Jakobsees; ein günstiger Ausgangspunkt für zahlreiche Gipfel von 2000 bis 2200 m. Der schönste ist der Cuerno del Diablo mit seinem schimmernden Firnband auf der Ostseite. Der Übergang nach dem Catedralmassiv dürfte sich wahrscheinlich auch für Skitouren, besonders im Frühjahr, eignen. Zu bedauern ist für den Naturfreund nur, dass der Huemul (Andenhirsch) nun auch aus diesem Tal verdrängt wurde.

Ende März besuchte eine Gruppe von fünf slowenischen Bergsteigern, welche in Bariloche ansässig sind, die markanten Tres Picos (2500–2600 m) südlich des Lago Puelo (Chubut). Am 28. März wurden alle drei Gipfel bestiegen: der östliche und mittlere zum ersten und der westliche zum vierten Male. Die bereits erwähnten D. Bertoncelj und F. Jerman bezwangen den spitzen Mittelurm über die Westwand, wobei das schwierigste und exponierteste Stück am Gipfelkopf angetroffen wurde. Der Ostgipfel ist der höchste; sein wuchtiger Turm wurde von T. Pangerc und M. Silar bewältigt. Sie verloren viel Zeit bei der Traversierung des spaltenreichen Gletschers auf der Nordseite. Erst um 17.30 Uhr befanden sie sich am Fuss der Felsen und erreichten den Gipfel um 19.30 Uhr. Beim Abstieg wurde in der Wand biwakiert.

Über die Ostertage unternahm der «Club Andino» eine Vereinstour nach dem argentinischen Nationalpark «Los Alerces», westlich vom Dorte Esquel (Chubut). Am 12. April wurde der nördlichste Gipfel der «Torrecillas» (Türmchen) am Lago Menendez von elf Teilnehmern in sieben Stunden von einem Lager am See aus über den Nordostgrat bestiegen. Die Route über den Gletscher (Meiling-Neumeyer 1941) ist zwar kürzer, aber die obern steilen Firnhalden sind weniger geeignet für eine «gemischte Gesellschaft». Das gefürchtete Bambusdickicht bot keine Schwierigkeit, da die dünnen Rohre am Boden lagen und nur etwas glitschig waren. Wegen Witterungsumschlags verzichtete man auf den höheren Südgipfel, welcher über ein breites Firnfeld erreicht wird. Auf die Torrecilla gelangte man in halbstündiger leichter Kletterei; ein Zeichen früherer Besteigung wurde nicht gefunden. Bevor die Wolkendecke sich senkte, konnte man noch einen Blick auf das ziemlich unbekannte nordwestliche Gebiet erhaschen: auf weite waldige Täler und namenlose Gletscher und Berge. *J. J. Neumeyer*

ACONCAGUA *Von Frédéric Marmillod*

Unser Mitarbeiter Frédéric Marmillod-Eisenbut, Vertreter der Sandoz AG in Buenos Aires, ist zurzeit der beste schweizerische Andinist. In «Berge der Welt», Band III, Seite 44 ff., haben wir ihn und seine Frau vorgestellt. Wir wollen ferner daran erinnern, dass die Marmillods am 18. Februar 1948 zusammen mit unserem Mitarbeiter Otto Pfenniger (Santiago) und Konrad Brunner (AACZ) ihre erste Aconcaguabesteigung gemacht haben (siehe «Die Alpen» 1952, S. 81–88). Bei dieser Gelegenheit schrieb die argentinische Presse, Madame Marmillod sei «frisch wie eine Blume» auf dem Gipfel angekommen.

Schon früher ist der Aconcagua von zwei Frauen bestiegen worden: 1940 und 1944 von Adrienne Bance («Frau Link») und 1947 von Maria Canals. Beide kamen auf dem Rückweg bei einem Schneesturm ums Leben.

Die zweite Besteigung der Marmillods (die sechste durch eine Frau), von der hier berichtet wird, wurde im Februar 1952 ausgeführt. Unser Mitarbeiter kennt jetzt den Aconcagua so gut, dass wir ihn gebeten haben, uns einen «Führer» für diese Bergfahrt mit geeigneten Photos zu liefern. Um dieses Dokument zu vervollständigen, war Ernst Huber so freundlich, eine topographische Kartenskizze nach den letzten Aufnahmen im Massstab 1:50 000 zu zeichnen.

Der Aconcagua ist jetzt ein Modeberg. Wir haben nur eine Sorge: dass er nicht mehr lange ein Siebentausender bleibt. Die Vermessung von Schrader scheint die genaueste zu sein, und darin wird ihm nur noch eine Kote von 6953 m zuerkannt... Schade! Die argentinische Karte von 1951 beharrt zwar eifersüchtig auf der Kote 7021. Das ist menschlich begreiflich: Man gibt nicht so leicht den einzigen Siebentausender der beiden amerikanischen Kontinente preis!

Red.

Der höchste Gipfel der Neuen Welt, der die 7000-m-Linie fast erreicht oder gerade noch überschreitet (diese Frage ist immer noch nicht endgültig geklärt), zieht weiterhin eine wachsende Zahl von Höhenfanatikern an. Im Sommer 1951/52, das heisst also von Anfang Dezember bis Ende März, war der klassische Lagerplatz der Plaza de Mulas fast ständig besetzt, mitunter gab es sogar ein förmliches Gedränge von Andinisten, Arrieros, Zelten und Maultieren. Mehr als zehn Expeditionen, meist argentinische oder chilenische, haben nacheinander ihr Glück versucht. Dank dem schönen Wetter dieser Saison sind mehrere auf den Gipfel gelangt. Beinahe fünfzig Expeditionen sind bisher erfolgreich gewesen, und seit der Erstersteigung von Matthias Zurbriggen im Jahre 1897 haben nun schon mehr als hundert Bergsteiger den Gipfel «bezwungen».

Die vierte Besteigung durch eine Frau gelang der jungen Argentinierin Fräulein Nelly Noller. Als die französischen Bezwingler des Fitz Roy von Patagonien zurückkamen, machten sie dem Monarchen der Anden einen Höflichkeitsbesuch. Lionel Terray ist zum Gipfel hinaufspaziert, zusammen mit dem argentinischen Leutnant Francisco Ibañez, der schon zum vierten Male hither kam.

Eine Gruppe von Deutschen aus Chile machte die Besteigung von Norden, auf der Route, die Güssfeldt schon 1883 aus dem Tal des Rio Volcán versucht hatte. Ausser den Polen der Expedition 1934, welche die Ostroute (Vacas- und Relinchostal) begingen, sind sie bisher die einzigen, die auf den Gipfel gelangten, ohne das Horconestal zu passieren. Die Normalroute bleibt zweifellos die gegebene und einfachste.

Der Südgipfel, den die Deutschen Kopp und Herold im Jahre 1947 erreichten, ist vielleicht in diesem Jahre neuerdings betreten worden, obgleich es nicht ganz feststeht. Der Grat, der den Südgipfel mit dem Hauptgipfel verbindet, scheint kaum Schwierigkeiten zu bieten.

Meine Frau und ich haben im Februar 1952 den Aconcagua zum zweiten Male bestiegen, in Gesellschaft unseres Landsmannes Michel Ruedin aus Siders. Unsere Absicht, den Berg auf einer neuen Route zu überschreiten, wurde leider durch unzeitgemässen Schneefall verhindert.

Nachfolgend einige Hinweise und Ratschläge für die Aconcaguabesteigung auf der Normalroute.

Karten: Am besten ist die Karte 1:50 000 vom Argentinischen Militärgeographischen Institut (Blätter «Cerro Aconcagua», «Cerro Ameghino», «Las Cuevas», «Puente del Inca») mit einer Äquidistanz von 25 m. Die letzte, leicht leserliche Ausgabe (1951) ist bei der Geographischen Abteilung des Kriegsministeriums in Buenos Aires zu beziehen.

Bibliographie: Das Buch von Thomas Kopp: *Fünfzig Jahre Kampf um den Aconcagua, 1897 bis 1947* («El buen libro», Buenos Aires: Sucre 2356) gibt einen guten historischen Überblick der Besteigungen, wobei er die Rolle der Deutschen besonders herausstellt. Es enthält eine vollständige Bibliographie des Aconcagua.

Puente del Inca, der Ausgangspunkt, ist ein kleines Thermalbad in einer Höhe von 2750 m, an der Transandenstrasse und -bahn, etwa dreissig Eisenbahnstunden von Buenos Aires, acht von Santiago oder Valparaiso entfernt. Die reguläre Fluglinie Buenos Aires–Mendoza erlaubt es, nötigenfalls die Reise noch abzukürzen. Es gibt dort ein Touristenhotel.

Proviant: Man muss alles mitbringen; an Ort und Stelle kann man nur frisches Fleisch kaufen.

Maultiere: Die jetzt nationalisierte Eisenbahngesellschaft unterhält in Puente del Inca eine ländliche Organisation, die «Sección Campos», die jederzeit Maultiere, Arrieros (Maultierreiber) oder Baqueanos (Führer) stellt. Der Baqueano ist ein Arriero, der das Gebirge und die Wege kennt. Es gibt keine wirklichen Bergführer, auch keine Träger. Der augenblickliche offizielle Tarif ist 60 Pesos pro Maultier und Tag (gleich, ob es ein Pack- oder Reittier ist), was 10 oder 11 Schweizer Franken entspricht. Für den Arriero gilt ein Satz von 100 Pesos für die ersten acht Stunden und 200 Pesos für jede folgenden acht Stunden, auch nachts. In diesen Preisen ist die Ausrüstung des Arriero inbegriffen und auch seine Ernährung sowie das Futter für die Tiere. Jedes Maultier trägt 80 bis 100 kg; für vier bis sechs Tiere braucht man einen Arriero. Dieser hohe Tarif schreckt viele Andinisten ab, aber die Armee hat schon oft den nationalen Klubs und auch offiziellen ausländischen Expeditionen grosszügig geholfen, indem sie ihre Maultiere und Baqueanos wie auch ihre bequeme Hütte in Puente del Inca gratis zur Verfügung stellte.

Die 30 km von Puente del Inca bis Plaza de Mulas (4230 m) sind leicht an einem Tage zu machen, mit Maultier, aber auch zu Fuss. Man geht bis zum Beginn des Horconestales; es ist ein ödes, trockenes Tal, das etwas oberhalb Puente del Inca ausmündet. Die «Unentwegten» werden lieber zu Fuss gehen wollen, aber es hat Vorteile, Muli zu nehmen: man gewinnt Zeit, kommt leichter über den Bach, man kann den Transport des Gepäcks besser überwachen, und vor allem spart man Kräfte.

Plaza de Mulas (4230 m) ist ein günstiger Lagerplatz in den Moränen des oberen Horconesgletschers, am Fusse der Nordwestflanke des Aconcagua. Man findet dort einen «Corral», ein Gehege für die Maultiere, ein Schutzdach für das Lagerfeuer und seit kurzem auch eine Unterkunftshütte, die das Militär erstellt hat. Es ist eine Holzhütte von 3 × 4 m, die als einziges Mobilium einen an der Wand befestigten Tisch enthält.

Die Gipfel, die das obere Horconestal umrahmen, bieten recht gute Tourenmöglichkeiten, sich zu trainieren und der Höhe anzupassen. Im besonderen seien genannt: Cerro Catedral (5335 m), den man durch ein Couloir der Ostseite besteigt, Cerro Bonete (ca. 5100 m) und Cerro de los Dedos («Die Finger», 5018 m). Alle diese Gipfel sind von Plaza de Mulas aus in einem Tage leicht zugänglich und bieten interessante Ansichten des Aconcagua. Der Cerro Cuerno (5462 m), im Schutze seiner Gletscher, ist der lohnendste von allen. Es ist eine sehr lange Bergfahrt; man ersteigt ihn direkt über die Südflanke (Penitentes!) oder auch über den Grat, der ihn mit dem Manso und dem Aconcagua verbindet.

Die Normalroute auf den Aconcagua verläuft fast ständig in den Steinwüsten der Nordwestseite bis zur «Canaleta», einer 250 m hohen Schuttrinne, die zum Gipfel führt. Man ersteigt den steilen Hang oberhalb der Plaza de Mulas die ersten paar hundert Meter auf einem Zickzackweg zwischen einzelnen Felsköpfen, dann geht es mehrere Stunden lang über nicht enden wollende Schutthänge zum Mansosattel (5550 m), einer breiten Einsenkung zwischen Horcones- und Vacasbecken. Von diesem Sattel aus erhebt sich der Nordrücken des Aconcagua, der in Wirklichkeit aus einer Folge von Felsbastionen besteht, die gelegentlich aus den Geröllhalden auftauchen. Der Pfad hält sich zunächst auf den Hängen zur Linken, also auf der Ostseite dieses Rückens. In der Höhe der Schutzhütten Plantamura und Eva Perón (ca. 6000 m) wechselt man auf die Westseite hinüber, aber 150 m höher oben kehrt man wieder auf die Ostseite zurück, auf



Im Auftritt durch das Tal von Horcones. Im Hintergrund der Cerro Cuerno (5462 m); rechts Rippen der Westflanke des Aconcagua. (Photo F. Marmillod).



Die höchste Schutzhütte der Welt : Refuge Juan Perón, 1951 am Nordaufschnung des Aconcagua auf etwa 6500 m erbaut (Photo F. Marmillod).



Blick aus der Westflanke des Aconcagua (bei etwa 5500 m) auf den Oberen Horconesgletscher mit (rechts) Cerro Cuerno (5462 m) und den Punkten 5360 und 5395 (links). (Photo F. Marmillod).



Die Nordwest- und Westflanke des Aconcagua. 1 Plaza de Mulas (4230 m); 2 Cerro Manso (5557 m); 3 Refuge Eva Perón und die ehemalige, halb zerstörte Plantamurahütte (ca. 6000 m); 4 Refuge Juan Perón (ca. 6500 m). Vorn links das Zungenende des Oberen Horconesgletschers. Wo die Weg-

markierung ausfällt, verläuft die Spur auf den Schutthängen hinter der Kante des Nordgrates; oberhalb des Pfeiles erreicht die Route den Sattel (6892 m) zwischen Südgipfel (6930 m) und Nordgipfel (7021 m), der über seinen Südwestkamm bestiegen wird. (Photo F. Marmillod).



Pik Lenin (Transalai) von Süden. Vorn der moränenbedeckte Sauk-sai-Gletscher, über den die Scharte im Bildhintergrund rechts erreicht wurde; von dort aus erfolgte die Besteigung über den Ostgrat. (Topo-photo H. Biersack).



Pik Lenin von Nordosten, aus etwa 40 km Entfernung, quer über das Alaital gesehen. In der tiefen Scharte (ca. 5600 m) links des Gipfels stand das oberste Lager der Erstbesteiger. (Topphoto R. Finsterwalder).



Padargebiet ; Panchjab : Eingeborene aus Saskábr erklären unserem Darjiling-Korrespondenten, Ludvig Krenek, den Weg über den Poat La (Photo F. Kolb).

der man bis zur Hütte General J. Perón (ca. 6500 m) bleibt. Ein kurzes Stück oberhalb dieser Hütte überschreitet man zum letzten Male den Nordkamm und steigt dann in der Fallinie aufwärts bis zum Fuss der geschlossenen Felswand, die den Gipfel des Berges trägt. Ein horizontaler Quergang von etwa 100 m nach rechts bringt dann bei etwa 6750 m an den Fuss der Schluss-«Canaleta». In der Höhe weitet sich das Couloir; man kann ihm bis zum Kulminationspunkt folgen oder auch über den südwestlichen Gipfelgrat die Besteigung beschliessen.

Bei schönem Wetter ist dieses Itinerar vollkommen schneefrei, die Maultiere können bis zum Fuss der «Canaleta» gehen, also bis 6750 m! Der Pfad, den ihre Hufe auf dieser ganzen Strecke getreten haben, erleichtert die Besteigung wesentlich. Man kann allerdings nicht behaupten, dass sie dadurch interessanter geworden wäre!

Unter den Aconcagua-«Stürmern», die über Militärmaultiere verfügen, gibt es manche, die sich den Luxus leisten, bis zum Fuss der «Canaleta» im Sattel zu bleiben, sogar mitunter in einem einzigen Zuge von der Plaza de Mulas aus. Das ist wirklich schade. Abgesehen davon, dass es jeglichen sportlichen Geist vermissen lässt, verhindert diese Art, den Berg zu machen, die fortschreitende Akklimatisation des Organismus. Neun von zehn Personen, die derart auf den Berg transportiert werden, haben dann nicht die Kraft, die letzten 250 m bis zur Spitze hinauf zu schaffen.

Die Maultiere sollten nur bis zur Plaza de Mulas verwendet werden oder höchstens noch für Gepäcktransporte bis zu den Hütten Plantamura und Eva Perón. Auf diese Weise verläuft das Normalschema einer Aconcaguabesteigung folgendermassen:

1. Tag: Aufstieg von Plaza de Mulas bis zu den Hütten Plantamura und Eva Perón, also von 4230 bis 6000 m. Dafür rechnet man mit einer mittelschweren Last (bis 15 kg) etwa acht bis zehn Stunden, einschliesslich Rast. Für die Nacht können in jeder der beiden Hütten bis zu fünf Personen unterkommen. Sind es mehr, so müssen Zelte errichtet werden.

2. Tag: Aufstieg bis zum Gipfel und Rückkehr zu den Hütten für die zweite Nacht. Man rechnet vier bis fünf Stunden bis zur Hütte J. Perón (6500 m), von dort drei bis vier Stunden bis zum Fuss der «Canaleta» und nochmals drei Stunden bis zur Spitze, also zehn bis zwölf Stunden Aufstieg für die letzten 1000 m, einschliesslich Rasten. Der Abstieg erfordert drei bis vier Stunden. Das sind mittlere Zeiten für trainierte Bergsteiger mit leichtem Rucksack (nicht mehr als 6 bis 7 kg) und bei guten Verhältnissen. Selbstverständlich können sie je nach den Umständen stark variieren. Es empfiehlt sich, frühzeitig aufzubrechen, doch soll man dies auch nicht übertreiben. Es gibt Gruppen, die mitten in der Nacht oder sogar schon am Abend aufbrechen. Wenn man nicht ganz ungewöhnliche Verhältnisse antrifft, setzt man sich dann unnötigerweise der Kälte und anderen Unannehmlichkeiten des nächtlichen Marsches aus, denn auch dann kann man sich nicht mit Sicherheit den atmosphärischen Störungen entziehen, die so häufig am Nachmittag in der oberen Region auftreten.

3. Tag: Rückkehr nach Plaza de Mulas, drei Stunden von Plantamura.

Man kann auch die Hütte General Perón dazu benützen, den Aufstieg zum Gipfel auf zwei Tage zu verteilen. Man hat dann viel mehr Spielraum und kann nach Sonnenaufgang starten. Diese obere Hütte ist ein einfacher Holzbau in Zeltform mit einer Grundfläche von $2 \times 2,5$ m. Im letzten Februar haben wir dort zu dritt zwei Nächte nacheinander ganz bequem geschlafen.

Vom Fuss der «Canaleta» aus kann man direkt über die riesige Schutthalde der Nordwestflanke absteigen und die Aufstiegsspur unterhalb des Mansosattels erreichen. So gelangt man viel schneller zur Plaza de Mulas. Wenn man jedoch über Plantamura gehen will, folgt man besser dem Maultierpfad, sonst hält es schwer, die Hütten zu finden.

Ausrüstung: Wesentlich ist ein guter Kälteschutz. Daunenkleidung, undurchlässige Windanzüge, grosse Schuhe mit Vibramsohlen, Gamaschen, Handschuhe und Pelzfäustlinge sind empfehlenswert. Pickel ist angebracht, Seile und Steigeisen sind überflüssig.

Der Aconcagua im Winter : Bisher ist der Aconcagua noch nie im Winter bestiegen worden. Dabei wäre er ein idealer Riesenskiberg. Man muss sich immer wieder vorstellen, was für eine phantastische Abfahrt es vom Fusse der «Canaleta» zur Plaza de Mulas wäre, ein gigantischer Slalom von 2500 m Höhenunterschied. Leider fehlt der Schnee! Mitten im Winter oder auch im Frühling ist der Berg oft aper wie im schönsten Sommer, offenbar eine Folge der starken Westwinde, welche die Niederschläge bringen. Im September und Oktober 1915 gelangten die Norweger Sundt und Bache und eine Woche später unser Landsmann Alfred Kölliker bis zur Höhe der «Canaleta». Sie konnten ihre Skier nur im Horconestal verwenden, denn höher oben fehlte es an Schnee. Kölliker berichtet, dass er nicht zum Gipfel gelangen konnte, weil ihn ein rasender Sturm hinabzuschleudern drohte. Diese winterlichen Versuche sind nicht wiederholt worden – wenn man von dem sonderbaren Alleingang des britischen Hauptmanns Marden absieht, der nahe der Plaza de Mulas starb.

Weitere mögliche Routen : Das Zeitalter der direkten Routen und der Varianten hat begreiflicherweise in den Anden noch nicht begonnen, aber der Aconcagua ist ein besonderer Fall. Der Wunsch, auf ihn eine neue Route zu eröffnen, ist jetzt naheliegend, denn der normale Weg ist stark überlaufen, und es gibt noch mehrere verlockende Möglichkeiten.

Die Westseite, die sich aus Fels- und Konglomeratbänken stufenförmig aufbaut, dürfte den Geologen mehr interessieren als den Bergsteiger. Dagegen bilden die beiden grossen Grate – Südsüdwest und Ostsudost – zwei natürliche Treppen, die zu ihrer Ersteigung einladen. Zwischen diesen gewaltigen Strebepfeilern des Berges liegt die steile Süd- oder Südostflanke, ein Problem für die Freunde von Hängegletschern. Die Ostwand, die wahrscheinlich ziemlich windgeschützt ist, wäre gleichfalls interessant, aber ich habe sie niemals in der Nähe gesehen. Dort scheint Bertone 1944 seinen geheimnisvollen Versuch als Alleingeher gemacht zu haben.

In seinem kürzlich erschienenen Buch *Monts Pacifique* (Arthaud, 1951) bricht Saint-Loup eine Lanze für die Südwand und stellt über ihre Möglichkeiten Betrachtungen an. Vielleicht wird sich schon bald jemand finden, der den Vorschlag des originellen literarischen Bergsteigers aufgreift und seine Ideen in die Tat umsetzt.

SIKKIM

Noch nie gab es so wenig von Sikkim zu berichten wie in diesem Jahr. Solange der Dalai Lama in Yatung, unweit der Sikkimgrenze, residierte, war Sikkim vollkommen gesperrt; selbst Gangtok blieb unerreichbar. Man munkelte, dieses Verbot sei hauptsächlich auf die bösen Journalisten zurückzuführen, die mit ihren masslos übertriebenen oder auch völlig erdichteten Berichten viel zur allgemeinen Unruhe beigetragen hätten. Wahrscheinlich fürchtete man, dass diese findigen Leute über irgendwelche wenig bekannten Pässe im oberen Lachung die Grenzkette heimlich überschreiten und in das Reich des Dalai Lama eindringen würden. . .

Als endlich der Dalai Lama wieder sicher in Lhasa angekommen war, wurde ein Teil Sikkims freigegeben; aber die Behörden zeigten sich sehr kleinlich. Man kann verstehen, dass das eigentliche Grenzgebiet gegen Tibet unter den heutigen Umständen abgesperrt bleibt. Warum aber das ganze Zemugebiet mit eingeschlossen wurde, ist unbegreiflich. Man darf nicht einmal das nur zwei Tagereisen von Gangtok entfernte Singhik besuchen; auch das ist scheinbar schon gefährlich!

Es verbleibt also nur Südwestsikkim. Aber selbst da wird das begehrtesten Ziel, die Gocha-La-Region (und auch Kabur!) ausgeschlossen, diesmal aus religiösen Gründen. Doch wurde mir von allen Sherpas und allen Touristen, die je diese Gegend besuchten, übereinstimmend versichert, dass die Hirten in Dzongri (es gibt dort keine Dauersiedlungen) nicht

nur nichts gegen Besucher haben, sondern sie im Gegenteil willkommen heissen, da sie durch Verkauf von Yakmilch und Butter ein wenig Geld verdienen können. Das Verbot scheint auf hohe buddhistische Würdenträger in Gangtok zurückzugehen, die selbst wohl nie diese «heiligen» Stätten besuchen.

Wir hatten nur zwei Besucher: Georg Frey, «Assistant Swiss Trade Commissioner» (Bombay), und G. Lewis, ein junger englischer Geologe aus den Kohlegruben Bihars. Die beiden wollten zusammen das Yalungebiet besuchen und den Ratong La von der nepalischen Seite her überschreiten. Frey hatte seine kleine Expedition bis ins kleinste Detail sehr sorgfältig vorbereitet [siehe den ausführlichen Bericht, Seite 145].

Am 27. September verliessen die beiden Darjiling mit neun Sherpas unter der Führung Tensing Bhotias und zwanzig lokalen Trägern. Erst folgten sie dem üblichen Höhenweg über Sandakphu und Phalut zum Garakhet La. Der Monsun hatte ein Einsehen und schloss seine Schleusen früher als üblich, so dass sie diese aussichtsreiche Höhenwanderung voll geniessen konnten. Am Garakhet La verliessen sie den Kamm und stiegen gegen Osten ab, passierten kleine Seen und überschritten die nepalische Grenze weiter nördlich. Über mehrere unbenannte Pässe¹ (zum Schluss über den Semo La) erreichten sie Tseram, ihr Standlager, am 5. Oktober, acht Tage nach ihrem Aufbruch. Dort wurden alle lokalen Kulis zurückgeschickt, und die Sherpas allein besorgten den Weitertransport. Am nächsten Tag drangen sie bis Upper Ramser (4400 m) am Yalunggletscher vor. Dort schon hatte Lewis mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Es stellte sich später heraus, dass er sich Höhen von über 5000 m durchaus nicht anpassen konnte. Wahrscheinlich hatte er damals schon die Gelbsucht, an der er nach seiner Rückkehr heftig erkrankte.

Am 8. Oktober bestieg Frey mit Tensing und Ang Dawa IV, die zwei, die ihn auf allen Touren begleiteten, Punkt 5715, südöstlich von Ramser, der ihm einen ausgezeichneten Überblick über die Bergumrahmung des Yalung gab [siehe aber S. 147]. Die nächsten Tage wurden dazu benützt, die Lager auf diesem Gletscher vorzuschieben. Von einem Lager II in 5050 m Höhe versuchte Frey, Paches Grab (5700 m) zu erreichen, musste aber wegen sehr starker Zerklüftung aufgeben.

Am 13. Oktober bestieg er von einem Lager am Zusammenfluss des Yalung- und Tsogletschers über eine den Tsogletscher begrenzende Rippe den Grat, der vom Boktoh (5932 m) in weitem Bogen zum Jannu zieht. Frey schätzte die erreichte Höhe auf 6250 m. Er schrieb in seinem Tagebuch, dass der Ausblick von dieser Warte das Schönste gewesen sei, was er in seinem ganzen Leben gesehen habe; sein dort aufgenommenes Panorama lässt uns diesen Anspruch verstehen. In unerhörter Pracht stehen die Berge vom Jannu über Kangbachan Peak, Kangchendzönga, Talung Peak, Kabru bis zum Koptang Peak gerade gegenüber. Ich möchte hier gleich einfügen, dass alle Panoramen, die Frey auf der Yalungseite und später vom Ratonggletscher aufnahm, wundervoll klar und ungemein eindrucksvoll sind. Wahrscheinlich kann mit ihrer Hilfe die Karte beträchtlich verbessert werden [siehe aber S. 148].

Freilich waren sie sehr vom Wetter begünstigt. Tensing sagte, er habe selten so herrliches Wetter gehabt wie während der zehn Tage auf der Westseite des Kantsch. Dies ist um so merkwürdiger, als das Wetter auf der Sikkimseite keineswegs günstig war. Während des ganzen Oktobers sahen wir hier von Darjiling aus die Berge nur selten.

Am 15. Oktober wurde ein 5800 m hoher Gipfel im Zwickel zwischen Yalung- und West-Ratong-Gletscher erstiegen und am folgenden Tag der Ratong La (5197 m) überschritten. Lewis sagte mir, dass sie bald nach Überschreiten der Höhe aperes Gelände vorgefunden hätten, während Raeburn und Crawford im Oktober 1920 sich vier Stunden lang durch Schnee hinabmühen mussten. Höchst eindrucksvoll fand er die Lawinen, die von der überaus steilen Südflanke des Ratong Peak ohne Unterbruch herabdonnerten.

Lewis verliess Frey am 19. Oktober und kehrte nach Darjiling zurück, da sein Urlaub abgelaufen war. Frey gelangte am 20. zum Lager II am Kabru und fand dort noch Brennholz von Thornleys Versuch im Mai 1947 [siehe *Berge der Welt* VI, S. 256]. Von Dzongri aus (21.) wurde ein kurzer Vorstoss zum Gocha La unternommen, wobei ihm, nach kurzem Schneefall, wieder herrliches Wetter beschieden war. Da ihm noch etwas Zeit zur Verfügung stand, wollte Frey nach seiner Rückkehr nach Dzongri (26.) noch einen unbekanntem Berg, Punkt 19 130 (5830 m), etwa 2 km südöstlich vom Koptang Peak, ersteigen. (Dieser Berg ist übrigens von Darjiling aus bei Abendbeleuchtung ganz gut sichtbar; er hebt sich dann deutlich vom dahinterliegenden Jannu und Ratong Peak ab.) Den Koptang Peak selbst fand er viel zu schwierig für eine schwache Gruppe.

Lager I wurde in 4240 m Höhe aufgeschlagen, unweit des Tal Pokri; Lager II (5000 m) am Fusse des Berges, ein paar hundert Meter über dem Ratonggletscher. Am Tage der Besteigung (29. Oktober) nahm Frey Tensing und Ang Dawa mit sich. Ein dritter Sherpa, Phu Tharke, befand sich im Lager II, der Rest in Dzongri.

Sie stiegen erst durch eine steile Rinne, teils Schnee, teils verglasten Fels. Auf Wunsch von Frey ging man unangeseilt. Merkwürdigerweise nahm Frey auch keine Steigeisen, obwohl die Benaglung seiner Schuhe sehr zu wünschen übrig liess. Am Grat, etwa 40 m oberhalb der Rinne, glitt Frey plötzlich aus und nahm Tensing mit, der 10 m unter ihm anstieg. Dieser streifte im Fall Ang Dawa und riss diesen ebenfalls aus dem Stand, so dass alle drei gegen die Rinne zu glitten. Frey, der sofort seinen Pickel verloren hatte, stiess mit den Beinen an einen Felsblock und stürzte kopfüber die ganze Rinne – an die 400 m – hinunter. Tensing konnte seinen Fall im letzten Augenblick abbremsen. Mit unglaublicher Geistesgegenwart (und ein wenig Glück) gelang es ihm, den hinter ihm daherschliessenden Ang Dawa ebenfalls aufzufangen. Die zwei seilten sich nun an und stiegen vorsichtig die Rinne hinunter. Phu Tharke war inzwischen bei Frey angelangt, sah aber, dass er schon tot war. Zu dritt trugen sie nun den Leichnam tiefer und begruben ihn unweit einer markanten Felsgruppe. Das Grab wurde mit einem grossen Steinmann markiert. Tensing hatte den Mittelfinger gebrochen; Ang Dawa zeigte Abschürfungen am ganzen Körper. Sonst waren beide ohne Verletzungen davongekommen. Zusammen mit den andern Sherpas von Dzongri kehrten sie nun nach Darjiling zurück und überbrachten mir die Hiobsbotschaft.

Ich möchte hier noch gerne das wirklich musterhafte Verhalten aller beteiligten Sherpas anführen. Alles, auch die kleinste Kleinigkeit, wurde ordnungsgemäss zurückgebracht. Tensing, obwohl verletzt, verbrachte Stunden an der Unfallstelle, bis er den kleinen Rucksack mit Freys Kamera gefunden hatte. Das Tagebuch und die belichteten Filme nahm er in seinen eigenen Rucksack, um sie ja sicher abliefern zu können. Die Sherpas berichteten mir ihrerseits, dass sich Georg Frey ganz besonderer Wertschätzung erfreute. Nach ihren Aussagen befand er sich in ausgezeichneter Form. Um so merkwürdiger und unerklärlicher erscheint der Unfall.

Wie erinnerlich, musste Adolf Rubi, einer der Teilnehmer der Lohner-Sutter-Expedition 1949, früher zurückkehren, da er über 5000 m nicht schlafen konnte. Lewis erzählte mir, dass sich um diesen Vorfall bereits folgende Legende gesponnen habe: Rubi habe irgendwo im Lhonak auf eine Bergziege geschossen, obwohl er von den Trägern gewarnt worden sei, dass er sich gerade an jener Stelle auf heiligem Grund befinde. Rubi habe ihre Warnung missachtet, und deshalb hätten ihn die Götter mit Schlaflosigkeit geschlagen, so dass selbst alle Medikamente des grossen Doktors (scheinbar Dr. Wyss) nichts helfen konnten. . .

Wie schon erwähnt, war das Wetter auf der Sikkimseite im Oktober und auch im November keineswegs günstig. Die vielen Besucher der Nachmonszeit zogen recht enttäuscht wieder ab. Vom 25. November an aber haben wir ein Wetter, wie ich es in Darjiling noch nie erlebt hatte. Es gibt überhaupt keine Wolken. Auch die höchsten Berge bleiben von Sonnenaufgang bis un-

tergang vollkommen klar. Dabei ist die Luft so durchsichtig, dass man mit dem Fernglas jedes Haus im 45 km entfernten Gangtok sehen kann. Jetzt, Ende Dezember, kann man in Hemdärmeln im Freien sitzen.

Das Jahr 1952 wird Hochbetrieb im Himalaya bringen. Nicht weniger als drei oder vier grosse und viele kleinere Expeditionen wollen ihr Glück versuchen. Da sind vor allem einmal die Japaner. Sie haben es auf die Twins (im Zemugebiet) abgesehen; es ist aber ein offenes Geheimnis, dass sie eigentlich, wenn halbwegs möglich, dem Kangchendzönga zu Leibe rücken wollen.² Sie haben zwei Routen vorgesehen: eine über die Twins (*sic!*), die andere vom Zemu Gap über den Südostgrat. Letztere würde sie freilich nur zum Vorgipfel (8476 m) bringen – aber auch das wäre schon ein Riesenerfolg. Der Grat von dort zum Hauptgipfel ist – das kann man wohl ruhig sagen – fast unmöglich. Die andere Route, über die Twins, ist so lange, dass sie schon aus diesem Grunde noch nie ins Auge gefasst wurde.

Die Japaner nahmen ihre Vorbereitungen überaus ernst. Schon im Winter 1948 wurden zwölf Mann ausgesandt, um schwierige Gipfel in den japanischen Alpen unter ungünstigsten Verhältnissen zu erklettern. Sie waren erfolgreich, verloren aber dabei einen ihrer besten Kletterer. Im Winter und Frühling 1949 und 1950 wurden diese Trainingskurse fortgesetzt und ausgebaut. Grundsätzlich wurde dabei immer gezelte. Die Teilnehmer mussten 30-kg-Rucksäcke und ihre Skier tragen. – Die Expedition wird vom «Fukuoka Yama-no-kai» (Fukuoka Alpine Club) durchgeführt, hofft aber auf weitgehende Unterstützung von anderen Vereinen und Körperschaften.

Die Deutschen wollen bekanntlich zum Chomo Lönzo, dem kleinen Bruder vom Makalu – einem herrlichen, 7815 m hohen Berg. Der Zugang von der Arunschlucht durch das Baruntal ist vollkommenes Neuland.

Diesmal scheint es ernst zu werden mit einer russischen Everest-Expedition, natürlich von der tibetischen Seite her. Angeblich sollen 150 Mann aufgeboten werden, was mich gar nicht wundern würde. Vielleicht wird sich die Ersteitungsgeschichte des Matterhorns wiederholen und der Everest gleichzeitig von Norden und von Süden angegriffen werden.

K. E. Snelson, der 1950 die Panch Chuli (6904 m; Garhwal) versuchte, will in das vielversprechende Bergland östlich der Annapurna gehen (Manaslu usw.); ich weiss aber nicht, ob er schon die Bewilligung dazu erhalten hat. J. P. Lucas, der 1950 den Chomo Yummo (6829 m) erstieg, will der Route Frey folgen und im Gebiet des Ratong La bergsteigen. P. Ghiglione hat ebenfalls Himalayaabsichten, hat sich aber noch nicht für ein bestimmtes Gebiet festgelegt; wahrscheinlich ist es Garhwal. Sicherlich werden, wie üblich, noch mehrere kleine Expeditionen zustande kommen, von denen bis heute noch nichts bekannt ist. Es wird schwer sein, für diese vielen Expeditionen erstklassige Träger aufzutreiben. Man wird jeder Gruppe neben den erprobten Kräften auch ein paar der jüngeren Talente mitgeben müssen. 1952 wird klar zeigen, wie gross noch der Unterschied zwischen der alten Klasse eines Dawa Thondu, Pasang Lama, Tensing Bhotia und dem Nachwuchs ist.

¹ Wahrscheinlich auf der gleichen Route wie Raeburn und Crawford im September 1920. (*Alpine Journal*, November 1921, Seite 42). M. K.

² Nach den letzten Berichten ist es nicht ganz sicher, ob die Japaner die Bewilligung erhalten werden, in Sikkim bergzusteigen. L.K.

EVEREST

Im Frühjahr 1951 versuchte wieder einmal ein Alleingänger, R. B. Larsen aus Dänemark, sein Glück am Everest. Ich hatte leider keine Gelegenheit, ihn persönlich zu sprechen, da er sich nach seiner Rückkehr überhaupt nicht in Darjiling aufhielt. Der vorliegende Bericht ist auf den Erzählungen der Sherpas, die ihn begleiteten, aufgebaut.

Larsen verliess Darjiling am 31. März, zusammen mit Ajiba (Nr. 10), Ang Dawa II (41), Jigme Tsering (52) und Angtsering IV (101). Die Route über Tibet kam natürlich nicht in Frage, da dieses Land vollkommen abgesperrt ist. Ich weiss nicht, ob er eine Bewilligung für Nepal hatte. Wenn die Gruppe unterwegs zur Rede gestellt wurde (was sehr selten geschah), hiess es immer, seine Route sei genehmigt, die Bewilligung aber noch nicht eingetroffen. Jedenfalls hielt er hier seine Pläne völlig geheim.

Die Route von Darjiling kreuzt erst den Grenzkamm am Sandakphu, wo noch drei weitere Sherpas, die sich dort oben befanden, aufgenommen wurden. Lokale Kulis wurden nicht verwendet. Die Lasten waren verhältnismässig gering: die Ausrüstung war mehr als dürftig, es gab auch nur ein paar Konserven, die für die Hochlager gedacht waren. Man lebte während des ganzen Anmarsches von den ländlichen Erzeugnissen. Von Sandakphu marschierten sie über Chainpur nach Dingla, an der Route von Jobani, der nächsten Eisenbahnstation. Namche Bazar wurde nach 23 Tagen erreicht – dies beweist, dass der Zugang von Darjiling um mindestens eine Woche länger ist als der übliche von Jobani-Biratnagar.

In Namche Bazar erstand Larsen ein paar der von der Houston-Tilman-Expedition zurückgelassenen Seile und ergänzte seinen Proviant. Dann folgte er der Route der vorjährigen Expedition (siehe *Berge der Welt* VI, S. 254) durch das Lobujya Khola. Höher oben gab es noch viel Schnee und häufige Lawinen. Von den ungeheuren Steilwänden des Nuptse und von den Lawinenhängen des Lho La tief beeindruckt, kehrte Larsen um, bevor er noch den Zugang ins «Allerheiligste», den jetzt schon berühmt gewordenen Eisfall des Khumbugletschers, gesehen hatte. Das ist sehr schade. Hätte er den Eisfall versucht, so wüsste man jetzt schon, ob Shipton recht hat, wenn er hofft, dass dieser Eisfall im Frühjahr (und nur im Frühjahr) möglich sei.

Larsen gab sich noch nicht geschlagen. Er kehrte nach Namche Bazar zurück und zog nun durch das westliche Seitental des Bhoti Kosi zum Nangpa La. Dieser 5800 m hohe Pass wird im September und Oktober häufig von Yak-Karawanen überschritten. Jetzt, im Mai, gab es aber noch sehr viel Schnee, der ihnen sehr zu schaffen machte. Trotzdem wurde das Rongbukklster nach einigen Gewaltmärschen schon am sechsten Tage erreicht. Glücklicherweise traf man auf keine hohen Regierungsbeamten. Der Abt nahm ihn freundlich auf; mehr noch, als in Larsens Abwesenheit Offiziere nach ihm fragten, deckte ihn der Abt vollständig, indem er sagte, er habe Larsens Pass gesehen!

Von Rongbuk aus marschierte Larsen mit vier Sherpas sofort nach Camp I, ohne im Base Camp der Engländer Halt zu machen. Im Camp III, am Fusse des Nordsattels, verblieben sie vier Tage, bis alle Lasten heraufgeschafft waren.

Am 7. Mai wurde der Steilhang zum Nordsattel in Angriff genommen. Ajiba, der 1933 und 1936 am Everest war, betonte immer wieder, wie günstig die Verhältnisse gewesen seien; kein Eis und seiner Ansicht nach auch keine Lawinengefahr. Ungefähr 100 m unterhalb des Sattels empfing sie ein eisiger Sturm. Da sie keine guten Schlafsäcke, ja nicht einmal einen Primuskocher(!) mithatten, weigerten sich die Sherpas entschieden, dort oben ein Lager aufzuschlagen, und stiegen sofort wieder ab. Vergeblich bat und beschwor sie Larsen, doch wenigstens einen Versuch zu unternehmen – die Sherpas blieben hart. Larsen verzich es ihnen nie, dass sie ihn dort oben im Stich gelassen hatten. Scheinbar hoffte er, vom Nordsattel aus einen scharfen Vorstoss zum Gipfel zu unternehmen und womöglich am selben Tag noch zum Lager III abzustiegen! Ich bin davon überzeugt, dass die Sherpas von allem Anfang an wussten, dass Larsen keinerlei Chancen hatte. Sie wussten um die mangelhafte Ausrüstung: nur ein schweres, ungeeignetes Zelt, schlechte Schlafsäcke, keine wirklich verlässlichen Seile, natürlich schon gar keine Haken und nur wenige Konserven – aber da er gut zahlte, liessen sie ihm diese Illusion bis zum letzten Augenblick. Ang Tharke, der später dieselbe Region besuchte, erfuhr, dass sich die Sherpas überraschenderweise auch sonst nicht sehr gut benommen hatten. Sie tranken viel und

blieben oft kilometerweit zurück; sie liessen es Larsen scheinbar spüren, dass er in ihrer Hand sei. Larsen rächte sich später, indem er ihnen nicht ganz den vereinbarten Lohn zahlte; so berichteten wenigstens die Sherpas.

Dank der Hilfe des Abts konnte also Larsen wieder ungehindert auf demselben Weg nach Namche Bazar zurückkehren. Von dort begab man sich auf dem kürzesten Weg zur Eisenbahnstation Jainagar in Indien zurück.

Shiptons Erkundung

Als ich Shiptons Ankündigung seiner Kundfahrt zum Everest las, war ich nicht wenig über den zuversichtlichen Ton seiner Ausführungen erstaunt; es klang fast so, als ob er den Weg über die Südseite des Everest schon in der Tasche hätte. Dies stand in so ausgeprägtem Gegensatz zu dem recht pessimistischen Urteil in Tilmans Bericht über die mit Houston im November 1950 durchgeführte Kundfahrt, dass man wohl mit Recht gespannt sein durfte, wer recht haben würde – Shipton oder Tilman.

Die englischen Teilnehmer waren: Eric Shipton, W. H. Murray, Michael Ward und T. D. Bourdillon. Später wurden sie durch zwei Mitglieder der Neuseeländischen Garhwal-Expedition verstärkt: H. E. Riddiford und E. P. Hillary, die in Dingla, auf halbem Anmarsch, zu ihnen stiessen. Ang Tharke war der Leiter der Trägerschar. Von Darjiling brachte er nur drei mit: Da Norbu (165), Pa Norbu (161) und Utsering (81). Die übrigen stiessen während des Anmarsches zu ihnen. Riddiford brachte Pasang Dawa Lama (139) und dessen Bruder Nyima Sherpa III (162) mit.

Die Berichte der Tilman- und der Shipton-Gruppe von Jogbani nach Namche Bazar sind so verschieden wie Tag und Nacht. Die ersteren berichten nur von herrlichen Fernsichten, prachtvollen Wäldern, wundervollen Farben, ein Tag sei schöner als der andere. Ohne Anstrengung erreichten sie ihr Ziel in vierzehn Tagen. Die anderen haben von Anfang an mit grössten Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Flüsse sind so angeschwollen, dass manche überhaupt nicht überschritten werden können, sondern in zeitraubenden Umwegen umgangen werden müssen. Die Wege sind schlüpfrig und gefährlich. Überall wimmelt es von Blutegehn. Kulis sind nur unter grossen Schwierigkeiten aufzutreiben, obwohl man phantastische Preise anbietet. Sogar Hornissen verbünden sich mit den anderen Hindernissen, um den Expeditionsteilnehmern das Leben sauer zu machen. Volle vier Wochen anstrengendster Arbeit sind erforderlich, bis sie Namche Bazar erreichen (22. September). So ändern sich die Verhältnisse, wenn man statt nach dem Monsun mitten während der Regenzeit kommt. . .

Von da ab besserte sich das Wetter zusehends, obwohl man noch gelegentlich mit kräftigen Niederschlägen zu tun hatte. Shipton wird nicht müde, die wundervolle Umgebung des Imyia Khola (oberhalb Namche Bazar) zu preisen, die in so grossem Gegensatz zu der düsteren Umgebung des Rongbuktales steht.

Die erste Erkundung des grossen, 600 m hohen Eisfalls, der den Eintritt in das «Western Cwm», das eigenartige, von Everest, Lhotse und Nuptse eingeschlossene Gletscherbecken verwehrt, war nicht eben ermutigend. Trotz härtester Arbeit gelang es nicht, bis in das relativ flache, wenig zerschründete Becken vorzudringen. Die Schneeverhältnisse waren denkbar ungünstig und höchst gefährlich. Eine kleine Lawine, die glücklicherweise keinen Schaden anrichtete, brachte ihr Vordringen, ganz knapp vor dem Ziel, endgültig zum Halten. Sie setzten ihre Hoffnung auf eine spätere Besserung der Verhältnisse und wandten sich inzwischen anderen Zielen zu.

Ich schrieb schon im vorjährigen Artikel, wieviel grossartiges Bergland es von Namche Bazar aus zu erforschen gäbe. Nun, Shiptons Gruppe hat gut die Hälfte davon durchstreift.

Wertvolle Entdeckungen wurden gemacht; die Karte konnte in vielen Punkten berichtigt werden.

Man ging in zwei Gruppen: Shipton und Hillary erforschten die Umrahmung des Imyia Khola, das von Nuptse, Lhotse und vielen unbekanntem Gipfeln zwischen 6000 und 7300 m eingeschlossen wird. Vergeblich versuchten sie einen Übergang in das Baruntal, das zum Arun hinauszieht. Ein paar Tage später aber fanden sie einen Pass aus dem südlich anschliessenden Hongotal in das Barun Khola, hatten aber nicht mehr die Zeit, aus letzterem nach Norden vorzudringen, wie sie es ursprünglich gehofft hatten. Damit wäre nämlich eine Verbindung mit der Gegend, die 1921 erforscht worden war, hergestellt gewesen. Der Blick von der Wasserscheide, von Makalu kaum 10 km entfernt, muss ein ganz grossartiger gewesen sein.

Die andern vier erforschten inzwischen die Gegend im Westen. Sie wollten eigentlich einen Pass nach Tibet finden, von dem einer der Sherpas berichtet hatte. Statt dessen fanden sie einen Übergang zum Ngojambagletscher, der vom 8153 m hohen Cho Oyu herabkommt. Lange studierten sie diesen herrlichen Berg, konnten aber von dieser Seite keine Anstiegsmöglichkeit finden (ein ausgezeichnetes Bild des Cho Oyu, vom Nup La aufgenommen, das diese Flanke zeigt, findet sich im Buch der Everest Reconnaissance 1921).

Sie versuchten nun den Nup La zu erreichen, der noch nie überschritten worden war (er führt zum westlichen Rongbukgletscher und wurde seinerzeit von dort her bestiegen). Nach zwei Tagen harter Eisarbeit mussten sie feststellen, dass der Aufstieg allein mindestens drei Tage in Anspruch genommen hätte; dafür waren sie nicht vorbereitet. Sie folgten dann dem Ngojambagletscher talwärts und erreichten auf diesem neuen Wege Namche Bazar.

Am 25. September waren wieder alle im Standlager am Khumbugletscher vereinigt. Shipton und Hillary hatten inzwischen einen weiteren Versuch gemacht, dem grossen Eisfall beizukommen. Sie waren im oberen, wildzerrissenen Teil zurückgeschlagen worden. Nun sollte ein letzter Versuch gemacht werden. Am 28. Oktober zogen alle sechs Bergsteiger, zusammen mit Ang Tharke, Pasang Lama und Nyima Sherpa, los. Die Schneeverhältnisse waren nun besser. Der untere Teil wurde verhältnismässig rasch überwunden. Der oberste, vollkommen zersplitterte Teil aber erforderte schwierigste Eisarbeit. Sie erkannten klar, dass man diesen Weg den Trägern nicht zumuten konnte. Als sie nun den flachen Gletscherboden greifbar vor sich hatten, bemerkten sie eine Riesenspalte, die von Wand zu Wand quer über den Gletscher zog und sie damit von ihrem Ziel unwiderruflich abschnitt. Abermals mussten sie sich geschlagen geben.

Shipton hofft, wohl mit Recht, dass im Frühjahr die Verhältnisse günstiger seien, da ja dann viele Spalten vom Lawinenschnee des Winters ausgefüllt wären. Ang Tharke aber sagt, dass selbst Ende Oktober Lawinen von beiden Seiten (Nuptse und Everest) herabstürzten. Er fürchtet, dass sie im Frühjahr so zahlreich und so gross sein würden, dass nur eine enge Gasse in der Mitte des Eisfalls als verhältnismässig sicher übrig bliebe. Gerade dort aber sei der Gletscher am schwersten zu begehen. Somit scheinen die Chancen auch im Frühjahr nicht gross zu sein.

Ausblicke von den Hängen des Pumori bestärkten Shipton in seiner Ansicht, dass der Sattel zwischen Everest und Lhotse verhältnismässig leicht aus dem innersten Gletscherbecken erreicht werden könne, das dort bis zu 7000 m ansteigt. Man hätte somit bis zum Südsattel nur 800 bis 900 Höhenmeter zu überwinden. Auch Ang Tharke bestätigt, dass der Südgrat viel leichter aussieht als der Nordgrat.

Die Rückkehr nach Namche Bazar wurde gebührend gefeiert. Es war nicht leicht, die Sherpas von all den Festlichkeiten loszureissen. Erst am 4. November zog man – in drei Gruppen – wieder los; diesmal nach Westen, um die Gegend um den Gaurisankar zu erforschen. Die ¼-Zoll-Karte schreibt dort «unsurveyed»; daher kam diesmal der Forscher mehr auf seine

Rechnung als der Bergsteiger. Jeder Tag brachte neue, aufregende Entdeckungen. Besonders beeindruckt waren sie von einem unbenannten Berg (den sie Menlung Tse benannten), auf der Karte mit 23 560 ft. (7181 m) angegeben, also um 120 ft. höher als der Gaurisankar. Sie fanden, dass sich dieser gewaltige, steilwandige Granitberg wie die Nanda Devi fast völlig isoliert aus weiten Gletscherbecken erhebt.

Den Rückweg nahmen sie durch die tiefeingeschnittene Schlucht des Rolwaling Khola, wo Shiptons Gruppe mit Riddifords Abteilung zusammentraf, die über den schwierigen Gletscherpass Tesi Lapcha dorthin gelangt war. In einer weiteren Woche kamen sie von Lamobagar am Ende der Schlucht über Charikot nach Katmandu.

Was eine Aufstiegsmöglichkeit auf den Everest von Süden her anbetrifft, so hat die Erkundung keinen vollen Erfolg aufzuweisen. Es ist schade, dass nur dieser Frage allein so viel Aufmerksamkeit zugewendet wird. Man vergisst dabei ganz, dass von Shiptons Gruppe mehrere tausend Quadratkilometer wunderbares Bergland entdeckt wurden. Wieder einmal ist eine Lücke geschlossen worden, denn der Gaurisankar ist nicht mehr weit vom Lingtren Himalaya entfernt, der 1949 von Tilman erforscht wurde. Man kann also sagen, dass jetzt so ziemlich die ganze Hauptkette des Himalaya vom Kangchendzönga bis zur Annapurna recht gut bekannt ist, bis auf eine kleine Lücke östlich vom Manaslu, in der es noch ein paar Siebentausender geben sollte, die noch nicht eingesehen worden sind.

KULU (PANCHJAB¹)

Dr. R. C. Evans, der mit Tilman 1949 in Nepal war, E. Ker und A. G. Trower wollten ursprünglich das Gebiet zwischen Kulu und Spiti in Augenschein nehmen und dabei auch der sagenhaften Shilla zu Leibe rücken. Die indische Regierung aber erteilte ihnen keine Bewilligung; mehr noch, sie durften nicht einmal über den Rothangpass, den früher jedes Jahr Dutzende von Touristengruppen überschritten. So haben sich die Verhältnisse im Himalaya geändert!

Die drei mussten sich also auf Kulu beschränken. Die Tos Nala, in der Roberts 1941 einige Besteigungen durchführte, konnten sie wegen Transportschwierigkeiten nicht erreichen. Sie entschlossen sich daher, es mit dem Deo Tibba (19 687 ft. = 6001 m) zu probieren, der angeblich 1940 von einem Mr. Lind erklettert worden sein soll.² Sie stiegen in dem landschaftlich herrlichen Jagatsukh Nala [Duhangan] an und errichteten ihr Standlager unweit der Wasserscheide zwischen diesem Tal und dem Malanabecken.

Von dort aus versuchten sie erst den felsigen Südostgrat, mussten aber bei etwa 18 500 ft. (5640 m) aufgeben, da sie einen senkrechten Grataufschwung nicht bewältigen konnten. Am Südgrat, den sie darauf angingen, erreichten sie ungefähr dieselbe Höhe und wurden dort von einer mit Neuschnee bedeckten Eiswand zurückgewiesen. Sie fanden also den Deo Tibba sehr gut verteidigt und zweifelten (meiner Ansicht nach mit Recht), dass der Berg schon erstiegen sei.

¹ Die Schreibweise *Panchjab* scheint uns doch besser und rationeller als *Penjab*, die wir bisher angenommen hatten. *Panch* findet man auch in *Panch Chuli* (die fünf himmlischen Feuer). *Panch* und *Pend* stammen beide aus dem Indogermanischen (*penque* = fünf). *Jab* = Fluss. Diese fünf Flüsse sind: Satlej (sprich Satledsch), Beas, Rawi, Chenab und Jhelam. M. K.

² Wir haben vergebens um Details gebeten. Es will niemand von dieser Besteigung wissen. Prof. Krenek ist der Ansicht, dass Deo Tibba dem Punkt 20 410 ft. = 6211 m entspricht, der auf der ¼-Zoll-Karte namenlos bleibt. Dies scheint uns sehr wahrscheinlich. M. K.

GARHWAL

Die Panch Chuli scheinen sich langsam zu einem der begehrtesten Ziele im Himalaya zu entwickeln. Sie wurden nun schon viermal versucht: 1949 von Charlton-Thomas, 1950 von den Schotten und nachher von Snelson (siehe S. 200) und 1951 von Charlton-Thomas und Heinrich Harrer (siehe S. 284).

Harrer, bekannt als einer der Erstersteiger der Eigernordwand, war Mitglied der Deutschen Nanga-Parbat-Expedition 1939. Bei Kriegsausbruch wurde er, wie alle anderen Deutschen und Österreicher, in Indien interniert. 1943 gelang es ihm und Aufschnaiter, aus dem Lager Dehra Dun zu entfliehen und in Nachtmärschen Tibet zu erreichen. Die Ereignisse ihrer «Pilgerfahrt» von Gartok nach Lhasa sind im *Himalayan Journal* 1946 kurz geschildert (siehe auch *Berge der Welt* II, S. 489). Es wäre wohl wert, die vielen wichtigen Beobachtungen und Skizzen, die sie auf der anderthalb Jahre dauernden abenteuerlichen Fahrt niederlegten, in vollem Umfang zu veröffentlichen. Harrer wurde jüngst mit einem Schlag bekannt, als er den Dalai Lama auf der Flucht von Lhasa begleitete und darüber einen ausgezeichneten Bildbericht im *Life* veröffentlichte. Leider wurde ihm die Aufenthaltsbewilligung nicht verlängert, höre ich. Er wird also wohl Indien verlassen müssen. – Aufschnaiter soll sich noch immer in Tibet befinden. Er hofft wahrscheinlich, auch unter den geänderten Verhältnissen im Lande seiner Wahl ein Fortkommen finden zu können [gegenwärtig in Katmandu].

Es heisst, dass Harrer, bevor er zu den Panch Chuli zog, dank Hilfe des indischen Militärs einen Erkundungsflug machen konnte. Leider hatte ich keine Gelegenheit, Harrer selbst darüber zu befragen. Jedenfalls entschied sich Harrer, den Berg von Westen anzugreifen, nicht wie alle seine Vorgänger von Osten. Von dieser Seite aus kann der Fuss des Berges überraschend schnell, in weniger als einer Woche vom Endpunkt der Eisenbahn aus, erreicht werden. Bis Pitoragarh verkehrt jetzt eine Autobuslinie. Von dort sind es noch 80 km bis Mathkot im Ghor-Ganga-Tal. In diesem Dorf traf er die bestellten zwei Sherpas, Gyalgen VII und Lhakpa Gyelbu. Sie folgten nun dem Lauf der Madkani Nala aufwärts. Jenseits der letzten Siedlung (Jilbhot) wurde das Tal weglos und eine richtige Wildnis von Bambus und Rhododendren. Überraschenderweise reicht der Gletscher (Dakkhini Balati Gal) bis auf 3000 m herab. Harrer schlug sein Standlager über dem ersten Eisfall, in einer Höhe von 4000 m auf. Dort erreichte ihn am 3. Juni Charlton-Thomas. Gemeinsam wurde der zweite Eisfall angegangen und verhältnismässig rasch überwunden. Der dritte Eisfall aber war überaus schwierig. Oft brachen sie bis zur Hüfte im Schnee ein. Ständig schwebten sie in Gefahr, unter Lawinen begraben zu werden. Endlich, nach drei Tagen, erreichten sie die flache, weite Firnmulde, die der Gipfelpyramide westlich vorgelagert ist. Aber auch hier und in den steileren Hängen höher oben machte der tiefe Schnee das Vordringen qualvoll langsam, wozu die glühenden Sonnenstrahlen, die sich in der Firnmulde wie in einem Brennspiegel sammelten, nicht wenig beitrugen. Erst am 10. Juli waren sie zum Gipfelangriff bereit. Harrer und Lhakpa stiegen noch am vorigen Nachmittag so weit als möglich an, um am Morgen leichtere Arbeit zu haben. Sie fanden einen steilen Eishang, der aber, von der Sonne erweicht, mit Steigeisen gut begehbar war.

Am nächsten Morgen aber sah der Hang ganz anders aus. Durch die Kälte der Nacht war das Eis steinhart gefroren. Der Aufstieg wurde sehr schwierig und gefährlich. Harrer sah, wie Thomas ausglitt und mit seinem Sherpa Gyalgen den Hang hinabglitt. Glücklicherweise konnte er den Fall mit seinem Pickel bremsen. Die zwei hatten genug und kehrten um. Als kurze Zeit darauf auch Lhakpa ausglitt und, von Harrer gehalten, am Seil pendelte, wurde endgültig zum Rückzug geblasen. Im Abstieg querte Harrer zum Sattel [6355 m] am Fusse des Nordgrates hinüber. Er fand ihn aber noch steiler als den eben versuchten Westgrat.

TRISUL (7120 m)

Dieses Jahr kann ich die dritte und vierte Ersteigung des Trisul, an zwei aufeinander folgenden Tagen, melden. Die dritte Ersteigung ist ein Markstein in der Geschichte des indischen Bergsteigens. Ich glaube nicht, dass vorher ein Inder, ausser der etwas sagenhaften Besteigung der Shilla [7025 m] durch einen indischen Vermessungshelfen (um 1860) schon die 7000-m-Grenze überschritten hat.

Die Teilnehmer der Gruppe waren: Gurdial Singh, von der «Doon School», Roy Greenwood vom «International Services Wing», Surendr Lall aus Gauhati und N. L. Dayal. Sie hatten Dawa Thondup, Gyalgen II und Phu Tharke als Träger. Greenwood und ich glaube auch Gurdial Singh hatten an der Besteigung des Bandarpunch im Jahre 1950 teilgenommen.

Lata, der eigentliche Ausgangspunkt, wurde leicht in fünf Tagen erreicht, da man bis Chamoli den Autobus benutzen konnte. Dort mussten sie zu ihrem Schrecken feststellen, dass alle Träger von der französischen Nanda-Devi-Expedition gekapert worden waren. Schliesslich half ihnen Kesar Singh aus der Patsche, derselbe Mann, der Oliver 1933 zum Trisul begleitet hatte. Er zauberte aus dem Nichts Träger hervor, so dass sie am 13. Juni, mit fünfzehn Mann, aufbrechen konnten. Vom herrlich gelegenen Weideplatz Lata Kharak (3900 m) überschritten sie den Durashipass zur Alp Dibruggheta, wobei sie zweimal von Schneestürmen aufgehalten wurden. Weiterhin aber hatten sie recht günstiges Wetter. In Dibruggheta trafen sie den Leiter und Doktor der französischen Nanda-Devi-Expedition.

Zwei Tage später überschritten sie den Rishi Ganga auf selbstgebafter Brücke und stiegen nach Bethartoli an (3822 m). Am 20. Juni wurde das Standlager an der Seitenmoräne des Bethartoli-gletschers aufgeschlagen – das letzte schneefreie Lager. In Camp I (5400 m) wurden Surendr und Dayal ernstlich bergkrank. Sie beschlossen zurückzubleiben, um die andern nicht zu behindern.

Der Weiterweg bot keine besonderen Schwierigkeiten, und nur plötzlich einfallende Nebel zwangen Greenwood und Gurdial Singh, schon auf 6000 m zu kampieren. Bis hierher konnten sie sich nicht über das Wetter beklagen. Aber der 23. Juni war nach ihrer Aussage der schönste Tag von allen. Sie begannen mit dem Gipfelangriff zeitlich früh; und doch wurde es 4.20 Uhr nachmittags, bis sie den höchsten Punkt erreichten. Dem viel gerühmten Dawa Thondup wird auch diesmal wieder besonderes Lob gezollt. Er war es, der die meiste Spuarbeit leistete.

Robert Walter, Pondichery, der den Trisul am nächsten Tag erstieg, beschreibt seine Eindrücke folgendermassen: «Ich fand nicht, dass der Trisul sehr hoch sei; ich hatte nur das Gefühl, dass er unendlich weit weg sei und nicht näher komme.» Er sagt, die Besteigung biete technisch kaum irgendwelche Schwierigkeiten. Walter hatte übrigens auf dem Rückweg das Pech, seinen Rucksack, in dem sich fast sein ganzes Geld befand, zu verlieren. Durch eine ungeschickte Bewegung stiess er bei einer Rast an den Rucksack, den er neben sich stehen hatte, und dieser kollerte den ganzen Steilhang hinab und verschwand im rauschenden Rishi Ganga. . . Deshalb musste er sein Vorhaben aufgeben, den Franzosen einen Besuch im Standlager der Nanda Devi abzustatten.

NACHTRAG

Die Verhältnisse in Tibet und Nepal ändern sich ungemein rasch. Die neue Strasse von Lhasa nach Gartok (dem alten Karawanenweg folgend) am Nordfuss des Himalaya soll schon recht weit fortgeschritten sein. In Lhasa wurde vor kurzem eine Schule eröffnet – die erste in Tibet. Eine weitere in Gyantse wird bald folgen. Viele Tibeter, die europäische Schulen in Darjiling besuchten, werden daher nächstes Jahr nicht wiederkommen.

Pilger, die im Spätherbst vom heiligen See Manasarowar zurückkehrten, berichteten, dass eine grosse Zahl chinesischer Truppen unweit des Sees kampierten. Sie sahen weitere Truppen im Flugzeug eintreffen, vollkommen ausgerüstet, mit Rationen, Ponies und Jeeps. Die Pilger wurden von den Soldaten freundlich aufgenommen. Sie hörten, dass die meisten Truppen im Winter wieder nach China zurückkehren würden, bis auf eine kleine Besatzung, die dort dauernd stationiert werden soll. Seither sind dort des öfteren Wasserflugzeuge gelandet, wie denn überhaupt die vielen grossen tibetischen Seen als Stützpunkte für ein Luftverkehrsnetz auserschen sind. Wenn man nun noch hört, dass unweit Lhasa Kohle gefunden wurde und an der tibetisch-chinesischen Grenze Öl, dann wird man zugeben, dass das alte, feudale Tibet eigentlich schon aufgehört hat zu existieren. . .

Die Strasse nach Katmandu ist noch immer nicht fertig. Man kann vorläufig nur bis Bhim-pedi fahren. Von dort ist's immer noch ein starker Tagesmarsch bis zur Hauptstadt. Man hofft aber, die Arbeiten noch vor Beginn des Monsuns beenden zu können. Die Verhältnisse im östlichen Nepal, in der Provinz Ilam, sind noch immer sehr unsicher (obwohl man davon in den Zeitungen nichts liest). Sonst ist die Ruhe im ganzen Land wieder hergestellt. Die neue Regierung scheint grössten Wert auf Erziehung zu legen. Gegenwärtig gibt es schon an die fünfzig Schulen in Nepal. Auch hier zeigt sich dieselbe Tendenz wie in Tibet: nur wenige Nepalis werden nächstes Jahr im Ausland (sprich Indien) studieren. Die meisten werden Schulen im eigenen Land vorziehen.

Der «Himalayan Club» blüht und gedeiht. Es gab noch nie so viele Beitrittsgesuche wie dieses Jahr. Die Mitgliederzahl dürfte an die 600 betragen, was mir freilich für einen Klub, der ganz Indien umfasst, noch reichlich wenig erscheint. Andererseits ist die Arbeit jetzt schon für die paar ehrenamtlichen Funktionäre zu gross. – Die Klubräume im «Light Horse Club» sind jetzt besser, da Bücherei und Ausrüstung in getrennten, wenn auch zu kleinen Räumen untergebracht sind. Für Bergsteiger hier in Indien ist es ein unschätzbare Vorteil, dass der Klub jetzt eine Anzahl erstklassiger Ausrüstungsstücke, wie Zelte, Schlafsäcke, Eispickel usw., besitzt – sie sind hier nur unter den grössten Schwierigkeiten aufzutreiben.

Viel Lärm wurde um die Gründung eines indischen Bergsteigervereines gemacht. Alle Zeitungen brachten spaltenlange Artikel. Als ich dem neuen Klub beitreten wollte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, dass man bis jetzt hauptsächlich über den Namen diskutiert hatte. Von «Indian Himalayan Expedition Club» änderte man ihn zu «Himalaya Foundation» und landete schliesslich bei «Indian Himalayan Society». Professor Rahul, der 1947 und 1949 die Schweizer begleitete, wurde beauftragt, die Statuten auszuarbeiten – das ist alles. Ich weiss nicht, wie weit die Arbeit schon gediehen ist. General Carioppa, der indische «Commander in Chief», und, wie ich kürzlich hörte, Nehru selbst sollen als Präsidenten des Klubs fungieren.

Ludwig Krenek

PANCH CHULI 1951

Als ich dieses Frühjahr Tibet verliess und in das erste indische Dorf kam, forderte mich der Australier Frank [Charlton-] Thomas auf, mit ihm den Panch Chuli (6904 m) zu versuchen. Der Berg war von Schotten, Australiern und Südafrikanern vergeblich versucht worden, und nun bahnten wir uns einen Weg durch das Tal, um eine Route zu finden.

In drei ungeheuren Abbrüchen steigen die Eismassen aus einem Becken herab – dieses zu erreichen war unsere erste Aufgabe. Das Basislager stand inmitten von Wacholdersträuchern neben dem ersten Gletscherbruch am Talhang. Schneerinnen und Lawinenkegel querend, erreichten wir die zweite Terrasse. Unter einer hohen senkrechten Felswand fanden wir einen sicheren Zeltplatz.

Es schneite die ganze Nacht und den halben nächsten Tag. Die Neuschneelawinen fuhren durch die Rinnen und fächerten in riesigen Kegeln auf der Terrasse aus – bis knapp vor unsere Zelte, wo die Schneemassen zur Ruhe kamen. Der Luftdruck abbrechender Séracs des dritten Gletscherbruches fuhr manchmal gegen unsere Zeltwände.

Um das grosse Becken über dem dritten Gletscherbruch zu erreichen, entschlossen wir uns für eine der Lawinenrinnen. Wir querten weitere Hänge und Rinnen, bis wir zu einem riesigen Couloir kamen, das ohne Schwierigkeit zum Becken führte. Das Becken ist etwa 5200 m hoch gelegen, 1100 m über dem Basislager. Es war ein prachtvoll strahlender Tag. Ein über 800 m hoher Gletscherhang und darüber die Pyramide des Gipfels standen einladend vor uns.

Wir stampften am nächsten Morgen im tiefen Schnee das sanft ansteigende Becken zum Hangeinstieg hinauf. Zeitweise knietief, dann hüfttief spurend, kamen wir nur langsam vorwärts. Einige Stellen waren so steil und der Schnee so grundlos, dass man wie in einer Tretmühle vergeblich vom Platz zu kommen suchte. Das war der berühmte Zuckerschnee, von dem einige behaupten, dass er mit zu den grössten Hindernissen am Mount Everest gehört. Am späten Nachmittag schlugen wir unsere Zelte unter einer festen Séracwand auf, und da oberhalb grosse Spalten waren, fühlten wir uns vor Lawinen sicher.

Der nächste Tag brachte dieselbe ermüdende Arbeit. An einer riesigen Eiskapelle, die jeden Augenblick herunterzustürzen schien, stiegen wir einzeln vorbei; die Sonne brannte und reflektierte, man konnte sich zur selben Zeit die Füsse erfrieren und Brandblasen bekommen. Langsam begann der Hang sich zurückzulegen, und endlich standen wir auf einem herrlichen, aussichtsreichen kleinen Plateau. Die ganze Welt war in einem Wolkenmeer begraben, und nur die glorreichen Gipfel des Himalaya schienen zusammen mit uns die Wärme der untergehenden Sonne zu geniessen. Der Westgrat, auf den unsere Wahl gefallen war, lag direkt vor uns, und da kein besonderes Hindernis zu sehen war, spürten wir alle frohen Mut.

Wir waren nun 6000 m über Meer, und das Spuren am nächsten Tag war wieder anstrengend. Zwischen jeder Rast hatten wir bisher 100 Schritte gemacht, nun mussten 50 genügen. Vom Plateaulager hinauf zum Fuss des Grates war es nicht sehr steil, und wir wollten unser letztes Lager so hoch wie möglich aufschlagen. Mittags nebelte es jedoch ein, und wir mussten uns erheblich unterhalb des Gratansatzes mit einem ungemütlichen Plätzchen zwischen Spalten begnügen. Am Nachmittag erkundeten wir im leichten Nebel den weiteren Anstieg, um am nächsten Tag beim Gipfelangriff etwas leichter voranzukommen. Nach etwa einer Stunde standen wir vor einer schneelosen Eiswand, die weiter oben in eine Art aufgestellten Rücken auslief. Die Eiswand war zu unserer Linken in die Westwand und zu unserer Rechten in die Südwand gewölbt; die Nachmittagssonne hatte das Eis erweicht, und nur die Standplätze mussten gehackt werden. Nach etwa acht Seillängen kehrten wir vergnügt zurück.

Wir waren schon vor dem ersten Morgengrauen auf dem Weg. In der alten Schneespur kamen wir schnell hoch, jedoch von den Standplätzen im Eishang war nichts mehr zu finden. Statt dessen standen wir einem glatten, glasharten Eishang gegenüber. Stufenschlagen war ausser Frage, und so stiegen wir für einige Seillängen in derselben Weise wie am Vortag hoch. Thomas war mit Gyalgen und ich mit Lhakpa an je einem Seil verbunden. Die Schollen eines Standes, den ich eben hackte, klirrten gerade auf meine Kameraden hinunter, als ich Thomas mit seinen Steigeisen rutschen sah; sogleich riss er auch seinen Sherpa mit sich, jedoch mit grösster Geistesgegenwart brachte er die Bewegung mit seinem Pickel zum Halten. Ich querte auf ein kleines Felschen hinunter, um besseren Stand zu haben. Beim Nachkommen rutschte nun auch Lhakpa und pendelte unter mir durch; es war das Zeichen zur Umkehr.

Als wir aus der Wand kamen und am Sattel wieder vereinigt waren, beschlossen wir schweren Herzens, auf den Gipfel zu verzichten. Den Nordgrat betrachtend, mussten wir feststellen, dass er technisch dieselben Schwierigkeiten bot, aber länger war und zur Nordostwand

hin mit einer Wächte abbrach. Wir hatten weder Mittel noch Absichten, den Berg weiter zu belagern.

Der Abstieg verlief ohne Zwischenfall. Während unserer Abwesenheit war die riesige Eiskapelle hinuntergestürzt, und fast überall war unsere Aufstiegsspur von Lawinen bedeckt. Die Rinne brachte eine Überraschung: eine Woche schönes Wetter hatte das Eis zum Schmelzen gebracht, und jetzt schoss ein beträchtlicher Wasserfall hinab. Alles und jeder wurde in wenigen Stunden unter Opferung eines Stückes Seil hinuntergelassen, und als wir nach genau zehn Tagen wieder im Basislager waren, konnten wir vier uns glücklich preisen, heil herausgekommen zu sein.

400 m unter dem Gipfel hatten wir aufgeben müssen.

Heinrich Harrer (Graz)

LEH-LADAK

Im Südsüdwesten von Leh, ungefähr 25 km entfernt, gibt es eine leicht vergletscherte Gruppe, die unter dem Namen Stok Kangri bekannt ist. Die einzige Karte, die ich besitze, ist eine französische Übersichtskarte im Massstab 1 : 1 000 000 aus dem Jahre 1902! Sie gibt für den Kulminationspunkt, der von hier aus gut sichtbar ist, 6124 m an. Es ist eine schöne Spitze, die mich an das Bietschhorn vom Petersgrat aus erinnert, wenn sie auch nicht ganz so kühn geformt ist.

Am 9. August 1951 reiste ich ab, um das ganze Gebiet näher kennenzulernen. Da ich keine passende Expeditionsausrüstung besitze, musste ich auf eine ordnungsgemässe Belagerung verzichten und mich zu einer raschen Erkundung entschliessen. Ich hatte auch nur für wenige Tage Proviant mit. Nach der Überschreitung des Indus gelangte ich am ersten Tage über das Dorf Stok und durch die Schluchten südlich dieser Siedlung zu den Weiden, die sich längs dem Tal bis gegen 4300 m hinziehen. Am nächsten Tage stieg ich westlich über Hänge und Moränen bis zum Rande des Gletschers auf, der vom Hauptgipfel und seinem südöstlichen Nachbarn herabfließt. Ich errichtete mein Zelt bei etwa 5000 m auf der rechten (östlichen) Moräne dieses kleinen harmlosen Gletschers. Am dritten Tage, bei Nebel und Graupelschauern, begnügte ich mich damit, den Gletscher zwei Stunden weit hinaufzusteigen; dann hatte ich erkundet, was ich wissen wollte: die Südostseite des Hauptgipfels besteht aus einem gewaltigen Schneeang, der in einem einzigen Schwung von einem kleinen Bergschrund (ca. 5300 m) bis zum Gipfel hinaufzieht. Auf der rechten Seite war der Firn von einem Felsgrat begrenzt, der, abgesehen von seiner unteren Partie, keine Schwierigkeiten bietet.

Tags darauf, am 12. August, brach ich um 5.45 Uhr auf; gegen 7 Uhr befand ich mich am Fusse des Hanges und umging den Bergschrund auf den Felsen zur Rechten. Da der Schnee tief war, folgte ich auch weiterhin lieber diesen Felsen, die stark verwittert aber leicht waren. Erst weiter oben wechselte ich wieder in den härteren Schnee hinüber. Das war ein wahres Vergnügen: der Hang stieg in gleichmässiger Steilheit empor – ohne Rastpunkte, aber auch ohne Hindernisse. Um 10.45 Uhr berührte ich den Gipfelgrat mit der Hand. Es war mein erster Sechstausender. Die Ablesung meines Höhenmessers passte gut zur bereits genannten Kote von 6124 m.

Dann ging es rasch wieder hinunter zum Zelt, doch vergass ich unterwegs nicht, einige Peilungen mit der Bussolle als Unterlage für eine kleine Kartenskizze des Massivs zu machen.

In seinem Buch *In Himalayan Tibet* [Seeley, London 1926] berichtet Dr. Heber, der hier von 1914 bis 1925 mein Vorgänger war, dass er einmal einen Alpinisten mit seinen zwei Schweizer Führern begleitet hätte, als sie einen Angriff auf den höchsten Gipfel in einer Bergkette unternahmen, die auf der anderen Seite des Indus gegenüber Leh gelegen ist. Sie seien jedoch

durch schlechtes Wetter in einer Höhe von etwa 5500 m abgewiesen worden. Zweifellos handelt es sich hier um den Stok Kangri, aber wer waren diese Bergsteiger? In Ihrer Chronik «Himalaya 1939–1946» [*BdW* V, S. 204] schreiben Sie, dass Visser mit Franz Lochmatter und Johann Brantschen 1922 in diesem Gebiet waren. Handelt es sich um diese drei?

Das Ende meiner Augustferien wurde mir leider durch Krankheit verdorben. Immerhin konnte ich Ende September schon wieder ein Pferd besteigen und über den Khardong La eine Rundtour in das Shayok- und Nufragebiet machen. Ich hatte eigentlich nur Aufgaben als Missionar zu erfüllen, aber ich konnte doch wenigstens einen Blick auf einige Gipfel werfen und einigermaßen abschätzen, welche Möglichkeiten gewisse Täler als Zugangswege böten. Wie steil sind aber diese Berge!

Pierre Vittoz

PS der Redaktion. Wir haben Dr. Rudolf Wyss (Bern) geschrieben, der mit der Visser-Expedition 1929/30 in dieser Gegend tätig war und uns folgendes antwortet: «Der Gipfel Stakes (Stokes) südwestlich von Leh wurde von Visser mit Franz Lochmatter und Johann Brantschen 1922 angegangen, indem sie, einen Tagesmarsch von Leh entfernt, ihre Zelte aufschlugen, dann aber umkehrten (so sagte mir Visser). 1951 erfolgte also wohl die Erstbesteigung. Die Höhe des Gipfels, der ein sehr anmücheliger Schneeberg ist, wird auf dem Millionstblatt 52 [Ausgabe 1916] mit 20 083 ft. [6121 m] angegeben. Er lockte mich seinerzeit sehr, aber die Zeit fehlte.»

Auf der Ausgabe 1916 des oben erwähnten Blattes ist der Berg mit Kote, aber namenlos angegeben. Hingegen steht auf dem Blatt 52 F (Leh) des $\frac{1}{4}$ Zoll (preliminary edition 1927) wohl der Name *Stok (Stak)*, aber ohne Kote. Nach den Höhenkurven wäre der Gipfel etwa 4900 m hoch. Der Name kommt gewiss vom Kloster Stak am Ost-Nordostfuss des Berges. Merkwürdig ist der beträchtliche Höhenunterschied auf diesen beiden Karten. Der $\frac{1}{4}$ Zoll von 1927 sollte doch richtiger sein als der Millionstel von 1916... wer weiss Bescheid?

Dr. Ph. C. Visser schreibt uns aus Wassenaar (Holland) wie folgt: «Tatsächlich haben Herr Heber, Franz Lochmatter, Johann Brantschen und ich 1925 versucht, den Stok Kangri zu besteigen. Diesen Versuch habe ich in meinem Buch *Naar Himalaya en Karakorum* ziemlich ausführlich beschrieben. Wir verliessen Leh am 14. September (1925) und brachten unser Lager bis auf ungefähr 3925 m. Schon am frühen Morgen des 15. September verschlechterte sich das Wetter. Jedoch verfolgten wir unsere Besteigung, und neun Stunden später erhoben sich unsere Zelte auf einer Höhe von 5460 m. Dann waren wir reichlich 600 m unter dem Gipfel. Die angegebene Höhe von 6121 m ist also sicher richtig. Es brach dann ein schauderhafter Schneesturm los. Wir warteten noch bis am Nachmittag des nächsten Tages. Dann waren wir gezwungen, mit ziemlich grossen Schwierigkeiten bei äusserst schlechtem Wetter zurückzukehren.»

Die Besteigung unseres tapferen Mitbürgers Vittoz scheint also die erste zu sein, und wir gratulieren ihm für diese einsame Leistung.

M. K.

BERGSTEIGEN IN DER SOWJETUNION *von Nina Alschwang*

Das letzte Jahrbuch des sowjetischen Alpinismus¹ enthält zwar keine imposante Liste grosser Erstersteigungen, aber es vermittelt trotzdem den Eindruck einer grossen bergsteigerischen Entwicklung; das Bergsteigen wird in der UdSSR zu einem wirklichen Volkssport. Zum Unterschied von den früheren Jahren, in denen die Bergsteiger sich hauptsächlich aus den sportlichen Organisationen der Städte rekrutierten, hat der Alpinismus nun begonnen, sich unter der dörflichen Jugend der Berggegenden auszubreiten. Die Sportklubs organisieren

Lager im Kaukasus, Pamir und Tian Schan, wo die Instrukto­ren die Neulinge schrittweise auf immer schwierigere Besteigungen trainieren. Grossen Wert legt man auf die Sicherungsmassnahmen. Jeder Kandidat bei alpinen Prüfungen muss nicht nur fähig sein, eine Besteigung zu machen, die in ihrer Schwierigkeit seiner Einstufung entspricht, sondern er muss auch eine Seilschaft führen können, wobei seine Technik des Sicherns sehr streng kontrolliert wird.

Das winterliche Bergsteigen, von dem man in den bisherigen Jahrbüchern nicht viel sprach, beginnt sich zu entwickeln. Man meldet Besteigungen und Überschreitungen in der Zeit November bis Februar, und zwar in Armenien, im Kaukasus und im Tian Schan. Zur Ausbildung von alpinen Skiläufern werden Lager organisiert.

Es ist interessant festzustellen, dass zwischen dem Bergsteigertum und der Wissenschaft ein enger Kontakt besteht. Expeditionen der sportlichen Gesellschaften haben immer auch wissenschaftliche Ziele, und die Gelehrten – im besonderen Geographen und Geologen – werden häufig von den Bergsteigern unterstützt.

ZENTRALKAUKASUS

Erste vollständige Überschreitung des Tichtengen-Nordgipfels (4610 m) und -Südgipfels (4612 m) durch Filonenko, Alferiew, Kutiwoi und Romanenko. Datum nicht erwähnt!

Bisher war der Südgipfel über die Süd- oder Westflanke bestiegen worden, der Nordgipfel über die Nordflanke. Die vollständige Überschreitung von Süd nach Nord oder umgekehrt blieb noch zu machen.

Die Bergsteiger brachen vom «Col der Sieben» auf und erreichten am ersten Tage die Basis der Türme an der Vereinigung des Süd- und Westgrates. Filonenko, der dieses Itinerar schon kannte, war unangenehm überrascht, die Felsen verschneit und vereist anzutreffen. Mauerhaken, die seit 1948 in der «Popow-Wand» steckten, erleichterten die Überschreitung. Immerhin musste man das Eis abputzen, das die ganze Höhe der in früheren Jahren leicht gangbaren Wand überzog. Erschöpft von einem Tag mit schrecklichem Wind, biwakierten sie auf einer bequemen Plattform am Fusse des Turmes unmittelbar vor dem Südgipfel. Um auf diesen zu gelangen, mussten sie einen verwehten Schneeegrat und ein Stück Blankeis überwinden, Schwierigkeiten, die ebenfalls in früheren Jahren nicht existiert hatten.

Das schwierigste Stück der ganzen Überschreitung war der Abstieg zur Scharte zwischen Süd- und Nordgipfel. Es handelte sich dabei um verglaste Felsen und um Steilhänge von dunklem Eis, die eine sehr harte Stufenarbeit erforderten. Nach einem Biwak erreichte man ohne grosse Schwierigkeiten den Nordgipfel; der Fels war zwar fast vertikal, aber sehr gut griffig. Abstieg über den Nordgrat bis zum zweiten Vorgipfel von der Spitze aus gerechnet. Von dort direkt hinab zum Kulakgletscher, über Firnfelder und Felsstufen, die oft mit Abseilen überwunden werden mussten. Der von glattem Fels gebildete Sockel ist sehr schwierig; um auf den Gletscher zu gelangen, muss man pendeln. Diese Route ist zwar für den Abstieg möglich, aber für den Aufstieg nicht zu empfehlen.

Songuti-Choch (4460 m) über die Nordwestwand durch Kusmin und Tichonrawow, 17. bis 18. Juli 1950.

Eine Route, die 1949 in der Südwestwand des Songuti eröffnet worden war, wurde 1950 von fünf Bergsteigern wiederholt. Die Ersteigung über die Nordwestwand wurde gleichfalls im September 1950 von vier Bergsteigern wiederholt, die indessen die Schlüsselstelle – eine 150 m hohe Wand – vermieden, indem sie zu dem Itinerar der Südwestwand hinüberwechselten.

Kusmin und Tichonrawow gingen vom Uilpatygletscher aus und nahmen die Songutiwand über einen Lawinenkegel in Angriff, wodurch sie die Felsen des ersten Aufschwunges erreichten; sie sind sehr verwittert und 50–60° steil. Die direkte Erklet­terung dieser Wand brachte sie auf

einen sehr steilen Grat und von dort an den Fuss des zweiten Aufschwunges; er ist ungefähr 200 m hoch und grossenteils schneebedeckt. Die dritte Stufe ist etwa 50 bis 60 m hoch, der Fels ist nass und verwittert. Dann folgt eine Zone mit glattem, vereistem Gestein. Die Griffe sind klein und spärlich, und es gibt zwischendurch keinen guten Stand zum Sichern. Das schwierigste Stück ist eine Mauer von 120 bis 150 m Höhe in Form eines Zweikants, der den Ausstieg auf den Grat sperrt. Die Kletterer brauchten dafür zehn Stunden und verbrachten die Nacht auf einer Art von Band, so abschüssig, dass man sich dort weder setzen noch die Rucksäcke öffnen konnte, um Proviant herauszunehmen. Am nächsten Tage ging es weiter: mehr oder weniger schwierige Gratstrecken, auf denen Schnee, Fels und Wächten sich ablösten, dann die gefährliche Begehung einer Schneeschicht, die auf dem Eis nur schlecht haftete, endlich ein Lawinengang, der an den Fuss des Gipfelturmes führt. Über leichtes, aber nicht sehr zuverlässiges Gestein kamen sie zum Gipfel, wobei sie vom Sattel aus die Normalroute benutzten.

Das Gebiet des Zei und die benachbarten Regionen bieten noch zahlreiche bergsteigerische Probleme, aber der sehr unzuverlässige Fels und das in diesem Teil des Kaukasus sehr unbeständige Wetter haben bisher wenig Bergsteiger angezogen.

PAMIR

Erste Besteigung des «Pik Patriot» (6350 m; Westpamir) durch B. Garf und P. Powarinin, 17.–20. August 1950.

Im Juli 1950 begab sich eine Expedition unter Leitung von B. Garf in das Becken des Garmogletschers, um hier die Möglichkeiten von Besteigungen zu prüfen. Insbesondere handelte es sich dabei um die Zugänge zum Pik Abalakow, Pik Leningrad und der Darwaswand. Zwei Mitgliedern der Expedition glückte die Eroberung eines noch jungfräulichen Gipfels von 6350 m, der am oberen Garmogletscher gelegen ist, nahe seinem Zusammenfluss mit dem Wawilow-Gletscher, in der «Kette der Akademie der Wissenschaften der UdSSR». Die Besteigung ging vom oberen Teile des Beljaew-Gletschers aus, von dort über einen steilen Firn zum Südwestgrat, den man bei etwa 5000 m erreichte.

Nachdem man zuvor ein Proviantdepot bei 5150 m angelegt hatte, verliess am 17. August eine Gruppe von vier und eine Hilfsgruppe von zwei Bergsteigern das bei 4000 m gelegene Basislager. Eine dritte Gruppe blieb dort zurück, um mit optischen Signalen die Verbindung zu sichern und bereitzustehen, notfalls den Bergsteigern Hilfe zu bringen.

Es wurden Lager bei 4600 m, 5400 m und 5900 m erstellt. Infolge Bergkrankheit mussten zwei Teilnehmer zum Camp 5400 m absteigen. Die Nacht im letzten Lager (5900 m) war recht unangenehm: Kälte, Bergkrankheit, Schlaflosigkeit. Am 20. August traten drei Bergsteiger zum Schlussangriff an. Einer musste unterwegs aufgeben und seine Kameraden bei 6100 m erwarten. Dort begann der schwierigste Teil. Eine dünne Schneelage auf einem Eisgrat musste sorgfältig abgeputzt werden, bis die Steigeisen in das Eis beißen konnten. Man musste mit Eishaken sichern und alle zwanzig Schritte stehenbleiben, um wieder zu Atem zu kommen. Noch 50 m auf einem flacheren Schneehang, und Garf und Powarinin standen um 12 Uhr des 20. August 1950 auf der Firnkuppel.

Die Schwierigkeiten der Besteigung beruhen auf den verwitterten Schiefnern im unteren Teil des Itinerars und den sehr steilen Schnee- und Eishängen oberhalb von Camp 5400 m.

Neue Besteigung des Pik Lenin (7127 m)

Der Pik Lenin liegt in der Za-Alai-Kette und wurde 1871 von Fedtschenko entdeckt. Die sowjetischen Besteigungen datieren von 1934 (drei Bergsteiger, darunter W. Abalakow) und 1937 (fünf Bergsteiger, darunter E. Belezki). Siehe besonders Seite 292 ff.

1950 wurde, nach einer Unterbrechung von dreizehn Jahren, die Besteigung dieses Berges von einer Mannschaft junger Bergsteiger aus der sowjetischen Armee wiederholt. Man ging von einem Basislager bei 3500 m aus. Am 9. August erreichten sie Camp II (4200 m), dann nacheinander Camp III (5200 m), IV (5800 m) und V (6400 m); hier blieben sie einen Tag und zwei Nächte, um ihre Akklimatisation zu vervollständigen. Von Lager VI (7000 m) erfolgte der Schlussangriff. Am 14. August wurde der Gipfel von zwölf Bergsteigern erreicht.

EXPEDITIONEN

Unter den zahlreichen Expeditionen, über die das letzte Jahrbuch des sowjetischen Alpinismus berichtet, heben wir hervor: die Expedition der Universität Tomsk, welche die Gletscher des *Altai* studierte und 27 neue entdeckte, mit einer Fläche von insgesamt 12 km²; ferner die *Issyk*-Expedition (Za-Illiiski Ala-Tau), die eigentlich sportliche Ziele verfolgte, aber dabei die Orographie des hohen Issyk festzulegen suchte und auch gletscherkundliche und meteorologische Beobachtungen machte. Mitgliedern dieser Expedition gelang die Erstersteigung von sieben Viertausendern: Pik der Achtzehn; Kos-Tau; 30 Jahre der Kasakischen Republik; Die Zentrale; Pik Palgow; Pik Kassin; Ak-Schal.

Eine weitere Expedition hat den «Knoten von Tschilik-Kemin» erforscht. Dieser Name wurde dem mittleren Teil der Kette Za-Illiiski Ala-Tau, dem zentralen Abschnitt des Kungei-Ala-Tau und der Querkette, gegeben, welche diese beiden Kämmen verbindet. Die Expedition konnte die Topographie des Gebietes klarstellen und eine Reihe von Ersteigungen machen, darunter fünf Erstersteigungen von Gipfeln zwischen 4000 und 4600 m.

Der Sportklub «Nauka» (Wissenschaft) hat zum zweiten Male eine Expedition in die Tschatkal-Kette (südwestlicher Tian Schan) organisiert; die erste fand 1945 statt. Die Tschatkal-Kette, der höchste Teil des westlichen Tian Schan, ist etwa 300 km lang. In dem etwa 100 km langen nordwestlichen Abschnitt befinden sich die höchsten Gipfel, die 5000 m erreichen (die mittlere Höhe der ganzen Kette liegt bei etwa 4000 m). Es ist ein für die Bergsteiger sehr interessantes Gebiet. Der «Uschba des Tschatkal» (ca. 4500 m) ist einer der schönsten Gipfel dieser Region, ebenso eindrucksvoll wie sein Namensvetter im Kaukasus; die Ersteigung scheint ernsthafte Schwierigkeiten zu bieten.

Bei der Expedition von 1945 hatten Kasakowa, Wedenikow und Schneider die Ersteigung des Pik Tschatkal erfolgreich durchgeführt, des höchsten Berges der gleichnamigen Kette (Nordgipfel 4900 m, Südgipfel 5000 m). Im Verlaufe der Expedition 1950 haben Kasakowa und Korsun die Erstersteigung der «Schneekuppel» gemacht (4500 m; steile Firnhänge, Blankeis, sehr verwitterte Felsen von mittlerer Schwierigkeit).

VERSCHIEDENES

Aus verschiedenen Artikeln bringen wir Auszüge, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen können:

Eine sehr gründliche wissenschaftliche Arbeit von Tuschinski und Kusmin über das Gebiet von Teberda – an der Grenze zwischen dem westlichen und dem zentralen Kaukasus – gibt auch Informationen über die Bergbesteigungen dieser Region. Unter anderem berichtet sie von der Bezwingung des Dombai-Ulgen-Westgipfels, einer der schwierigsten Bergfahrten des Kaukasus.

Die drei Spitzen des Dombai-Ulgen (Mittelgipfel 4040 m, Westgipfel 4037 m, Ostgipfel ca. 4000 m) sind alle schwer erreichbar. Der Mittelgipfel wurde 1933 über den Nordgrat erobert (Aleinikow, Naumenko, Pomorschanski). Die Überschreitung des West- und Mittelgipfels –

der Grat zwischen den beiden Gipfeln trägt fünfzehn Türme – wurde 1937 ausgeführt. 1938 haben Budanow, Kwatter und Alexandrow den Mittelgipfel über die Nordwand gemacht. Der Ostgipfel, der niedrigste, aber schwierigste, ist erst 1948 erobert worden (s. *Berge der Welt* V, S. 245).

Ein weiterer Anziehungspunkt der Dombairegion ist das «Hufeisen des Dschuguturliutschat», ein sehr zerrissener Grat mit fünf Gipfeln. Die vollständige Gratbegehung, die acht Tage erforderte, wurde im Spätherbst 1944 von E. Abalakow, Kolomenski und Anufrikow durchgeführt. Ein interessantes Itinerar in dieser Kette ist der Übergang vom Ptsch zum Dschuguturliutschat, eine der schwierigsten Touren des Gebietes. Sie gelang 1946 Nesterow, Gubanow, Kropf und Wolschin. In der gleichen Saison 1946 travesierten Budanow, Gromow und Juriew die drei Gipfel des Amanaus von Sofrudschu aus. Eine Seilschaft unter der Führung von Sacharow machte die Erstersteigung des «Knotenpunktes» des Amanaus, und Iwanow, Welikson und Kwatter erreichten den Mittelgipfel des Amanaus über den Nordgrat, gingen zum «Knotenpunkt» hinüber und stiegen zum Amanausgletscher ab. 1948 wurde die schwierigste Route, nämlich die Nordwand des Amanaus-Mittelgipfels, bezwungen (s. *Berge der Welt* V, S. 244).

In der Rubrik «Geschichte des Alpinismus» widmet I. Slanischwili einen Artikel dem Pionier des sowjetischen Alpinismus, G. Nikoladse (1888–1931), Ingenieur, Mathematiker und Dichter, der während seines Aufenthaltes in Morgins (Schweiz) im Jahre 1901 zum Bergsteiger wurde. Am 28. August 1923 führte er achtzehn Studenten und Studentinnen von Tbilissi auf den Gipfel des Kasbek. Dieses Datum gilt als Geburtstag des sowjetischen Alpinismus.

Hervorzuheben sind noch sehr interessante Auszüge aus dem Tagebuch des Topographen Dorofeew von der Pamir-Expedition 1928, an der auch deutsche Wissenschaftler und Bergsteiger teilnahmen. Dorofeew hat die Basis für die Karte des Fedtschenko-Gletschers 1:100 000 geliefert, die in den Arbeiten der Pamir-Expedition erschienen ist, und auch für die Karte des westlichen Pamir im Massstab 1:200 000.

Dorofeew, der den Fedtschenko-Gletscher in seiner ganzen Länge begangen hat, gibt folgende Zahlen für ihn an: Länge 76 km, Breite 2–5 km, Gesamtoberfläche des Gletschersystems 900 km², Strömungsgeschwindigkeit 152 m pro Jahr.

Ebenfalls in der geschichtlichen Rubrik erinnert F. Simonow in sehr lebendiger Darstellung an den Aufenthalt des Topographen Chodsko auf dem Gipfel des Ararat (5165 m) im Jahre 1850. Dieser Berg war vorher nur von Parrot und Abowjan im Jahre 1829 besucht worden. 1845 hatte Abich den südwestlichen Grataufschwung erreicht. Chodsko verbrachte mehr als fünf Tage auf dem Gipfel, wo er einen Theodoliten und andere Messinstrumente hatte aufstellen lassen. Zu vermerken ist auch, dass Chodsko zum korrespondierenden Mitglied der «Société de Géographie» in Paris und zum Ehrenmitglied des «Club alpin français» ernannt wurde.

Schliesslich enthält der Abschnitt «Alpinismus im Auslande» einen langen Artikel über Tibet und eine kurze Notiz über den Kampf um die Achttausender.

Wie in den früheren Bänden von «Besiegte Höhen» findet man auch hier auf den letzten Seiten das «Material für die Annalen des sowjetischen Alpinismus», das eine Liste der wichtigsten Besteigungen des Jahres 1950 enthält. Unter den Erstersteigungen, die in dieser Rubrik genannt werden, findet man ausser den von uns bereits behandelten:

Zentralkaukasus

Adyr-Su-Baschi (4355 m) über den Westgrat.

Pik MNR, Mittelgipfel über die Nordwand.

Pik MNR, Überschreitung aller Gipfel.

Schcheldatau, zweiter Westgipfel (4310 m) durch W. Abalakow mit sieben Kameraden.

Übergang vom Pik Gaponenko zum Ziti-Choch.
Gratbegehung Dschimarai-Choch-Schau-Choch-Pik Medik.
Gratbegehung Pik Dynamo-Zariut-Choch-Pik Medik.
«Doppel-Pik» vom Karaugomplateau aus.

Übergang Chirchaten-Pik Pirogow-Pik Medik.

Der Übergang Schchelda-Uschba, der in umgekehrtem Sinne von der Seilschaft Dschaparidse im September 1945 versucht worden war und damals mit einer Katastrophe endete (s. *Berge der Welt* IV, S. 235), ist jetzt georgischen Bergsteigern gelungen (keine Einzelheiten).

Tian Schan

Pik Mametowa (4100 m), Überschreitung.

Eine Serie von ersten Überschreitungen in den Aiguilles von Tujuk-Su.

Kirgisische Kette

Bajlan-Baschi.

Überschreitung des Pik Kirgistan.

Überschreitung des Pik Longwinenko (4200 m).

Pik Toktogul.

Pik Semenow Tian-Schanski.

¹ *Bestiegte Höhen*, Jahrbuch des sowjetischen Alpinismus 1951. Hauptredaktor B. Simonow. Staatsverlag für geographische Literatur, Moskau 1952. 542 Seiten, Photos, Panoramen und orographische Skizzen. Preis 11.30 Rubel. (Bericht über die bergsteigerische Tätigkeit des Jahres 1950).

PIK LENIN

Aus D. M. Satulowski: *Auf den Gletschern und Gipfeln Mittelasiens*. (Deutsch von Hellmut Schöner.)

In unserer Studie «Versuch einer Chronologie der Höhenrekorde im Gebirge» (BdW II, 147 ff.) haben wir die Erstersteigung des Pik Lenin (7127 m) durch Eugen Allwein, Erwin Schneider und Karl Wien im September 1928 geschildert und besprochen.

Seither ist in Russland das famose Werk von Satulowski: «Auf den Gletschern und Gipfeln Mittelasiens» erschienen (Staatsverlag für geographische Literatur, Moskau 1948). Unser Mitarbeiter Hellmut Schöner beschäftigt sich gegenwärtig mit der Übertragung dieses Werkes ins Deutsche (Verlag «Das Bergland-Buch», Salzburg) und hat uns lebenswürdigerweise die Priorität des Kapitels «Pik Lenin» angeboten, das die heutige sowjetische Mentalität einigermaßen beleuchtet. Wie man sehen wird, scheinen die Russen den Erfolg des Kleeblattes Allwein-Schneider-Wien im Jahre 1928 anzuzweifeln und sich selbst die Eroberung des Pik Lenin zuzuschreiben. Deshalb haben wir die persönliche Meinung von Erwin Schneider erbeten, der uns folgendes antwortet: «Steinmann haben wir keinen gebaut. Wir waren froh, dass wir wieder abwärts steigen konnten, so gross war die Kälte. Ein ‚Handstück‘ von den Felsen habe ich mitgenommen und an Prof. Klebelsberg geschenkt. Wien hat Bilder gemacht, aber sie sind unbedeutend, das könnte überall sein. Wenn die Russen es nicht glauben, ist es mir auch ganz egal. Ich finde es würdelos, unter Bergsteigern so etwas überhaupt zu behandeln.»

Redaktion

1928 arbeiteten im westlichen Pamir Trupps der Expedition der Akademie der Wissenschaften [Rickmers Expedition, siehe BdW II, S. 147 ff.; III, S. 243]. Nachdem der wichtigste Teil der Beobachtungen am Fedtschenko-Gletscher beendet war, zog einer der Trupps der Expedition dem Lauf des Sauk-dara, einem der Zuflüsse des Muk-su, entlang aufwärts. Dieser

Gletscher fließt die Südhänge der Transalajkette herab. Bei dem Trupp befanden sich einige deutsche Alpinisten, die zu der Expedition gehörten. Nach einiger Zeit kehrten sie mit erfrorenen Füßen zurück und meldeten der Leitung der Expedition, dass sie die Erstbesteigung des Pik Lenin durchgeführt hätten. Sie stiegen von Südosten auf. Eine genaue Beschreibung ihrer Besteigung haben die Alpinisten nicht hinterlassen. (Anmerkung des Übersetzer: In dem Buch *Berge und Gletscher im Pamir*, Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart 1931, hat Karl Wien auf Seiten 212–233 die Besteigung des Pik Lenin, früher Pik Kaufmann, geschildert.) [Siehe auch: *BdW* II, S. 147 ff.]

1929 organisierten das Geologische Komitee und der Zentralrat von OPTE (Gesellschaft für proletarische Touristik und Exkursionen) eine Expedition zu den Südhängen der Transalajkette. Die Expedition durchquerte das Alajtal und drang in die Schlucht des Flusses Altyn-dara ein. Nach Überschreitung des Ters-agar-Passes [3850 m] stieg die Karawane zu der kleinen Siedlung Altyn-masar [2775 m] im Tal des stürmischen Muk-su hinunter.

Der Versuch, über das Hochwasser des Muk-su und seiner Zuflüsse überzusetzen, blieb ergebnislos. Einer der Expeditionstrupps ging dem Sauk-dara entlang aufwärts zu den Gletschern an dessen Oberlauf. Dort fertigte die topographische Gruppe Gerasimows eine Karte des Sauk-dara-Gletschers und aller seiner Zuflüsse an.

Die Alpinisten dieses Trupps stiegen zum Firnbecken rund um den Gletscher empor. Über seinen Schneefeldern ist im Bergrücken eine Einsattelung zu sehen. Die Alpinisten machten zwei Versuche, bis zum Gipfel des Piks zu steigen. Das erstmal kamen sie bis 5600 m, aber ein Schneesturm hielt sie auf und zwang sie, den Aufstieg abzuberechnen. Beim zweiten Male erreichten sie eine Höhe von 6850 m, aber auch diesmal mussten sie umkehren. Für einen dritten Versuch hatten sie weder Zeit noch Kraft.

Der Trupp teilte sich; ein Teil kehrte auf dem Anmarschwege zurück. Die übrigen stiegen zu dem Sattel im Gebirgskamm auf, überschritten ihn nach Norden und stiegen über steile Firnhänge und von Spalten zerklüftete Gletscher ins Alajtal ab.

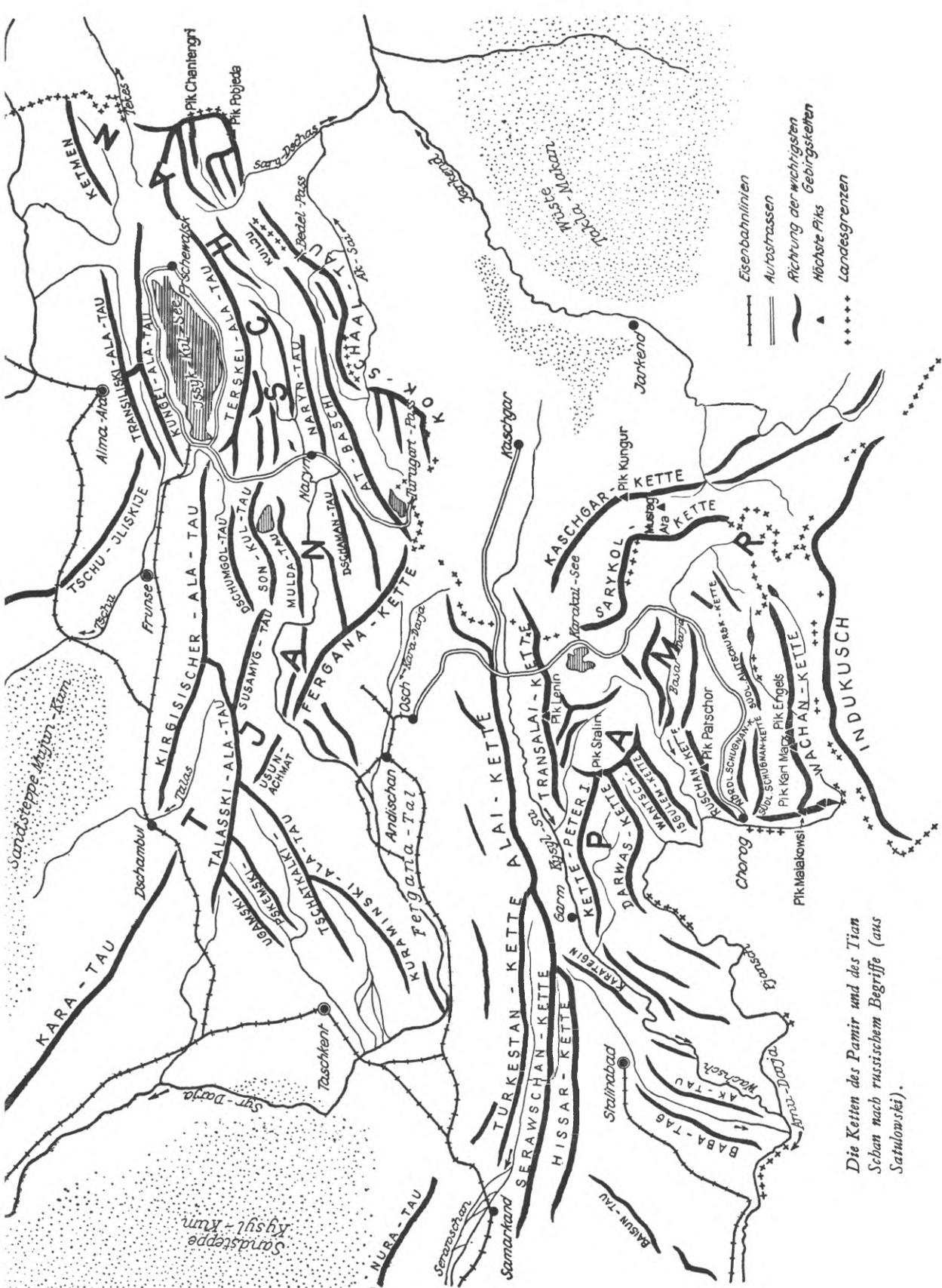
Die Kammlinie des Massivs verläuft in einer Höhe von ungefähr 7000 m. Im östlichen Teil sinkt sie ziemlich scharf bis zum Sattel des Passes (5828 m). Zu Beginn der Absenkung des Grates zweigt eine mächtige Rippe ab, die allmählich ins Alajtal hinunterzieht. Der Gipfel des Pik Lenin befindet sich am Westende dieses langen Massivs. Er überragt den Grat nur wenig. Die Linie der Transalajkette verlängert sich noch weiter und führt zum nächsten Gipfel, dem Pik Dserschinski [Δ 6713 m nach Finsterwalder].

1933 wurde der höchste Gipfel der UdSSR, der Pik Stalin [7495 m], besiegt, 1934 brachen die sowjetischen Alpinisten erneut zum Angriff auf den Pik Lenin auf, aber diesmal von Norden aus, durch das Tal des Atschik-tasch.

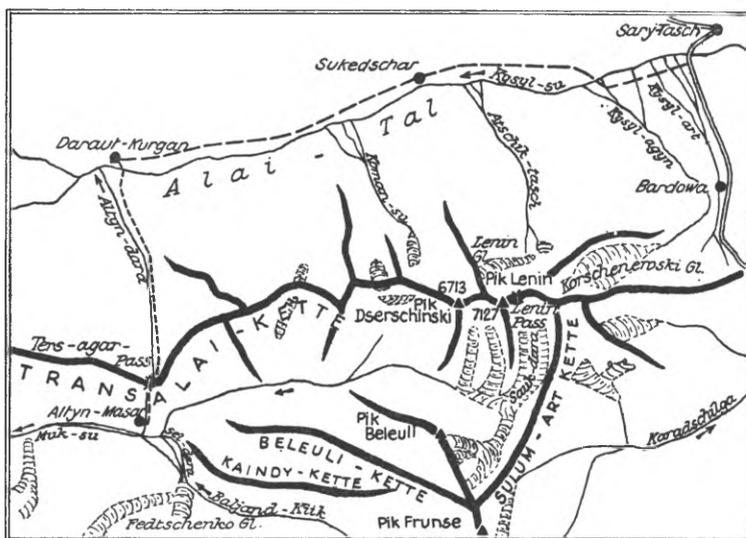
1934. Drei Instruktooren und drei Teilnehmer der Alpiniade sollten vollenden, was vom ganzen Kollektiv begonnen wurde: bis zum Gipfel des Pik Lenin vorzudringen. Im engen Zelt versammelt, beratschlagten sie nochmals den Besteigungsplan: vier Tage für den Weg bis zum Grat und einen Tag zum Gipfel. Der Abstieg sollte zwei Tage dauern, und der «Vorrat für Schlechtwetter» war mit vier Tagen in die Zeitrechnung eingerechnet.

Der Schneefall hörte gegen Abend auf, und am folgenden Tag begünstigte klares Frostwetter das Vorhaben. Am ersten Tag bewältigte die kleine Gruppe 1500 m – doppelt so viel wie der ganze Trupp der Alpiniade (21 Personen).

Im Lager 5700 m herrschte nachts starker Wind mit Schneefall. Ein Weitergehen am nächsten Tag war erst nachmittags möglich, als es etwas wärmer wurde und der Wind sich legte. An der Spitze der Gruppe gingen die Brüder Jewgenij [Eugen] und Witalij Abalakow. Sie spürten im tiefen Schnee. Diese Wegstrecke ist eine der schwierigsten: der Hang wird sehr steil – sie mussten alle Kräfte anspannen.



Die Ketten des Pamir und des Tian Shan nach russischem Begriffe (aus Setulowstet).



Gebiet des Pik Lenin (Pamir).

Der nächste Tag verging wieder mit weiterem beschwerlichem Vorrücken den Steilhang hinauf. Bei zwei Teilnehmern machten sich Anzeichen von Fusserfrigerungen bemerkbar. Es musste mehrmals gehalten werden, um die bereits weiss gewordenen Zehen zu reiben. Weitergehen durften sie nicht.

Auf Anweisung des Gruppenführers Tschernucha stieg Jewgenij Abalakow am 7. September ab, um die mitgenommenen Kameraden zu begleiten. Es war natürlich schmerzlich, umzukehren, nachdem der unangenehmste und schwierigste Teil des Weges bereits hinter ihnen lag. Besonders hart traf dies Jewgenij Abalakow, der sich hervorragend fühlte.

Witalij Abalakow, Tschernucha und Lukin stiegen hartnäckig weiter auf und erreichten gegen Abend den östlichen Gipfelgrat.

8. September. Trotz Wind und 30 Grad Kälte beschlossen die Besteiger, zum Gipfel zu gehen. Gegen 12 Uhr brachen sie von ihrem Lager mit leichtem Gepäck auf. Im Rucksack, den sie abwechselnd trugen, befanden sich die Büste Lenins und einige Lebensmittel.

Der Schnee am Grat war von starken Winden abgeweht und mit einer festen Schicht bedeckt. Es war sehr kalt. Witalij Abalakow beging als erster den Grat und stieg auch als erster den letzten steilen Aufschwung vor dem eigentlichen Gipfel empor.

Es war nicht leicht, einen Turm aus Steinen zusammenzutragen. Die durchgefrorenen Hände gehorchten nicht; dazu begannen sie noch die Atemnot zu verspüren. Aber auch dies wurde vollbracht. Die Büste Lenins steht auf einem steinernen Sockel. In einem Metallgefäß befinden sich die Notizen über die Besteigung, genauer noch – über die Erstbesteigung. Einen Steinmann oder Notizen der Deutschen haben die sowjetischen Alpinisten auf dem Gipfel nicht gefunden...

1936. Trotz der Erstbesteigung lenkt der Pik Lenin wie früher die Aufmerksamkeit der Alpinisten auf sich: es gibt dafür viele Gründe. Unter den Siebentausendern der Sowjetunion ist dieser Gipfel der am leichtesten zugängliche mit dem kürzesten Anmarschweg. Nach Vollendung der Pamir-Autostrasse kann man von der Stadt Osch in einem Tag bis ins Alaital fahren. Der Weg zu den Gletschern des Nordhanges des Piks kann vom Tale her mit Tragtieren

begangen werden. Die Route zum Gipfel bietet keine aussergewöhnlichen Schwierigkeiten, und die Vorbereitungen für die Besteigung beanspruchen nur wenig Zeit.

Dies waren die Jahre der Alpinaden. Im Kaukasus stiegen ganze Kolonnen auf die höchsten Gipfel Europas. 1933 erreichten 58 Teilnehmer der Alpinade der Roten Armee den Elbrus. 1934 waren auf dem selben Gipfel bereits 276 Personen. Dann stiegen 600 Kolchosbauern der Kabardinischen Autonomen Republik auf den Elbrus. Viele Unternehmungen wandten sich auch dem Kasbek zu. Im Laufe des Jahres 1935 standen 2016 Personen auf dem Gipfel des Elbrus.

Nach dem Beispiel einer der militärischen Einheiten, die den Kasbek mit voller Bewaffnung bestieg, sollte die Unterabteilung einer Kompanie den Pik Lenin besteigen. Für die Leitung der Vorbereitung der Besteigung und den Sturm auf den Pik wurden Alpinisten herangezogen. Sie kamen aus Moskau und Leningrad; unter ihnen waren auch Rostower und Tifliser.

In einer Höhe von 4200 m entstand zwischen den Steinen der Moräne das erste Lager. In kleinen Gruppen rückten die Alpinisten zur Erkundung der Hänge des Piks, des Eisstromes des Lenin-Gletschers und zu den Hängen der umliegenden Berge aus. Der Weg zum Gipfel wurde über die Nordwestrippe gewählt. Er war steil, aber am kürzesten.

Die Hilfslager für eine so grosse Anzahl von Menschen zu errichten, war eine schwierige Aufgabe. Noch schwieriger war es, die unerlässlichen Vorräte und die Ausrüstung dorthin zu bringen. Der Platz für das zweite Lager wurde in einer Höhe von 5100 m gewählt. Über Geröll und Moränen der Hänge am Fuss des Piks wurde im Zickzack ein Pfad gelegt. So konnten Tragtiere bis zu einer Höhe von 4900 m gelangen.

Im Alaital rückte von Bardoba her der Kerntrupp des Unternehmens an, und am 9. August zogen die zukünftigen Teilnehmer an der Besteigung mit den Instruktoeren an der Spitze zu einem Akklimatisierungsunternehmen aus. Man musste sich an die Höhe gewöhnen. Aber das Unternehmen hatte auch noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Auf 5800 m und 6200 m entstanden Höhenlager, die in den Schnee gegraben wurden. Mehr als zweieinhalb Tonnen Lasten wurden zum Lager 5100 m gebracht. Ins Lager 6200 m wurde etwa eine Tonne getragen.

Es ist 10 Uhr morgens, als sechs Personen aus dem Lager 4200 m aufbrechen und den Hang emporsteigen. Die Expeditionsmeteorologen verkünden schönes Wetter; die Alpinisten steigen zuversichtlich auf. Es ist dies die Erkundungsgruppe, der Spitzentrupp des ganzen Unternehmens. Zu ihm gehören die besten Instruktoeren.

Die Vorhut ist noch nicht weit am Hang emporgestiegen, als sich bereits hinterher wie eine lange Schlange die Menschenkette nachschlängelt. Die Abteilungen ziehen sich über einen grossen Abstand auseinander, und ihre dunkle, sich bewegende Linie zeichnet den Zickzack des Pfades in den Hang. Sie steigen langsam nach und erreichen gegen 6 Uhr abends das Lager 5100 m, wo sie niemanden vorfinden. Die sechs Instruktoeren brachten es fertig, noch am gleichen Tag bis zum nächsten Lager 5800 m zu gehen. Sie stiegen an einem einzigen Tag 1600 m.

Wieder ein Tag langsamen Aufstiegs über den Hang; in den Schneehöhlen des Lagers 5800 m wird übernachtet.

Vier Bergsteiger bleiben in diesem Lager zurück. Zwei haben Malaria, die andern leiden unter der Bergkrankheit.

An diesem Tag muss ein sehr steiler, 45 bis 50 Grad geneigter Hang überwunden werden. Oft wird eine Pause eingeschaltet. Das Durchschnittstempo kann nicht eingehalten werden. Besonders schwer ist der Aufstieg für die MG-Schützen, die ihre schweren Maschinengewehre mitzuschleppen haben.

Lager 6200 m. Die Zelte stehen in Nischen, die in den steilen Schneeang gegraben wurden. Es beginnt zu schneien. Die ganze Nacht fällt Schnee, und auch am folgenden Tag hört der Schneefall nicht auf.

Es herrscht 20 Grad Kälte und keine Sicht; man kann nicht weitergehen. In Augenblicken der Aufhellung steigen Erkrankte langsam und taumelnd ab. Die Gesunden liegen schweigsam in ihren Schlafsäcken; das ganze Lager scheint menschenleer zu sein.

Unaufhörlich sinkt der Schnee; die Lawinengefahr wächst. Nach der zweiten Nacht dämert ein grauer Morgen. Stossweise kommt der Wind, und die Wolken werden rasch über den Grat getragen. Endlich um 1 Uhr mittags steigt die Kolonne erneut auf. Bald verschlechtert sich jedoch das Wetter wieder. Die Kolonne bewegt sich in dichtem Nebel und bemüht sich, den für das nächste Lager vorgesehenen Platz zu erreichen.

Plötzlich grollt, rollt und rauscht es... Eine Bruchlinie läuft über den Hang; der Schnee gleitet mit wachsender Geschwindigkeit in die Tiefe.

Die Lage wird bedrohlich. In ihrem Streben, auf alle Fälle zum Gipfel zu gelangen, vergessen die Führenden die alte Regel: «Lass nach einem Schneefall die Neuschneelawinen abgehen und unternimm erst dann eine Besteigung!»

Lawinen stürzen auf die Alpinisten nieder – einige Berggänger werden verschüttet und 40 m in die Tiefe getragen. Ein weiterer Schneesturz reisst fünf Leute mit. Der Trupp kehrt zum Lager 6200 m zurück. Glücklicherweise waren die Lawinen nicht gross; die Mitgerissenen konnten sich retten und kamen mit Quetschungen davon.

Auch das Lager 6200 m ist kein ausreichend gefahrloser Ort mehr; die Instruktoeren raten, tiefe Schneehöhlen auszugraben.

Während der Nacht gehen erneut Lawinen nieder und schütten die Eingänge der Schneehöhlen zu. Ein paar Nichtbetroffene eilen ihren verschütteten Kameraden zu Hilfe.

Man beschliesst, sofort abzusteißen. Im Lager 6200 m bleibt nur noch der MG-Schütze Pomogaibo zurück. Er wurde tot aus seiner Höhle geborgen...

1937. Das Missgeschick, das die Kolonne der Alpinade traf, hielt die Alpinisten nicht auf. Die sportliche Jubiläumsexpedition 1937 in den Pamir beschloss, aus Anlass des zwanzigsten Jahrestages der Oktoberrevolution alle drei Siebentausender des westlichen Pamir zu erklimmen: Pik Lenin, Pik Stalin und Pik Jewgenija Korscheneuskaja.

Die Vorbereitung des Angriffs auf den Pik Lenin begann Mitte Juli. Alles wickelte sich wie in den vergangenen Jahren ab – nur die Flugzeuge waren neu. Zur Erkundung des Weges flogen die Alpinisten um die Spitze. Ein wesentlicher Teil der Lasten für die oberen Lager wurde von den Flugzeugen abgeworfen.

Die Flüge über den Hängen des Piks verliefen aber nicht immer glatt. «Es war am 30. Juli, während des Höhepunktes unserer Arbeit zur Versorgung der den Pik Lenin erstürmenden Alpinisten mit Lebensmitteln», schreibt der bekannte Flieger Lipkin. «Das Flugzeug befand sich in einer Höhe von 5200 m. Es blies ein orkanartiger Wind, der drohende Wolken herantrug. Ich hatte schon zwölf Anflüge zum Abwurf von Lasten hinter mir. Plötzlich ein unerwarteter Stoss. Ich fühlte, wie das Flugzeug erschüttert wurde und absackte.

Links die gewaltigen Massive senkrechter Felsen, unter mir und rechts Abbrüche von mehreren hundert Metern. Vor mir ein kleiner Platz. Nachdem das Flugzeug die Schneedecke berührt hatte, lief es noch etwa 30 m und bohrte sich dann mit der Nase in den tiefen Schnee. Pilot Sysojew und ich blieben unversehrt. Das Flugzeug wies ausser dem in der Luft zerschlagenen Propeller (wohl durch einen vom Winde mitgerissenen Stein) keinerlei Beschädigungen auf.»

Der Angriff auf den Pik beginnt am 10. August. Der Weg bis zum Lager in 4200 m Höhe wird zurückgelegt.

11. August. Die Alpinisten gehen auf dem Lenin-Gletscher bis zur Höhe von 4400 m, wo die Tragtiere, die bis hierher die Lasten schleppten, umkehren. Stellenweise erhielten sich Überbleibsel des Pfades vom Vorjahr. Übernachtung im Lager 5100 m.

12. August. An diesem Tag steigen sie insgesamt 500 m bis zum Lager 5600 m. Die Bergsteiger müssen schwere Lasten tragen. Lebensmittel nahmen sie jedoch nur für drei Tage mit. Das übrige muss das durch Funk herbeigerufene Flugzeug abwerfen.

13. August. Die Dreierpartie mit Bjelezkij an der Spitze geht voran. Sie steigt in schnellem Tempo zum Lager 6200 m, um die Flugzeuglasten in Empfang zu nehmen. Die übrigen bewegen sich langsam über den Steilhang aufwärts.

Das Lager 6200 m liegt inmitten eines steilen Firnhanges. Der einzige verhältnismässig ebene Platz ist ein Hangvorsprung. Auf ihn versuchen die Flieger die Kisten zu werfen. Fallschirme kommen nicht in Frage; der Wind würde sie abtreiben.

«Um die Kisten mit den Lebensmitteln auf diesen Vorsprung zu bringen, muss man genau die Flughöhe, die Windstärke und das Gewicht der Last bestimmen. Ein geringer Fehler – und die Produkte, von denen so viel für die siegreiche Beendigung der Expedition abhängt, stürzen in den Abgrund.» Aber es glückt!

14. August. Es schneit den ganzen Tag; untätig sitzt man in den Zelten.

15. August. Das Unwetter dauerte nur einen Tag. Heute ist es zwar kalt, aber der Himmel ist klar. Im frischen Schnee wird das Gehen äusserst schwer. Nach einem ganzen Tag Arbeit wird nur 200 m höher gestiegen.

16. August. Wieder Mühe und schwere Arbeit. Gegen 6 Uhr abends beenden die Besteiger den Aufstieg über die Nordwestrippe und betreten den Hauptgrat der Gebirgskette, auf dem noch ein langer Weg zum Gipfel zurückzulegen ist.

Das Panorama nach Süden öffnet sich: im Norden das grüne Alaital, im Süden die unzähligen Pamirgipfel und deren Gletscher im Westen und die öden Täler im Osten. Hier ist es leichter zu gehen; der lange Grat steigt kaum an. Nur in der Nähe des die Gratlinie abschliessenden Gipfels muss man erneut aufsteigen. Dafür ist es kalt geworden. Der stossartige Wind macht wanken und lässt den Körper zu Eis erstarren.

Das Lager am Gratanfang ist das letzte vor dem Gipfel. Bjelezkij bringt in der Enge des Zeltes die mitgebrachte Radiostation unter, und bald ist die Verbindung mit Welt und Menschen hergestellt.

17. August. Letzter Tag der Besteigung. Der Weg bis zum letzten Aufschwung ist ziemlich rasch, nach vier Stunden, zurückgelegt. Der Aufschwung zum eigentlichen Gipfel ist sehr steil. Noch 200 m Anstieg sind zu überwinden. Wie immer sind diese letzten Meter schwerer und hemmender als alle übrigen. Am Hang müssen Stufen geschlagen werden – nach jedem Schlag ist eine Ruhepause nötig. Es hackt Martynow, dann Bjelezkij. Iskin löst ihn ab. Dann der nächste. . .

Die Flugzeuge erscheinen wieder. Sie ziehen Kurven über dem Gipfel. Die Flieger winken den Alpinisten mit der Hand, als Antwort werden die Eispickel erhoben.

Gegen 6 Uhr abends gehen die Besteiger die letzten Meter über brüchige, zerbröckelte Felsen hinauf und betreten den Gipfel des Piks. Das eindrucksvolle Panorama des westlichen Pamir öffnet sich vor ihnen. Auf dem Gipfel steht inmitten der Felsen die Büste Lenins, die 1934 von W. Abalakow, Lukin und Tschernucha aufgestellt wurde. Sie ist mit einem roten Tuch bedeckt und vorzüglich erhalten. Dieses Mal wird im Steinmann zusammen mit den Notizen der Besteiger der Text der Stalinschen Verfassung niedergelegt.

Auf dem Gipfel durfte man sich nicht aufhalten. Es blieb nur noch wenig Zeit übrig bis zur Dunkelheit; die Alpinisten machten sich eilig auf den Rückweg.

Vom Gipfel des Pik Lenin ist in der Ferne der Pik Stalin gut zu sehen.

1937 stellten Alpinisten Stalins Büste auf seinem Gipfel auf.

KAUKASUS

1932 ist das Buch von Carl Egger, «Die Eroberung des Kaukasus» (Benno Schwabe, Basel), erschienen. In unserem Kapitel «Kaukasus» (BdW III, S. 41–98) haben wir dieses Buch gewürdigt und versucht, die Expeditionen seit 1932 zu verfolgen; noch bestehen aber sehr viele Lücken. Von russischer Seite zum Beispiel ist bis in den letzten Jahren fast nichts durchgesichert. Auf unsere Bitte hin versuchte nun Hellmut Schöner, diese vielen Lücken (unter Benützung des Buches von Satulowski) auszufüllen; doch gibt dieser Aufsatz nur eine ganz allgemeine Darstellung der Detailerschliessung im Kaukasus. Wir würden es begrüßen, wenn sich ein Fachmann dieser Aufgabe annehmen würde. Wir hoffen, diese Studie in einem der nächsten Bände mit unserer Kammverlaufskarte «Kaukasus» veröffentlichen zu können.

Redaktion.

Auszugsweise Übersetzung aus einer von D. M. Satulowski bearbeiteten Darstellung der Entwicklung des sowjetischen Alpinismus.

Der Beginn für winterliche Touren im Kaukasus war die Eröffnung einer Hochgebirgsskistation in Bakuriani (Georgien) im Winter 1931/32. Die erste grosse Skifahrt führten Moskauer Skifahrer und Alpinisten durch. Sie überschritten die kaukasische Hauptkette über den Twiberpass und gingen weiter nach Swanetien. Im Winter 1932 zog eine Alpinistengruppe unter W. Kolomenski über den schwierigen Zannerpass. 1934 unternahmen A. Gusew und W. Korsun die erste Winterbesteigung des Elbrus.

Im Sommer 1933 bezwangen die Alpinisten A. Maleinow und W. Solowjei den Koschtantau – einen der schwierigsten Gipfel des Kaukasus. Der erste Versuch, diesen Gipfel zu erreichen, wurde 1888 von einer Gruppe bekannter westeuropäischer Alpinisten unternommen; alle am Aufstieg Beteiligten kamen dabei um. Maleinow und Solowjei stiegen über den Nordgrat auf den Gipfel. Sie mussten einen steilen Eishang überwinden und wegen des Unwetters mehrere Tage am Grat verbringen.

Das Jahr 1934 brachte die bemerkenswerte Besteigung des Südgipfels des Uschba. Aljoscha Dschaparidse bereitete sich seit 1930 systematisch auf diesen Berg vor. Der Erfolg seiner Gruppe wurde als hervorragende Leistung sowjetischer Alpinisten bewertet.

Die Besteigung des leichter zugänglichen Nordgipfels des Uschba wurde 1888 durchgeführt. Der zweite, südliche Gipfel blieb noch lange unbezwungen. Viele versuchten ihr Glück vergebens. Nach fünfzehnjähriger, fruchtloser Belagerung des Berges wurde 1903 eine «Internationale Expedition auf den Uschba» organisiert, in der sich die bewährtesten Alpinisten ganz Westeuropas vereinigten.

Nach zweiwöchiger Vorbereitung erreichten einige Teilnehmer dieser Expedition den Gipfel. Im gleichen Jahr wurden beide Gipfel traversiert. In den folgenden Jahren bis 1936 blieben die ausländischen Alpinisten aus. In den fast fünfzig Jahren befanden sich auf dem Nordgipfel fünf und auf dem Südgipfel zehn ausländische Alpinisten. Nur drei davon bestiegen beide Gipfel. Insgesamt nahmen an den Besteigungsversuchen auf den Uschba mehr als sechzig der bewährtesten Alpinisten Europas teil, wovon nur ein Viertel ihr Ziel erreichte.

Von den ersten sowjetischen Versuchen von 1930 bis 1949 bestiegen den nördlichen Gipfel dreizehn und den südlichen acht Gruppen; ausserdem überschritten elf Partien beide Gipfel. Insgesamt waren auf den Uschbagipfeln 144 sowjetische Bergsteiger. (Genauere Angaben über sowjetische Uschbabeistigungen siehe im Buch P. S. Rotatajew's *Der besiegte Uschba*, Staatsverlag für geographische Literatur, Moskau 1948.)

1935 bestiegen die Moskauer W. Kisel und B. Aleinikow den Uschba-Nordgipfel über das Uschbaplateau. Die erste russische Überschreitung beider Gipfel wurde 1937 von der Gruppe

J. M. Abalakow durchgeführt. Im selben Jahr bestiegen fünf Swaneten (die Brüder Beknu, Gabriel und Wissarion Chergiani, Tschartolani und Gwarliani) als Teilnehmer der Alpinade des Semo-Swanetischen Gebiets auf einer schwierigen Route den Uschba-Südgipfel.

Ein Musterbeispiel für eine bis ins einzelne durchdachte und gut vorbereitete Besteigung war 1935 die Bezwingung des Tichtengengipfels durch die Alpinisten N. M. Popow und L. A. Gutman. Schon 1930 wurden die ersten Angriffsversuche auf diesen Berg unternommen. Die Bezwingung des Koschtantau, A. Maleinow und W. Solowjei, traten 1933 von seinen Hängen den Rückzug an. Auch W. Kisel, B. Aleinikow und W. Naumenko, die den Weg über den Ostgrat wählten, wurden 1934 abgeschlagen.

Popow und Gutman führten eineinhalb Monate lang eine genaue Erkundung durch. Sie besichtigten den Weg, wägen alle möglichen Varianten ab, trugen, so weit es ging, Vorräte von Lebensmitteln und Ausrüstung hinauf, bestiegen die nächsten, leichter zugänglichen Gipfel und beobachteten von dort aus.

Endlich war der Weg ausgewählt. Der Aufstieg über den Westgrat zum Gipfel dauerte vier Tage. Es war eine ununterbrochene, gefährliche Kletterei über steile Felsen. Nach Betreten des Gipfelgrates mussten die Besteiger eine ganze Reihe hoher Felszähne – Gendarmen –, die oft den Weg versperrten, überwinden. Endlich lag der Aufstieg zum höchsten Punkt des Berges vor den Alpinisten, und hier, nur 75 m vom Ziel entfernt, konnten sie vor einer völlig glatten Felswand nicht mehr weiter. Sie wichen jedoch nicht zurück. Nach langem und sorgfältigem Suchen fanden sie im Fels eine kleine Spalte. Durch Einschlagen von Stahlhaken überwandten sie diese schwierige Stelle.

Mit der Verringerung der Zahl der noch unbezwungenen Gipfel im Kaukasus gingen die Bergsteiger dazu über, schon bekannte Gipfel auf neuen Wegen zu besteigen. Von 1937 und 1938 an besann man sich auf eine besondere Art von Besteigungen: die Traversierung. Neben den Massenbesteigungen wurden die Traversierungen eine für den sowjetischen Alpinismus charakteristische Besteigungsart.

Die Traversierungen haben ihre Besonderheiten; sie dauern, im Gegensatz zu gewöhnlichen Besteigungen, viel länger. Einige der besten Traversierungen sowjetischer Alpinisten beanspruchten zwölf bis fünfzehn Tage.

Die ersten sowjetischen Traversierungen waren: 1932 diejenige über den Kamm der Besingiwand, von der Gistola bis zum Dschangitau, durch die Brüder J. und W. Abalakow und A. Germogenow; ferner im gleichen Jahr diejenige über den Grat der kaukasischen Hauptkette zwischen den Gipfeln Passis-mta und Tschornaja Nesnakomka (= Schwarze Unbekannte) durch die Gruppe Aljoscha und Alexandra Dschaparidse.

1938 überschritten J. Abalakow und W. Miklaschewski in dreizehn Tagen alle Gipfel des Ausläufers Dychtau–Koschtantau. 1949 wurde diese Route in der umgekehrten Richtung von der Gruppe W. Abalakow wiederholt. Zweimal wurde der ganze Kamm der Besingiwand von der Gruppe J. Bjelezki und S. Chodakewitsch überklettert.

Eine bemerkenswerte Route über eine Reihe von Gipfeln eines Abschnitts der kaukasischen Hauptkette, der unmittelbar von Osten her die Besingiwand berührt, begingen 1940 die grusinischen (= georgischen) Alpinisten Aljoscha und Alexandra Dschaparidse, Gabriel und Beknu Chergiani. Sie traversierten Zurungal–Ailama–Nuamkuam–Schchara.

Unter den schwierigsten Traversierungen steht an vorderster Stelle die Überschreitung der fünf Gipfel des felsigen Schcheldatau. Diese Route wurde 1940 erstmals ganz begangen, und zwar von zwei Gruppen: eine davon, die Gruppe W. Nesterow, ging von Osten nach Westen über den Grat; die andere, L. Nadjeschdin, ging von Westen nach Osten. Diese Traversierung wurde in beiden Richtungen 1949 wiederholt (durch die Gruppen D. Simanowitsch und W. Lubenjez).

Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Zahl der Traversierungen noch weiter an: in den Vorkriegsjahren begangene Routen wurden vervollständigt und in noch schwierigeren Varianten begangen.

So bestieg zum Beispiel 1948 die Gruppe W. Abalakow (Gesellschaft «Spartak») den Schcharagipfel auf dem schwierigsten Weg über den Nordgrat (früher stieg man über den Ostgrat auf) und ging von dort über den ganzen Kamm der Besingiwand.

1949 traversierte die Gruppe des ukrainischen Alpinisten A. S. Sjusin das Massiv des Doppach.

1950 überschritt eine Gruppe grusinischer Alpinisten in einer Rekordtraversierung alle Gipfel des Scheldamassivs und des Ushba.

Neben den schwierigsten Traversierungen wurden immer mehr auch die Wände bestiegen. Eine der bedeutendsten Besteigungen dieser Art war der Durchstieg durch die Nordwestwand des Ushba (Gruppe Al. Maleinow von der Gesellschaft «Lokomotiv»).

1947 wurde eine Traversierung des zentralen Teiles der kaukasischen Hauptkette durchgeführt, bei der 87 Gruppen (489 Personen) über die Gratlinie gingen und 92 Gipfel bestiegen.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	Photo	Seite
Titelbild: Otto Furrer	<i>K. Weber</i>	
NACHRUFE		
Otto Furrer	} <i>W. Studer</i>	17
Aufbruch am Matterhorn		18
Charles Simon		35
GRÖNLAND		
Der kalbende Rinksgletscher	} —	45
Kalbungseis im Karratsfjord		45
Zungenende des Umiamakogletschers		46/47
Abspaltungen am Eisberg		48
Eisberg mit Unterwasserfuss		48
Aufsitzende Eisberge		57
Altersformen der Eisberge		57
Eisberg aus Blaueis		58
132 m hohe Eisnadel	67	
PATAGONIEN		
Cerro Torre	<i>L. Depasse</i>	68
Fitz-Roy-Gruppe	} <i>G. Stroué</i>	69
Die Fitz-Roy-Route		70
PERU		
Nevado Alpamayo	} —	95
Am Fusse des Nordgrates des Nevado Alpamayo		96
AFRIKA		
Mount Kenya	<i>Swissair</i>	101
Lewis-Gletscher	<i>E. Robson</i>	102
IRAN		
Kraterausbruch des Taftan	} <i>Arnold Heim</i>	111
Vulkan Kuh-i-Taftan, Flugbild		112
Aufstieg zum Kuh-i-Taftan von Osten		112
Talfahrt der Sennen; Savalan		117
Kamelbad der Therme von Gotr Su		117
Blick vom Gipfel des Savalan nach Westen		118

Gipfel des Savalan, Kratersee		118
Der Demawend, Flugbild		119
Büссерfirn am Ostrand des Demawend	} <i>Arnold Heim</i>	119
Krater des Demawend, Büssereis		120
Krater des Demawend, Kraterseelein		120

HIMALAYA

Nordwestgrat des Mukut Parbat	} <i>H. E. Riddiford</i>	137
Aussicht von Punkt 5712, Panorama		138/139
Umgebung des Dakkhni Chamrao Gal		140
Ratong Peak von Nordwesten	} <i>Georg Frey</i>	149
Boktoh von Südosten		150
Koktang von Osten		151
Kabru Dome		152
Nilkanta vom Kuaripass aus		<i>M. Kurz</i>
Panorama vom Tangkongma Peak aus	<i>Ed. Wyss-Dunant</i>	162/163
Grenzkamm zwischen Sikkim und Tibet	<i>T. H. Braham</i>	162/163
Dambush Khola mit Nilgirigruppe	<i>M. Icbac</i>	164
Manaslu	<i>W. H. Tilman</i>	181
«Grande Barrière» und Tilichosee	} <i>M. Icbac</i>	182/183
Annapurna von Norden		184/185
Nordflanke des Dhaulagiri	<i>J. Oudot</i>	186/187
Bandar Punch	<i>J. T. M. Gibson</i>	188
Uja Tirche	<i>A. D. Scott</i>	205
Blick vom Südwestgrat des Dunagiri	<i>André Roch</i>	205
Östlicher Tilichosattel und Gangapurna	} <i>M. Icbac</i>	206
«Roc Noir» und «Grande Barrière»		207
Ostseite des Gaurisankar		<i>E. Shipton</i>
Nordwestgrat des Mukut Parbat	<i>W. G. Lowe</i>	251
Mukut Parbat aus Richtung Abi Gamin	<i>Anglo-Swiss</i>	252/253
Mukut-Parbat-Lager II	<i>W. G. Lowe</i>	254
Aufstieg zum Becken am Panch Chuli	} <i>H. Harrer</i>	255
Zwischenlager am Hängegletscher		255
Plateaulager mit Beckenspitzen		256
Gipfelpyramide des Panch Chuli		256

PAMIR

Mustagh Ata	<i>H. W. Tilman</i>	208
Pik Lenin von Süden	<i>H. Biersack</i>	270
Pik Lenin von Nordosten	<i>R. Finsterwalder</i>	271

NEUSEELAND

Mount Tutoko	<i>J. A. Sim</i>	249
--------------------	------------------	-----

ALASKA

Mount Hess und Mount Deborah	} <i>B. Washburn</i>	250
Mount Bona		250
Ludwig Krenek	<i>F. Kolb</i>	272

KARTENMAPPE «BERGE DER WELT»

Die *Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen* hat es sich von jeher angelegen sein lassen, die Beschaffung von kartographischen Unterlagen für den Bedarf der Forscher und Bergsteiger zu fördern.

In aller Stille ist ein gross angelegtes Mappenwerk begonnen worden, dessen derzeitige Inventur die folgenden Blätter aufweist:

A. Drucke

1. *Garhwal-Himalaya-Ost* : 1:150 000, bearbeitet nach den Kartengrundlagen des «Survey of India» von Dipl.-Ing. Ernst Huber (Preis Fr. 12.—).
2. *Sikkim-Himalaya* : 1:150 000, bearbeitet und gezeichnet nach Kartengrundlagen des «Survey of India» und mit photographischen Aufnahmen verschiedener Expeditionen von H. F. Bossart, Topograph (Preis Fr. 12.—).
3. *Rabatan-Kosa* : 1:50 000, Photogrammetrische Aufnahmen und zeichnerische Ausarbeitung durch Dipl.-Ing. Ernst Huber (vergriffen; erschien als Beilage zu *den Alpen*, August 1941; ferner enthalten in *10 Jahre Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen*, Zürich 1951).
4. *Abi Gamin* : 1:150 000, aus dem photographischen Material der Expedition 1950, bearbeitet von H. F. Bossart, Topograph. Nördlicher Anschluss an die Karte Garhwal-Ost (Preis Fr. 5.—).
5. *Südalpen von Neuseeland (Cook District)* : 1:100 000, Kammkarte, entworfen von Marcel Kurz (Preis Fr. 8.—).
6. *Süd-Peru* : 1:125 000, mit den Koten der «Map of Hispanic America», 1:1 000 000 (Preis Fr. 5.—).
7. *Kenya* : 1:250 000, mit Nebenkarte der Hauptgipfel 1:50 000 und Übersichtskarte 1:400 000 (Preis Fr. 8.—).
8. *Karakorum* : 1:750 000, Kammkarte, entworfen von Marcel Kurz (Preis Fr. 5.—).
9. *Cordillera Blanca und Huayhuash* : 1:300 000, Kammkarte (Preis Fr. 5.—).

B. In Vorbereitung stehen weitere Blätter folgender Gebiete

Ruwenzori, Kilimandjaro, Kivugebiet.
Grönland, «Schweizerland».
Kaukasus, Pamir, Tian-Schan, Minyag Kangkar.
Hoggar, Neuguinea.

Interessenten für den Bezug dieser Blätter sind gebeten, sich an die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, Zürich 3/45, Binzstrasse 23, zu wenden.